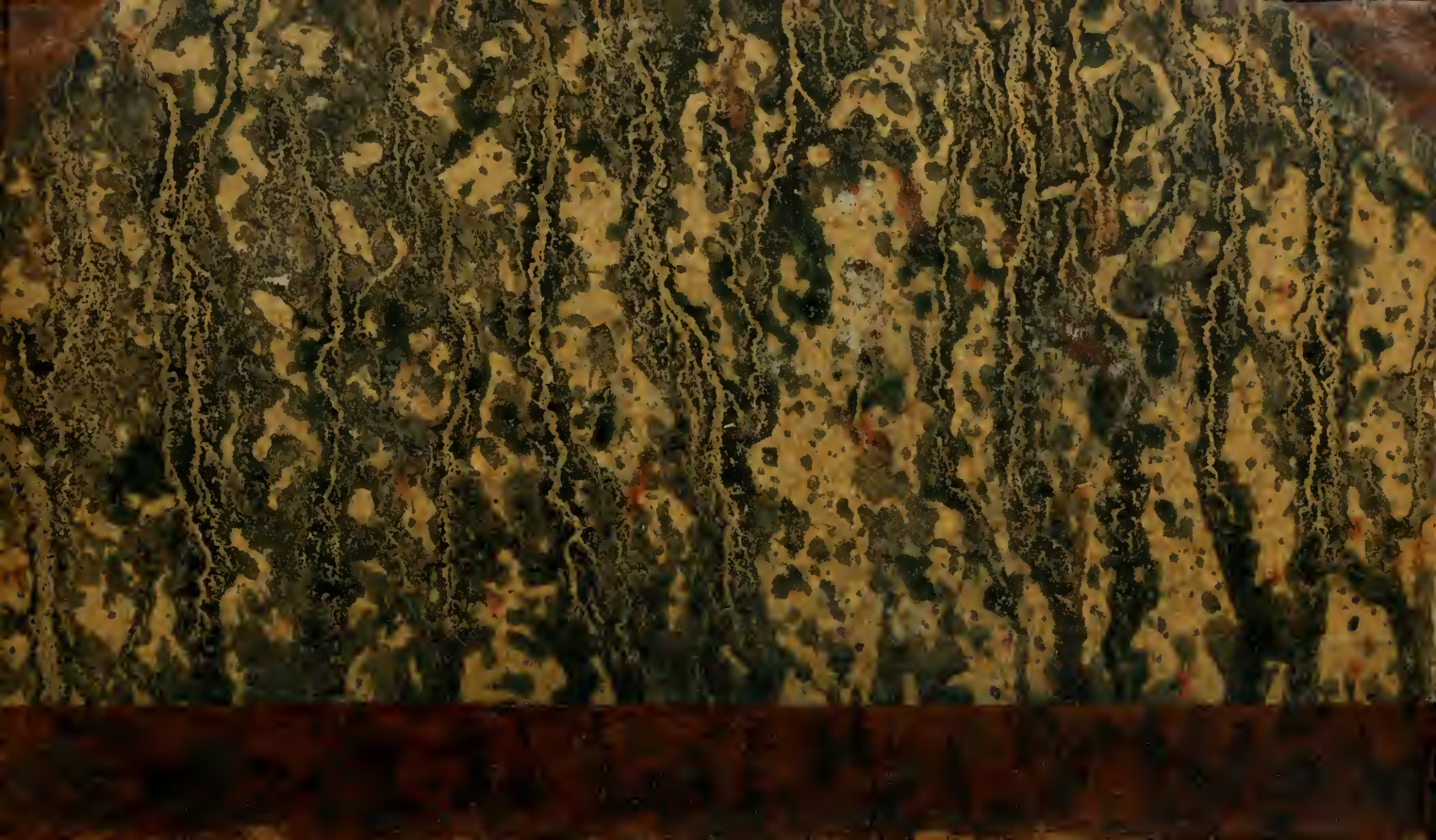

Europäische Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Vierten Bandes Erstes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Fürs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfasser verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des vierten Bandes erstes Stück.

I. Das italiänische Königreich und die batavische Republik . . . . . S. 1

II. Paris und London, oder die Stufen der Humanität . . . . . — 5

Europäische Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Vierter Band
Erstes bis Drittes Stück

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805

MAY
UNIVERSITY

D
301
E87
B61.4

Inhalt des vierten Bandes.

I. Das italiänische Königreich und die batavische Republik . . . S. 1—4. 146—161

II. Paris und London, oder die Stufen der Humanität . . . S. 5—145. 173—230

III. Ueber die politische Klug- und Unklugheit der Völker . . . . . S. 162—171

IV. Von den Ursachen der jetzigen Veränderungen des politischen Systems in Europa . S. 231—241

V. Was könnte noch einigermaßen den Gemeingeist in Deutschland erhalten . . S. 242—248

I.

Das italiänische Königreich

und

die batavische Republik.

Comme les monarques doivent avoir de la sagesse pour augmenter leur puissance, ils ne doivent pas avoir moins de prudence afin de la borner. En faisant cesser les inconvéniens de la petitesse, il faut, qu'ils aient toujours l'oeil sur les inconvéniens de la grandeur.

Montesquieu.

Die zwey wichtigen Ereigniſſe, worauf ich in meinen vorigen Heften Seite 131 und 218. aufmerkſam machte, ſind nun zu Tage gekommen; nämlich das italiäniſche Königreich und die neue Konſtitution der batavi-ſchen Republik. In dem Aufſatze: Wie könnte man den Frieden finden? bemerkte ich, daß die ſicherſte Friedensbaſis in Italien und den Nieder-landen geſucht werden müſſe. Ob man ſie durch beyde obige Stiftungen gefunden habe? muß nun die Folge lehren.

Der franzöſiſche Kaiſer hat bereits die italiäniſche Krone angenommen; aber unter der ausdrücklichen Bedingniß:

daß er sie nur so lange behalten wolle, als fremde Truppen Italien bedrohen; alsdann aber würde er seinen Nachfolger ernennen, der entweder ein Franzose oder Italiäner seyn, aber nie die zwey Kronen, nämlich Frankreichs und Italiens, zugleich tragen könnte.

Eben so ist jetzt den Repräsentanten des batavischen Volkes eine neue Verfassung vorgelegt, worin durch Anstellung eines Großpensionärs und der Sicherstellung der Provinzialfreyheit die Republik als selbstständig erklärt wird.

Durch diese beyde Stiftungen glaubt Napoleon den europäischen Mächten Beweise seiner Mäßigung und Friedensliebe gegeben zu haben.

Indessen rüstet sich England zu neuen Kriegsunternehmungen, und sucht seinen Einfluß durch eine nordische Allianz zu verstärken. Noch ist von seiner Seite keine beruhigende Gegenerklärung auf Frankreichs Friedensanträge wenigstens öffentlich erschienen, und die wechselseitige Benehmung läßt vermuthen, daß es mit den von Napoleon aufgestellten Friedensgrundsätzen noch nicht zufrieden sey. Das italiänische Königreich und die batavische, wie die helvetische Republik sind zwar in den öffentlichen Urkunden als unabhängige Staaten erklärt; allein Napoleon wird nicht eher seinen Einfluß darauf zurückziehen, bis ein solider Friede ihn von allen äußern und innern Anfechtungen sichert; und England wird so lange seine entschiedene Uebermacht zur See behaupten wollen, bis es um Frankreich solche Kontinentalstaaten gegründet findet, womit es dieses Reich im Schach halten kann. Der Friede wäre also wenigstens auf dem Meere noch nicht gefunden; und sollte sich der

Krieg wieder auf das feste Land verbreiten, dann wehe den noch übrigen kleinern Staaten.

In Erwartung künftiger Aeußerungen und politischer Begebenheiten wollen wir einstweilen die Hauptstädte jener Nationen schildern, woher jetzt alle politischen Ereignisse ihre Richtung erhalten. In diesem Stücke wird es genug seyn, jene Rede anzuführen, welche die Grundsätze und Gesinnungen des französischen Kaisers in kernhafter Kürze enthält [1]. Im nächsten soll von der Verfassung beyder neuen Staaten geredet werden.

1 Senatoren! Wir haben Uns bey dieser Gelegenheit in Ihre Mitte begeben wollen, um Ihnen über einen der wichtigsten Staatsgegenstände Unsere Gedanken ganz zu erkennen zu geben. Die Macht und Stärke des französischen Reichs werden durch die Mäßigung übertroffen, welche alle Unsere politische Unterhandlungen leitet. Wir haben Holland, drey Theile von Deutschland, die Schweiz und ganz Italien erobert. Wir sind mitten im größten Waffenglücke gemäßigt geblieben. Von so vielen Provinzen haben Wir nur das behalten, was nöthig war, um Uns den Grad von Achtung und Macht zu sichern, dessen Frankreich stets genossen hat. Die Theilung Polens, die Abreißung verschiedener türkischer Provinzen, die Eroberung Indiens und beynahe aller Kolonien hatten zu Unserm Nachtheile das allgemeine Gleichgewicht aufgehoben. Alles, was Uns zu dessen Wiederherstellung unnöthig schien, haben Wir zurückgegeben, und dadurch dem Grundsatze gemäß gehandelt, der stets Unsere Richtschnur gewesen ist, nämlich nie für eitle Vergrößerungsplane, nie aus Eroberungssucht die Waffen zu ergreifen. Deutschland ist geräumt worden. Seine Provinzen sind an die Abkömmlinge so vieler hohen Häuser zurückgegeben worden, die für immer verloren waren, wenn Wir ihnen nicht einen großmüthigen Schutz bewilligt hätten Wir haben sie gerettet und befestigt, und die Fürsten Deutschlands sind gegenwärtig von mehr Glanz umgeben, als es je ihre Vorfahren waren. Oesterreich selbst hat, nach zwey unglücklichen Kriegen, den venetianischen Staat erhalten. Zu allen Zeiten würde es freylich Venedig gegen die

Provinzen, die es verloren hat, eingetauscht haben. Holland war kaum erobert, als es für unabhängig erklärt wurde. Dessen Vereinigung mit Unserm Reiche würde Unser Handelssystem vervollständigt haben, da die größten Flüsse der Hälfte Unsers Gebiets ihren Ausfluß in Holland haben; inzwischen ist Holland unabhängig; es hat seine eigene Mauth, seinen eigenen Handel und seine eigene Verwaltung. Die Schweiz war von Unsern Armeen besetzt; Wir hatten sie gegen die vereinigten Armeen Europa's vertheidigt. Die Vereinigung mit Frankreich würde Unsere militärische Gränze vervollkommnet haben. Inzwischen hat die Schweiz durch die Mediationsakte ihre unabhängige und freye eigene Regierung. Die Vereinigung des Gebiets der italiänischen Republik mit dem französischen Reiche würde der Entwickelung Unseres Ackerbaues zuträglich gewesen seyn: allein nach dessen zweyter Eroberung haben Wir zu Lyon seine Unabhängigkeit bestätigt. Wir thun in diesem Augenblicke noch mehr; Wir verkünden den Grundsatz der Trennung der Kronen von Frankreich und Italien, und bestimmen zum Zeitpunkte dieser Trennung den Augenblick, wo sie nützlich und gefahrlos für die italiänischen Völker werden wird. Wir haben sie angenommen, und werden sie auf Unser Haupt setzen, jene eiserne Krone der Lombarden, um sie wieder zu härten, um sie zu befestigen, und um zu verhindern, daß sie nicht mitten unter den Ungewittern, die sie bedrohen können, so lange das mittelländische Meer nicht in seinen gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt ist, in Stücken gehe. Der Genius des Bösen wird vergebens Vorwände suchen, um den Krieg auf dem festen Lande zu erneuern; was durch die konstitutionellen Gesetze des Staats mit Unserm Reiche vereinigt worden ist, wird es bleiben. Keine neue Provinz wird einverleibt werden; allein die Gesetze der batavischen Republik, die Mediationsakte der 19 Schweizerkantons, und gegenwärtiges erstes Statut des Königreichs Italien werden sie s unter dem Schutze Unserer Krone seyn, und Wir werden niemals dulden, daß ihnen zu nahe getreten werde. Bey allen Gelegenheiten und bey allen Verhandlungen werden Wir die nämliche Mäßigung zeigen, und Wir hoffen, daß Unser Volk nicht nöthig haben wird, jenen Muth und jene Kraft zu üben, die es stets in Vertheidigung seiner Rechte gezeigt hat.

II.

Paris und London

oder

die Stufen der Humanität.

Ceterum antequam destinata componam, repetendum videtur, qualis urbis status, quae mens exercituum, quis abitus provinciarum, quid in toto terrarum orbe validum, quid aegrum fuerit: ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur.

Tacitus.

Die politisch-moralische Welt dreht sich jetzt um zwey Nationen, wie die physische um ihre Pole, herum. Die Eine führt den Donner des Jupiters, die andere den Dreyzack des Neptuns. Jene gebietet zu Land, diese zu Wasser; jene besitzt alle Schätze der Kunst, diese alle Reichthümer des Handels. Beyde lenken die Schicksale der Völker, gebieten Krieg oder Frieden. Von ihnen geht aus der Geist der Religion, Gesetze, Sitten, Moden, Künste und Wissenschaften. Sie streiten um die Herrschaft der Welt, und noch ist ihr Streit nicht geendigt. Es wird daher nicht überflüssig seyn, in

dieser politischen Zeitschrift den Geist und die Anstalten ihrer Hauptstädte zu schildern, weil sie die Seele von allem sind.

Es haben zwar vor mir schon andere und berühmte Schriftsteller große Gemälde davon entworfen; aber ihre Gedanken sind zu zerstreut und die sich untereinander darbietenden Gegenstände der alleinige Zweck ihrer Schriften. Ich will einen andern Weg einschlagen, und selbe nur als Stoff oder Materialien zu einer Skizze der Humanität benutzen. Ich werde sie daher unter den drey folgenden Rubriken aufstellen. Die Erste soll das Schlechte und Niedrige, die zweyte das Gemeine und Menschliche, die dritte das Edle und Erhabene umfassen. So erhält der Leser einen ganzen Kursus der Humanität, und sieht in aufsteigender Linie und möglichster Kürze alles das beysammen, was die Menschen Kleines und Großes, Niederes und Erhabenes, Böses und Gutes, Thörigtes und Kluges, Häßliches und Schönes, Abscheuliches und Nachahmungswürdiges hervorgebracht haben. Wenn ihn auch bey Betrachtung des Erstern Ekel und Menschenhaß befällt, so wird er bey dem Letztern mit der Würde der Menschheit wieder ausgesöhnt. Er muß darin ihre Göttlichkeit bewundern, sollte sie auch nur in der Form erscheinen.

Wir wollen mit jener Stadt den Anfang machen, welche seit zehn Jahren der Mittelpunkt aller obigen Extreme war. — Paris.

Wenn sich die kleineren Freystaaten, welche in ihren edlen Kämpfen und Bestrebungen alles Große und Erhabene hervorgebracht haben, in Weltreiche auflösen; bleibt dem edlen Geschichtschreiber nichts übrig, als entweder wie Tacitus ihre Laster oder wie Plinius

ihre Schätze und deren Vorrathskammern, die Hauptstädte, zu beschreiben. Wenn auch der große Geist, welcher sie erzeugt hat, entflohen ist; so bewundert man doch immer noch gerne seine Hüllen.

Ich liefere hier dem Leser die Materialien zu einem größern Werke; zugleich gebe ich einem jeden jungen Menschen, welcher sich selbst bilden will, den Weg an, worauf er sich bilden kann. Wenn man gesehen hat, was die Menschen hervorgebracht haben, kann man wohl denken, was sie hervorbringen werden. Nur das Vortreffliche erzeugt wieder Vortreffliches. Findet man es auch nicht in der gemeinen Welt, so muß man es unter den Seltenheiten aufsuchen.

I.

Das Niedrige und Schlechte.

Im Ganzen genommen ist das französische Volk, besonders auf dem Lande, ein gutmüthiger Schlag von Menschen. Gefällig im Umgang, munter in Noth, regsam in Geschäften und tapfer im Felde erkennt jedermann die Franzosen, welcher mit ihnen, auch selbst im Kriege, umgegangen ist. Dabey besitzen sie viel Leichtsinn und Eitelkeit. Der erstere dieser Fehler führt sie von der gründlichen Ueberlegung ihrer wichtigsten Angelegenheiten, der letztere von tiefern Eindrücken ihrer heiligsten Pflichten ab. So erscheint das nämliche Volk bald verständig, bald wahnsinnig; bald edel, bald niederträchtig; bald fromm, bald gottlos; bald tapfer, bald weichlich; bald gleich den Spartanern und Römern, bald gleich den sklavischen Asiaten.

Aber selbst in den abscheulichsten Epochen seiner Geschichte verläugnet es die Liebenswürdigkeit seines

Charakters nicht. Wenn auch zur Zeit der Ligue und der Fronde, oder während der blutigen Schreckenstyranney des Heilsausschusses ein großer Theil desselben sich, wie Voltaire sie nennt, als Tygeraffen betrugen, so erscheint der bey weitem größere, sowohl auf dem flachen Lande als in den Armeen, als gutmüthig und offen.

Auch in der Hauptstadt sind diese Züge des französischen Charakters nicht zu verkennen; und jeder Fremde, welcher Paris besucht hat, wird sich mehr oder weniger davon überzeugt haben [2]. Wenn man daher an die Revolution zurückdenkt, und die Abscheulichkeiten und Grausamkeiten erwägt, welche das Pariser Volk begangen hat: so muß man schließen, daß diese ungebildete Klasse von Menschen mehr durch Spitzbuben und Demagogen irre geführt, als aus eignem Triebe so wahnsinnig gehandelt habe.

Das Schlechte und Niedrige, was sich in Paris auszeichnet, gründet sich hauptsächlich auf die Rohheit des gemeinen Pöbels und die Spitzbuberey der verschmitzten Bösewichter, welche sich hier von aller Art vorfinden. Jene ist nur ein negatives, diese aber ein positives Uebel. Jene ist nur ein Mangel an Bildung und an und für sich selbst nicht böse; diese aber kann nur im Laster ihren Unterhalt finden; und beyde sind ein natürliches Erbtheil aller großen und volkreichen Städte.

2 Ein gemeiner Lastträger hob mich mitten aus dem Gedränge sich durchkreuzender Wagen. Ein Freudenmädchen, welches ich doch kurz zuvor, und in nicht gar guter Laune kalt abgewiesen hatte, lief mir eine große Strecke nach, um mir mein aus der Tasche hängendes Sacktuch gegen Diebstahl zu retten; bey dem Feuerwerke, welches die Stadt dem Kaiser gab, wurde ich mit größter Höflichkeit durch eine vollgedrängte Straße gelassen ꝛc.

So lange ein Staat in Ruhe regiert wird, sind diese zwey Klassen von Menschen meistentheils getrennt. Jene belästigt zuweilen durch ihre Grobheit, diese durch Ränke, und das Uebel trifft auch nur Einzelne. Aber bey Revolutionen und sonst stürmischen Zeiten vermischen sie sich und machen gemeinschaftliche Sache. Die Spitzbuberey leihet alsdann der Brutalität die Verschmitztheit des Betrugs, und diese jener die Grausamkeit der Barbarey. So geschieht es dann, daß wir Auftritte erleben, welche alle andere in der Weltgeschichte vorkommende Gräuelscenen sowohl an Ruchlosigkeit als Unmenschlichkeit übertreffen.

Die Vorstädte.

Der gemeine Pöbel in Paris und seinen Vorstädten ist durchaus roh und ungebildet. Er kontrastirt so auffallend in seinen Sitten mit der galanten und fast kleinmeisterischen Artigkeit der gebildeten Klassen, daß es scheinen mögte, als wäre er fast stolz auf seine Ungeschliffenheit. Die Wohnungen dieser Menschen sind äußerst schmutzig, und ihre Nahrung kärglich, obwohl sie oft in großen Häusern gedrängt zusammen leben. Sie beschäftigen sich mit niedriger Handarbeit und Krämerey; sind durch Arbeiten stark, und an harte Strapazen gewöhnt; lieben Musik, Tanz und Schmausereyen, ohne dabey auf Geschmack zu sehen. Gaukelspiele und sonderbare grelle Auftritte ziehen vorzüglich ihre Aufmerksamkeit an sich. Man will sogar an den Weibern ein Wohlgefallen an Blutszenen und Hinrichtungen bemerkt haben.

Ihre ganze Moral gründet sich entweder auf alte religiöse Meynungen oder Gewohnheiten, und sie haben ein natürliches Gefühl für Billigkeit. Wenn eine kluge Regierung diese Stimmung benutzt, sind es gute, fleißige

und dem Staate auch nützliche Leute; wenn sie aber von Bösewichtern übel geleitet wird, so artet sie in Aufruhr aus.

Auf den öffentlichen Märkten, in den Vorstädten, auf den Boulewards und den Tanzböden kann man sie am sichersten kennen lernen. Hier ist ihre Seele offen, ihr Geist ohne Zwang, ihre Beschäftigung natürlich; und so findet man jenes sonderbare Gemisch von Ungeschliffenheit und Mutterwitz, von Gutmüthigkeit und Jähezorn, von Niedrigkeit und Eitelkeit bey ihnen, was sie besonders charakterisirt. Freylich stellt sich da dem Beobachter selten ein feiner Zug von Sittlichkeit dar. Wer wollte auch zwischen den blutigen Armen der Schlächter, den wilden Stößen der Lastträger und dem Aelsterngeschrey der Fischerweiber veredelte Humanität suchen? Indessen verhindert sie die Rohheit nicht, Ehrlichkeit von Ränkesucht, Verdienst von Nichtswürdigkeit, und Tugend von Laster zu unterscheiden; ja ich mögte sogar behaupten, daß sie dafür einen eigenen Sinn der Würdigung besäßen. Nur dann kann diese natürliche Erkenntniß der Dinge irre werden, wenn sie auf abstrakte, ihnen sonst unverständliche Gegenstände geleitet wird; und es war ein Hauptkunstgriff des Heuchlers Robespierre und seiner Konsorten, daß sie die sogenannte Erklärung der Menschenrechte bey diesen gutmüthigen Menschen zum Deckmantel ihrer Bosheit zu mißbrauchen versuchten.

Diesen Theil des pariser Volkes wollte ich also mehr unter die Rubrik des gemeinen und Niedrigen als Schlechten der Menschheit stellen; denn Rohheit ist noch kein Laster, und Ungeschliffenheit kein Verbrechen. Desto niederträchtiger und abscheulicher erscheint aber der andere Theil, welchen ich unter der Klasse der Spitz-

buben angegeben habe, und womit Paris unter allen Städten Europens vorzüglich angefüllt ist. Bey dem Anblicke dieser Klasse von Menschen fiel mir ein, was Sallustius im Anfalle eines gleichen Unwillens von Rom sagt: „In einer so großen und von Grund aus verdorbenen Stadt könnte jeder Aufwiegler mit leichter Mühe eine ganze Schaar von Lastern und Schandthaten, wie eine Leibwache um sich her versammeln: denn jeder Wüstling, Ehebrecher Hurenwirth; ein jeder welcher durch Hände, Bauch oder mit Spielen, Fressen und Saufen sein väterliches Vermögen durchgebracht; ein jeder, welcher sich, um seine Laster oder Verbrechen zu beschönigen, von fremdem Gute bereichert hatte; dann alle Mörder, Kirchendiebe, oder, welche der Verbrechen überwiesen, die Strafe der Gesetze fürchteten, nebst denen welche sich, sey's mit Rede oder That, durch falsche Zeugniß und Meuchelmord ernährten; endlich alle, welche Schande, Dürftigkeit oder Gewissen ängstigte, diese waren sogleich die ersten Freunde und Vertrauten eines jeden Staatsverräthers."

„Aber nicht nur solche Spießgesellen der Verschwörungen, sondern schier das ganze Volk liebte Neuerungen und billigte solche Bubenstücke. Ja dies schien sogar in seiner Natur zu liegen. Denn in einem jeden Staate ist es üblich, daß ärmere die reicheren Leute beneiden, schlechte Menschen emporheben, das Alte hassen und Neuerungen wünschen. Da sie ihr eignes Hauswesen gebessert haben wollen, suchen sie alles umzuändern: im Aufruhr und Unruhen finden sie ihre Nahrung; denn einer der nichts hat, hat auch nichts zu verlieren. Zu dieser Zeit sind die Sitten nicht mehr langsam wie zuvor, sondern gleich einem reißenden Strome zusammengestürzt;

so daß man wahrhaft sagen konnte, es gäbe Menschen, welche selbst kein Vermögen besitzen, aber auch nicht leiden konnten, wenn Andere eins hatten."

„Der Stadtpöbel wurde aber aus vielen Ursachen so geschwinde verdorben; darunter war die hauptsächlichste, daß alle diejenigen Menschen, welche sich durch Bubenstücke und Ausgelassenheit auszeichneten, oder welche durch Schandthaten das Ihrige durchgebracht hatten, endlich alle, welche durch Verbrechen oder Laster von Haus und Hof vertrieben waren, in der Hauptstadt wie in einer allgemeinen Antauche zusammenströmten. Dazu kam noch, daß Viele, da sie im frischen Andenken der Revolution sahen, wie aus gemeinen Soldaten Senatoren, und Andere aus Lumpen so reiche Leute geworden sind, daß sie mit königlicher Pracht ihr Leben durchbrachten, ein gleiches Glück, wenn sie die Waffen ergriffen, sich versprachen. Nebst dem war es natürlich, daß alle junge Leute, welche bisher auf dem Lande von ihrer Hände Arbeit kärglich lebten, durch öffentliche und Privatschenkungen gelockt, ein müßiges Stadtleben ihrem so undankbaren Gewerbe vorzogen. Solche, und noch eine große Menge anderer Wichte wurden von dem öffentlichen Elende ernährt. Es war also kein Wunder, wenn solche Menschen mit so schlechten Sitten, und doch großen Hoffnungen mehr sich als dem gemeinen Wesen zu nützen suchten. Mit gleichen Gesinnungen wünschten alle diejenigen, deren Eltern durch die Revolution vertrieben, ihres Vermögens beraubt, und ihres Bürgerrechtes verlustig waren, den bürgerlichen Krieg. All dies Uebel wurde noch mehr durch diejenigen erhalten, welche mehr ihren Faktionen als dem Vaterlande anhiengen. Diese wünschten eben-

der die Republik als ihren Einfluß zu Grunde gerichtet. So sehr hatte das Verderben schon viele Jahre her den Staat angefressen [3]."

Die Klubs.

Aus beyden Klassen des Pariser Pöbels der Sans-küloten und Spitzbuben, bildeten sich jene berüchtigten Klubs und Volksgesellschaften, welche so lange die Revolution geschändet und mit Blut gefärbt hatten, und noch sieht man an Kirchen und Palläsien, an Kunstwerken und Büchern, an Familien und einzelnen Menschen die sprechendsten Denkmäler ihres Unsinns und ihrer Grausamkeit. Ueber den Thüren der Palläste und öffentlichen Gebäude ließt man noch überall ihre Lieblingsworte: Liberté, Egalité, Fraternité; indessen man im Innern derselben eine Mördergrube wittert. Man durchfährt keine Straße in Paris, worin man nicht an die Gräuelszenen erinnert würde, welche diese Menschen verursachten, und diese Erinnerungen kontrastiren auch so sonderbar mit dem jetzigen Luxus und Festivitäten, daß man wechselsweise von Abscheu zu Bewunderung, von Thränen zum Lachen, vom Zorne zu Mitleid gestimmt wird.

Durch ihre Lüste waren sie nicht minder verächtlich als durch ihre Grausamkeit. Die Stadt hatte damals ein wildes und abscheuliches Ansehen. Hier sah man Schlachten und Wunden, dort Bäder und Garküchen rauchen, Haufen erschlagener Menschen neben Huren und Hurenhäusern; alle Wollüste des üppigsten Friedens, alle Grausamkeiten des härtesten Krieges, so daß man mit Tacitus sagen konnte, die nämliche Stadt wäre zugleich vor Wollust und Wuth rasend.

3 Man vergleiche damit Mercier Tableau de Paris,

Der Revolutionsplatz.

Unter allen Orten und Plätzen dieser weitläuftigen Stadt flößt keiner ein tieferes und traurigeres Andenken über die verschiedenen Revolutionsepochen ein, als der Place de la Concorde, sonst Place de la Revolution. Hier stand die Guillotine, unter deren Messer so viele schuldige und unschuldige Opfer der Volkswuth gefallen sind: Ludwig XVI. und Marie Antonie, Madame Elisabeth und Malesherbes, Orleans und Madame Roland, Brissot und Vergniand, Custine und Beauharnois, Bailly und Lavoisier, Robespierre und Danton, Fouquier Tinville und Carrier, Anacharsis Cloots und Eulogius Schneider, Lux und Corday. Doch laßt uns einen Vorhang über diese Gräuelszenen ziehen. — Wir wollen Menschen suchen.

II.

Das gemeine Menschliche.

Auch die ärgsten Feinde Napoleons können ihm, nebst andern, das Verdienst nicht absprechen, daß er die Hydra der Revolution gebändigt habe. Es war wahrhaftig eine herkulische Arbeit, den Stall des Augias auszumisten, und den zerrissenen Gliedern der Republik wieder Einheit und Kraft zu geben. Wenn auch die jetzige Verfassung eine citrarepublikanische Strenge mit sich trägt, so giebt sie doch dem Ganzen Ordnung und einen Ruhepunkt.

Die gegenwärtige Regierung scheint mir selbst durch ihre Feinde erhalten zu werden. Zwey mächtige Partheyen stehen gegen sie: die treu bourbonisch-royalistische und die treu jakobinisch-republika-

nische: aber eben darum, weil bey einer Veränderung jede von der andern Vertilgung fürchtet, und keine ein ansehnliches Haupt mehr hat, schützen beyde dieselbe. Die bourbonisch-royalistische Parthey wünscht in Napoleon einen Monk, die jakobinisch-republikanische einen Timoleon gefunden zu haben; da aber beyde durch Rachsucht und zurückgehaltenen Haß das Ganze bedroheten, so schien der Mittelweg dem Kaiser der klügste, weil er sie dadurch beyde unschädlich machen konnte.

Die jetzige Verfassung hat auf der einen Seite die Monarchie gerettet, ohne auf der andern gerade die Freyheitsprinzipien verletzt zu haben. Der Senat, die gesetzgebenden Körper, die Justizstellen und Wahlkollegien sind noch mächtige Dämme gegen den Despotismus. Freylich wird gegenwärtig ihr Wirkungskreis durch das Initiativrecht des Kaisers und die Wahl der Kandidaten eingeschränkt: allein dies scheint eine nothwendige Folge der Revolution zu seyn. Wenn einmal das Ganze mehr Festigkeit von Innen und Außen erhalten haben wird, können und müssen in der Verfassung noch solche Veränderungen gemacht werden, wodurch sowohl die gesetzgebende als vollstreckende Gewalt balanzirt und überhaupt die Freyheit gesichert wird.

Man tadelt auch am Kaiser, daß er an seinem Hofe übertriebene Pracht und Zurückhaltung zeige, da er sich doch mehr durch seine Verdienste, als solche Nebensachen im Ansehen erhalten könne. Allein wer den französischen Charakter kennt, und weiß, wie sehr sie auf äußern Glanz halten, wird auch darin mehr Maximen der Klugheit als Ostentation finden. Man hat es während der Revolution nur zu oft gesehen, daß das Volk auch die verdienstvollesten und durch die größten Thaten ausgezeichneten Männer in Koth getreten, auf

die Schlachtbank geführt und mit Schimpf und Schande belohnt habe; und das blos darum, weil sie ihm sowohl im Anzuge als Betragen nur als seine Knechte erschienen sind.

Es wird ferner ihm zur Last gelegt, daß er durch das Konkordat und die päbstlichen Ceremonien den Aberglauben und Fanatismus des Mittelalters wieder aufwecke und so die aufgeklärteste Nation der Welt unter das Joch veralteter Vorurtheile zurückbringen wolle. Allein auch hier werden vielleicht seine Absichten mißkannt. Die ruchlosen Revolutionaire hatten durch ihre atheistischen Bilderstürmereyen und heilige Vernunftinquisition den Haß gegen alle philosophische Grundsätze und Anstalten so geweckt, und eben dadurch dem alten Systeme so viele Anhänger verschafft, daß, um alle künftige Aufstände zu verhüten, man in religiösen Dingen nothwendig ein allgemeines Regulativ festsetzen mußte. Da nun in positiver Hinsicht unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen das katholische jenes der bey weitem größern Anzahl der Franzosen ist; so war es eben so natürlich, daß man dieses Regulativ in der hergebrachten Form dieses Bekenntnisses abfassen mußte. Wie wenig aber dadurch sowohl den Rechten der Regierung als jener der übrigen Sekten vergeben werde, sieht man an den verschiedenen Bedingnissen, unter welchen sowohl das Konkordat, als andere auf den Kultus sich beziehenden Gesetze beschlossen wurden; und wenn auch gegenwärtig noch einige Dinge geduldet werden müssen, welche aus finstern Jahrhunderten herkommen, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß bey der Toleranz und allgemeinen Kultur der Wissenschaften eine so große Masse von Menschen wieder zur alten Finsterniß zurückgeführt werde. Das Bild des Kaisers Julian

wird den Kaiser Napoleon erinnern, wie wenig es gelingt, alte Formen und Vorurtheile erhalten zu wollen, wenn einmal ein neues Licht in der Welt erschienen ist.

Was bey der neuen Regierung besonders bemerkt zu werden verdient, ist die Polizey. In keiner andern großen Stadt der Welt wird man bey diesem Zweige des Gouvernements so viele Strenge und Achtsamkeit, mit so vieler Ungezwungenheit und Delikatesse verbunden finden. Die Polizey bedient sich bekanntermaßen zweyerley Werkzeuge: der öffentlichen Beamten, welche durch ihre Gegenwart Ordnung halten, und der geheimen Ausspäher, Mouchards genannt, welche im Stillen operiren. Zu der letzten Klasse werden öfters nicht die ehrlichsten Leute gewählt, weil diese ihre Kameraden und ihre Kniffe am besten kennen. Letztere werden nicht nur allein zur Kundschaft von Diebstählen, sondern auch der Verschwörungen, Unruhen und anderer Verbrechen gebraucht. Die Regierung hat zur Ausspähung der Gesinnungen des Volkes und sonst ihr verdächtigen Leute eine Menge Menschen im Solde, welche eben zu den Partheyen zu gehören scheinen, zu deren Bewachung sie heimlich angestellt sind. Diese gehen in Gesellschaften, in öffentliche und heimliche Versammlungen, werfen Propos hin, um die verschiedenen Meynungen darüber zu hören, und stellen sich oft selbst mißvergnügt über die Regierung, um die Zahl der Mißvergnügten kennen zu lernen. Daher kommt es denn auch, daß man bey dem sonst geschwätzigsten und zum Raisonniren aufgelegtesten Volke der Welt so wenig über Staatsangelegenheiten und die Tagsgeschichte reden hört. In den Wirths- und Kaffeehäusern, bey den Restaurateurs und sonst öffentlichen Orten liegen eine Menge Zeitungen und Anschlag-

zettel; jeder lieſt ſie begierig und mit Aufmerkſamkeit, aber ſelten daß man eines Meynung darüber vernimmt. Dieſe dem ſonſt offenen Charakter der Franzoſen widernatürliche Gewohnheit wurde aber hauptſächlich zur Schreckenszeit Sitte. Die jetzige Regierung ſieht mehr auf reelle Ausbrüche des Mißvergnügens als auf einzelne Schwätzereyen. Sie hat die Verſchwörung Pichegrü's und Georges mit aller Sorgfalt entdeckt und unterſucht; aber ſelten findet man ein Beyſpiel, daß ſie jene Aeußerungen des Mißvergnügens und der Tadelſucht gerügt hätte, welche man in Privatgeſellſchaften ſo häufig anhört. Auch glaube ich, daß wenn die Regierung einmal gegen innere und äußere Anfälle ſicher ſeyn wird, alsdann ſowohl die Schreib- als Preßfreyheit einen größern Spielraum erhält.

Es muß überhaupt einer jeden Regierung daran gelegen ſeyn, die Geſinnungen und Wünſche ihres Volkes zu kennen. Wenn ſie nun alle öffentliche und heimliche Mittel anwendet, ſeine Aeußerungen zu unterdrücken, ſo läuft ſie Gefahr, endlich auf einer Seite überraſcht zu werden, woher ſie es gar nicht vermuthet; und es iſt ein untrügliches Zeichen einer gehäſſigen Regierung, wenn entweder zu viel oder zu wenig raiſonnirt wird. Ein großer Beweis, daß ſowohl die Rede- als Preßfreyheit ſeit der Schreckensepoche wieder zugenommen habe, ſind die vielen Kupferſtiche und Flugſchriften, welche an die königliche Regierung und Dynaſtie erinnern, und die witzigen Charaden und Calembours, welche wie ein Lauffeuer durch alle Geſellſchaften gehen.

Eben ſo auffallend iſt es, in dem großen Gewühle von Menſchen ſo wenig Unordnung und Diebſtähle zu finden. Die Krönungszüge, die öffentlichen Spiele, die Beleuchtungen und Feuerwerke ſind bey einem unge-

heuern Gedränge von Menschen alle ohne einen beträchtlichen Schaden vorübergegangen; und im Palais royal, wo doch das Gedräng und der Zulauf aller Arten von Menschen nicht aufhört, stehen die kostbarsten und angreiflichsten Waaren offen da, ohne daß man von einem beträchtlichen Diebstahle hört. Bey allem dem wollte ich niemand rathen, sich so ganz auf die Sicherheit der Dinge zu verlassen. Nur ist im Ganzen zu bewundern, daß in einer so großen und volkreichen Stadt, und bey einem so außerordentlichen Feste sich so wenig Gewaltthätigkeiten zugetragen haben.

Die Sicherheit, welche die Regierung den Einwohnern von Paris gewährt, belebt auch den Handel und die Gewerbe wieder. Wenn man in das Innere von Paris kömmt, so glaubt man einen ununterbrochenen großen Jahrmarkt zu finden. Das Gedränge der Menschen und Wägen, das Schreyen der Verkäufer, das Umherlaufen der Waaren kündet ein von allen Seiten belebtes Verkehr an. Längs den ausgedehnten Strassen hinauf sieht man nichts als Kramläden und Palläste, so, daß hier die größte Handels- und Residenzstadt vereinigt zu seyn scheint. Wenn man nun die vielen, bey Tag aufgeputzten, bey Nacht beleuchteten Boutiquen rechts und links die Gassen hinab betrachtet, so verwundert man sich, wo nur die Leute Absatz für ihre Waaren finden; aber die Häuser sind auch alle so hoch und besetzt, daß man sagen kann, der untere Theil versorgt den obern.

Es ist bekannt, daß Paris im Handwerks- und Kunstfleiß eine der ersten Städte der Welt ist. Wer kennt nicht die berühmten Manufakturen von Sevres und die vortrefflichen Gobelins? Besonders zeichnen sich die Pariser Meister in Verfertigung jener Gegenstände und

Stücke aus, welche zur Eleganz und Mode gehören; daher sie schon von langer Zeit her darin als Meister und Tongeber angesehen wurden. Kein Volk versteht es besser, mit so wenig Aufwand und Zeit zu dekoriren als das Pariser. Ich will jetzt nicht viel ins Detail der Moden und Möbeln gehen; jeder meiner Leser kann die Abbildungen und Muster davon in den Modejournalen finden: nur von einigen ihrer Werke will ich reden, welche zur Zeit der Krönung und gleichsam in meiner Gegenwart verfertiget wurden.

Bekanntlich ist die Notre Dame oder Liebfraukirche im alten gothischen Stile erbauet. Da nun der Winter und das schlechte Wetter an dem Tage des Festes mit Regen bedroheten, so wurde an dieses alte Gebäude ein großer, die Ankommenden deckender Vorsprung oder Vorhalle erbaut, welcher mit den Bildsäulen Karls des Großen, Chlodowigs, und den 36 Hauptstädten des Reichs geziert, in einem Stücke und Stile mit dem Ganzen zusammenstimmte. Er hatte die nämlichen Verzierungen, die nämliche Bauart, und alte graue Farbe, wie die Kirche, aber alles war nichts anders als Holz und Tuch in größter Geschwindigkeit aufgeführt, und bis zur Täuschung mit dem Ganzen harmonisch.

Ein gleiches Gebäude errichtete man mit ähnlichen Mitteln und in ähnlicher kurzer Zeitfrist auf dem Place de Grève, als die Stadt den Kaiser bewirthete. Das Stadthaus macht nur Einen Flügel aus, welcher von der Seine her rechts gegen die Stadt zuläuft. Die hohen Personen hätten von daher das ihnen zu Ehren abgebrannte Feuerwerk nicht wohl sehen, auch die Menge der Menschen nicht aufgenommen werden können. Es wurden daher im nämlichen Stile und der nämlichen Farbe noch zwey Flügel von Balken und Brettern daran

gesetzt, und die darin angebrachten Zimmer und Gemächer so schön möblirt und dekorirt, daß man das Ganze von langer Zeit her aus einem Stücke gebaut gehalten hätte.

Aus deren mittlern Flügel machte das Feuerwerk, welches den von Bonaparte überstiegenen Bernardsberg vorstellte, den schönsten Effekt. Obwohl einem jeden, der diesen Alpenriesen gesehen hat, der hölzerne Bernard an der Seine wie ein Zwerg vorkommen mußte; so wurde er doch in dem Momente, wo die tausend und tausend vielfärbigen Raketen aus ihm hervorbrachen, ein herrliches Schauspiel. Ich dachte jetzt nicht den schweizerischen, sondern den neapolitanischen Berg in seiner heftigsten Eruption zu sehen. Es war ein Knallen, wie das in der Schlacht bey Marengo, der nächtliche Himmel glich einer ungeheuern Feuereſſe, ganz Paris schien in Brand zu stehen, indessen das schöne Spiel sich in den Fluthen der Seine abspiegelte, und die bengalischen Feuersterne wie die gefallenen Engel langsam zur Erde sanken.

Ein drittes solcher Werke wurde vor der Ecole militaire errichtet, als der Kaiser die Adler austheilte. Es war eine prächtige von Kariatiden oder Armaturstücken getragene Tribune mit einem Hauptbalkon, zwey Gallerien und Nebenstücken. Gold, Bronce, und eine reiche Draperie schienen das Ganze eben so glänzend als schön zu machen. Dies alles war bey nahem betrachtet, Holz und einfaches Tuch, Goldpappe und Bretergerüst.

Aehnliche Verzierungen findet man auch in Privathäusern und sonstigen Belustigungsörtern. So glaubt man, wenn man in die Redoute von Freskati kommt, einen Saal zu sehen, worin Gold und Marmor, Krystall und Alabaster zu den schönsten Kunstwerken verwendet

wären, um diesen Feentempel zu zieren. Wie sehr aber erstaunt man, wenn man in der Nähe nichts als Holz und Sendel, Glas und Bretter findet. Allein dies eben charakterisirt den Franzosen, daß er mit so geringem Aufwande und in so kurzer Zeit, so zu sagen aus Nichts ein schönes Etwas zu schaffen weiß.

Frescati.

Unter den öffentlichen Belustigungsorten sind die Spaziergänge, die Bälle, besonders aber das Theater die merkwürdigsten. Die Thuillerien und elisäischen Felder, die eiserne Brücke mit ihren Blumen, die Boulewards, das Bois de Boulogne und Frescati sind die schönsten Sammelplätze des öffentlichen Vergnügens. Hier sieht man die Pariser Welt in ihrem ganzen Lüstre. Auf den Spaziergängen herrscht Freude und Geselligkeit, im Theater, besonders im komischen, die höchste Kunst, auf den Bällen Geschmack und Anstand. Die Franzosen sind bekanntlich sehr schlank und an einigen Theilen fast mager. Inoessen läßt einen die Eleganz ihrer Stellungen, und Artigkeit ihrer Manieren leicht diese Fehler übersehen. Ein Ball ist kein Antikensaal, sondern ein Tummelplatz lustiger gesitteter Menschen.

Ihre Privatgesellschaften sind nicht minder niedlich und unterhaltend. Da wechselt Witz mit ernsten Gesprächen, Wohlleben mit geselliger Achtsamkeit, Leckerhaftigkeit mit angenehmen Spielen ab. Zur Zeit des Sansculotism arteten die öffentlichen Belustigungen in grobe Fressereyen und unzüchtige Erscheinungen aus. Jetzt sucht man wieder das andere Extrem. Ich wolite beynahe sagen, daß ihre Manieren in stutzerartige Höflichkeiten auszuarten scheinen.

Der Hauptgegenstand ihrer Belustigungen sind die Schauspiele. Es giebt kein Volk auf der Erde, welches das Theater mehr kultivirt und besucht, als das französische. In Paris allein bestehen bey zwanzig große Schaubühnen, ohne die kleineren und Possenvorstellungen: die meisten sind vortrefflich, alle beständig angefüllt. Im Komischen zeichnet sich der französische Schauspieler vorzüglich aus, und die Nation hat einen eigenen Sinn dafür. Daher übertrifft selbst der niedrige Komiker Brunet im Theater Montansier alle, welche bey andern Nationen ähnliche Rollen spielen wollen. Wir werden in der Folge darauf zurückkommen.

Palais royal.

Wer Paris, oder so zu sagen, die ganze Welt, wie sie dermalen ist, im Kleinen sehen will, muß in das Palais royal gehen. Wenn ein mächtiger Verschwender im Anfalle seiner Laune auf den Gedanken gekommen wäre, alles, was seinen Sinnen und Lüsten schmeichelt, auf einen Raum von einigen hundert Schritten im Umfange hin zu zaubern, so müßte er einen solchen Ort erschaffen. Da findet man Lesebibliotheken für den Geist, und Küchen für den Magen; Kleidungsstücke für den Putz und Möbel für den Hausrath; Kaffeehäuser zum Raisonniren, und Spielhäuser zum Verlieren; Bilder für die Augen und Musik für die Ohren; Restaurateurs für den Gaumen und Mädchen für das Gefühl; Parfümerien für die Nase und Gebetbücher für den sechsten Sinn; Tanzböden für Bewegung und Theater für Empfindung; kurz, alles kann man hier haben, was man im gemeinen Leben nur wünscht und braucht. Diogenes könnte gerade auf seinem Fasse hierher kommen, und sogleich würde er in einen Apizius verwandelt werden.

Hier lernt man eigentlich kennen, was der größte Haufe der Menschen jetzo ist und will. Panem et Circenses! war schon der alten Römer Hauptbedürfniß. Auch hier ist der ähnliche Fall. Ich war in den Kirchen der Gläubigen und in den Sälen der Gesetzgeber, in dem Musäum und dem Nationalinstitut in dem Jardin des plantes und der National-Bibliothek; aber nirgends habe ich eine so anhaltende, Tag und Nacht sich umdrehende Menge von Menschen gefunden als in den Theatern und dem Palais royal; ein klarer Beweis, daß ihnen Religion und Freyheit, Künste und Wissenschaften, Natur und Kultur nicht so am Herzen liegen, als die Gegenstände, welche sie hier finden. Da hat der Magen seine Nahrung, die Eitelkeit ihren Putz, die Sinne ihren Kitzel, und der Geist eine angenehme Unterhaltung. Mögen doch Fenelon die himmlischen Freuden, Rousseau die Moral, Montesquieu die Gesetze, Büffon die Natur, und David die Schönheiten der Kunst verkünden; das Palais royal überwindet sie alle durch seine lebendige Vorstellungen. Laßt uns daher zu jenen Anstalten und Gegenständen aufsteigen, welche nur seltene Geister schaffen und recht zu genießen verstehen.

III.

Das Edle und Erhabene.

So niedrig man den Pöbel dieser Hauptstadt findet, so gemeinmenschlich sich selbst ein großer Theil der gebildeten Klasse darstellt; so hat doch Paris gegenwärtig auch einen reichen Vorrath von Gegenständen, welche in jeder Hinsicht die Würde und Göttlichkeit der menschlichen Natur beurkunden. Ich will eben nicht behaupten, daß das Edle und Erhabene, wovon ich in diesem

Abschnitte reden werde, sich allezeit in lebendiger Wirklichkeit vorfinde. Einem gut gesinnten Fremden muß es genug seyn, in dieser Welt voll Gebrechen wenigstens die Formen davon angetroffen zu haben. Wir wollen das Hauptsächlichste davon der Reihe nach aufführen, und die einzelnen Gegenstände als Stufen betrachten, wodurch wir bis zur Gottheit uns aufschwingen können.

Das Musäum der Naturgeschichte.

Und da fangen wir gleich, wie Moses seine Geschichte, mit der Schöpfung und ganzen Natur an. An der Hand des Büffon geleitet wandeln wir in den Jardin des plantes, und die große Sammlung der Naturalien, welche aus allen Gegenden und Ländern der Welt hieher gebracht wurden. Wir wollen stufenweise von den ungeformten Sandklumpen zu dem Halbgotte steigen, bey dessen Bildung der Schöpfer selbst den Sabbath feyerte.

Zuerst besuchen wir das Mineralreich, und betrachten die vielen Steine und Erden, die Metalle und Krystalle, die Petrifakten und Korallen, und die unendlichen Mannichfaltigkeiten und Abstufungen ihrer Schichten und Adern.

Von da wandeln wir in den Garten der Pflanzen und untersuchen die Kräuter und Gräser, die Gesträuche und Bäume, die Wurzeln und Stämme, die Aeste und Blätter, die Blumen und Früchte, vom niedrigsten Moose, was an der Erde kriecht, bis zur himmelanstrebenden Ceder. Wir steigen hierauf in die Säle des Thierreichs, und unsre Bewunderung wächst mit jedem Schritte. Hier sieht man in verschiedenen Gefächern die unendliche Menge von Käfern und Insekten, die bunten Schmetterlinge und mannigfaltig gefleckten Schalen-

thiere, die wallenden Schlangen und glänzenden Fische, die schön befiederten Vögel und die seltenen vierfüßigen Thiere — die Löwen und die Tyger, die Krokodille und die Zebras, die Armadillos und die Beutelthiere, die Elephanten und die Rhinozeros, die Affen und Giraffen, die Paviane und menschenähnlichen Orang-Outangs. Bey einer jeden Gattung laßt uns eine Pause machen, und nach Haydn's Melodie in einen Lobgesang der schaffenden Gottheit ausbrechen.

Nach Betrachtung dieser äußern Hülle besuchen wir das Kabinet des berühmten Cuvier, um auch die innere Struktur dieser Menge von Thieren zu bewundern. Mit welcher Weisheit, mit wie wenig Aufwand ist hier alles angelegt zu seinem Zwecke! Der regelmäßige Bau der Knochen, das in einander passende Spannwerk der Muskeln, und das feine Gewebe der Nerven.

Am Ende gehen wir in die Menagerie, und sehen auch einige Thiere im Leben und ihren individuellen Verrichtungen. Hier wandelt in majestätischem Umschwunge der muthige Löwe, hier springt der lebhafte Tyger umher, hier hängt die tückische Hyäne ihren Kopf, hier rennt der gestreifte Zebra, hier nickt der ungeheure Elephant mit seinem Rüssel herab, hier äfft der sinnliche Pavian die Menschen, und überall sieht man Rinder und Schafe, Gazellen und Hirsche und Geflügel aller Art. Welch ein großer, Geist erhebender Anblick müßte es seyn, alle die Thiere, welche man nur ausgestopft und leblos in der Naturaliensammlung schon bewundert, hier, wie in einem Paradiese lebendig zu sehen!

Ich knüpfe jetzt an jede Gattung der Pflanzen, an jede Eigenheit der Thiere noch alle die Länder der Erde, wo sie herkommen und ihren eigentlichen Sitz haben; ich

denke mir dabey auch die verschiedenen Bewohner und Völker mit ihren eigenen Sitten, Gestalten, Farben, Manieren und Begriffen. Von unserm Erdenrund verliere ich mich mit Lalande in das unermeßliche Reich der Gestirne und steige so bis zur ersten Ursache aller Wesen empor.

Woher nun die Mannichfaltigkeit der Dinge und Geschöpfe? woher diese Verschiedenheit im Einzelnen, diese Einheit im Ganzen? Die einfachen Attraktivkräfte, welche die ungeheuren Kugeln der Sterne bilden und umhertreiben, sind freylich keine andere, als, welche den Pflanzen und Thieren Form und Gestalt geben. Woher aber das Leben und Bewußtseyn dieses Lebens? Woher der Geist und die Vernunft, welche in Thieren und Menschen herrscht, und sich schon in den Pflanzen in dumpfer Empfindung äußert?

Bey diesen Betrachtungen ahndete mir eine Naturphilosophie, wozu Linne und Büffon, Lavoisier und Lalande die Materialien, aber nur das alles durchdringende Genie eines Plato und Leibniz die Vollendung liefern könnte.

In allen den Produkten und unendlichen Gestalten der Natur und Thiere sehen wir nur äußere Hülle und Werkzeuge, nicht aber den innern gestaltenden Geist, so sie hervorbringt. Was ist zum Beyspiel ein Flügel oder Fuß, ein Schnabel oder eine Kralle, ein Ohr oder ein Auge? Nur das Resultat einer Kraft, nicht aber die Kraft selbst! Ich stellte hier noch tiefere Untersuchungen und Vergleichungen über die Theile des organischen Körpers, besonders aber jene, an, welche an verschiedenen Thieren einerley Zwecke haben; und da fand ich in dem elenden, langsam schleppenden Vor- und Nachkriechen des Wurmes die Anlagen zu allen den flüchtigen

Bewegungen der Schlangen und Fische, der Flügel und Füße, ja sogar der Hände, worauf doch Helvetius die Perfektibilität der Menschen gründet; ich fand ferner in dem Munde des niedrigsten Insektes die rohe Tendenz aller der feinern Sinne, des Gehirns und Verstandes, welche wir an dem Menschen bewundern.

Nach allen diesen Untersuchungen und Reflexionen machte ich einen Salto mortale von der Polype, welche nur zu vegetiren scheint, zu dem Geiste eines Bonaparte und Newton, welche die Welten zu regieren und zu messen verstunden. Wie dachte ich, sollte der Geist solcher Menschen, keinen andern Grund haben, als den Nahrungstrieb eines elenden Insekts? Sollte ihr großer Blick ins Unermeßliche und Ewige keinen höhern Ursprung haben, als die dumpfe Sinnlichkeit einer Fliege, deren grobe Seh-, Hör-, Geruchs- und Geschmackswerkzeuge nur des Mundes und der Nahrung wegen einen undeutlichen Kopf bilden?

Diese mir von selbst aufstoßenden Fragen führten mich zuletzt auf den Gedanken, daß es im Weltalle eine Menge ursprünglich von Gott, als der ersten Kraft, ausgeflossene besondere Kräfte geben müsse, welche die verschiedenen Wesen ihrem Plane gemäß so oder so gestalten. Diese Kräfte hat schon Plato in seinen Ideen und Leibniz in seinen Monaden geahndet; sie sind aber doch Etwas anders, als beyde Philosophen sich dabey gedacht haben mögen. In Gott sind und waren sie alle Theile oder wirksame Gedanken der Gottheit und folglich vollkommen und gut. Außer Gott werden sie aber im Weltalle beschränkt und nehmen nach dem Willen und der Bestimmung Gottes diese oder jene Form an.

Nach diesen vorausgesetzten Ideen wurde mir in der Natur alles deutlicher und erklärbarer. Wie ich in

der Willenskraft, sich fortzubewegen, die ganze Struktur der Ringe und Floßfedern, der Flügel und Füße fand, und darnach das kleinste Nervchen erklären konnte; so sehe ich in dem Geiste eines Menschen den Grund aller der Fähigkeiten, womit er Welten mißt und die Völker der Erde regiert. Das Hirn, welches er als ein Werkzeug seiner Empfindung um sich her bildete, ist eben so reine Folge seines inwohnenden und durch Umstände entwickelten Strebens, als die Schlachten, so er ordnet, die Staaten, so er bildet, und die Künste und Wissenschaften, wodurch er sich unsterblich macht.

Am Ende wurde ich auf jene sonderbare Stelle des Paulus geführt, wo er sagt:

„Nun werden aber einige unter Euch sagen; wie können die Todten wieder auferstehen? Unweise Kinder! Nichts was man säet, kann zum Leben gedeihen, wenn es nicht zuvor verweßt ist. Nicht die Pflanze, welche hervorwachsen soll, wird gesäet, sondern das nackte, trockne Korn des Weizens oder Getreides. Erst Gott giebt ihm die Gestalt und Wesenheit wie er will, und einem jeden Saamenkorn eine andere. Denn nicht alle organische Gestalt ist einerley Gestalt; die Menschen haben eine andere, die Thiere eine andere, die Vögel eine andere und die Fische eine andere; und es giebt himmlische und irdische Körper (oder Organisationen) und der Mensch hat eine thierische und eine geistige Organisation. Nach der erstern ist er ein lebendiges Thier, nach der letztern ein lebendig machender Geist [4]. Nach der erstern ist er irdisch und von Erde gebildet, nach der letztern himmlisch und Herr des Lebens. Als irdischer Mensch denkt und handelt er auch irdisch. Aber als Himmelsbürger sucht er Gott ähnlich

4 ψυχη ζωσαν, πνευμα ζωοποιουν.

zu werden. Bey dem Tode wird die irdische Gestalt in die Erde gesäet, um zu einer himmlischen Gestalt aufzuwachsen: und wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des Himmlischen.

Auf also zu dem Halbgotte, welcher der Gottheit Ebenbild genannt wird. Bisher haben wir ihn nur in der Reihe der Naturerscheinungen betrachtet; jetzt wollen wir ihn bis auf seinen höchsten Standpunkt verfolgen.

Das Musäum der französischen Alterthümer.

Nicht nur, um die Geschichte der Kunst, sondern um den Fortgang der menschlichen Bildung überhaupt zu studiren, muß man zu den petits Augustins wallen, wo Lenoir die noch nicht gänzlich zertrümmerten Alterthümer und Kunstsachen aus der Sündfluth der Revolution gerettet hat. Dieser vortreffliche Gelehrte wußte sich dadurch selbst ein unsterbliches Denkmal zu stiften; denn hier findet sowohl der Künstler als Geschichtsforscher die sprechendsten Bruchstücke der Sitten, Gebräuche und Charaktere der verschiedenen Jahrhunderte, und er kann in seinen Gedanken von den rohesten Anfängen der menschlichen Bildung bis zu Vollkommenheiten und Idealen steigen.

Es ist ein eigner und sehr nützlicher Gedanke, daß Herr Lenoir die Alterthümer nach den verschiedenen Jahrhunderten auch in verschiedenen Kapellen aufstellte. So faßt man jede Zeit mit ihrer Geschichte zusammen und kann die verschiedenen Stufen der Kultur mit den auffallendsten Belegen studiren. Er schränkt sich auch nicht blos auf Grabmäler und sonst große Kunstwerke ein. Man findet nach Maaßgabe der Jahrhunderte,

Gefäße, Geräthschaften und sogar die bemalten Fenster. Das Licht, welches auf diese Weise durch die gefärbten Gläser gebrochen eindringt, giebt den finstern gothischen Jahrhunderten einen so eignen schauerlichen Ton, daß man sich ganz in jene Zeiten versetzt zu seyn glaubt.

Indessen würde ich bey dieser Sammlung noch drey Dinge zu bemerken haben. Fürs erste hätte Herr Lenoir besser ein anderes Gebäude, z. B. den herrlichen Ruin von St. Denis dazu wählen sollen. Hier ist schon ein Meisterstück gothischer Art und Kunst zu sehen, wie man es selten findet; die feinen zum Himmel strebenden Säulen, die kühnen Gewölbe, und die verschlungenen großen Fenster dieses ehrwürdigen Gebäudes würden den darin bewahrten Alterthümern ihrer Zeit auch einen eigenen Charakter aufgedrückt haben. Zweytens hätten, um ein Ganzes zu bilden, auch die in andern Sammlungen noch vorhandenen Alterthümer, besonders jene, welche sich in der Nationalbibliothek befinden, hierher gelegt werden müssen, und endlich dürften nur die aus dem mittleren Zeitalter übrigen Denkmäler ꝛc. in gothische Kirchen und Kapellen gestellt werden. Aber, was man in Paris, von ägyptischen, jüdischen, griechischen und römischen Alterthümern findet, möchte auch in, diesen Zeiten und Völkern angemessenen, Gebäuden einen gehörigen Platz finden; so wie die Kunstwerke des 16. 17. oder 18. Jahrhunderts in neuen Pallästen oder Kirchen angemessener prangen würden. Man hätte, um alles dieses auszusuchen und zu sichten, einen großen englischen Garten anlegen müssen, worin denn die dazu gehörigen Gebäude unter verschiedenem Gehölze angebracht werden könnten, wie dies in dem Garten von Schwetzingen mit den römischen Ruinen, der Moschee und dem Apollotempel der Fall ist. Die verschiedenen

Gewächse und Gehölze der Länder, woher diese Alterthümer kommen, würden dem Ganzen noch den eignen Ton gegeben haben. Auch ließe sich durch wohlangebrachte Perspektive und Panorama's die Täuschung bis zur Vollkommenheit bringen.

An diesen Garten der Alterthümer müßte endlich auch der Pflanzengarten angebracht seyn. So hätte man dann die ganze Natur- und Weltgeschichte beysammen; und der Natur- und Geschichtsforscher könnte eine Reise um die Welt, und in die fernsten Zeiten machen, ohne aus Paris zu gehen.

Ich betrachtete diese Sammlung in zweyfacher Rücksicht; einmal als Geschichtsforscher, dann als Kunstliebhaber. Bey der ersten Ansicht reihete sich mir an diese Bruchstücke die ganze Folge der Sitten und Begebenheiten an, wodurch die Zeiten und Menschen merkwürdig wurden, so sie vorstellen. Bey den alten Keltischen Altären, welche auch schon Montfaucon 2. Th. Tafel 190 abgebildet hat, und der Göttin Nephalenia vertiefte ich mich in die Wälder der alten Kelten und Deutschen, deren Sitten Cäsar und Tazitus beschrieben haben. Ich sah ihre heiligen Haine und Volksversammlungen, ihre Schlachten und einfache Sitten. Da erklang mir die Harfe Ossians, und die Geister der Fingal und Trenmor, der Oskar und Herrmann, der Dartjula und Jnibaka schienen mir auf den durch die Fenster eindringenden Sonnenstrahlen herabzusteigen

Die griechischen und römischen Alterthümer erinnerten mich an den Zug vor Troja und der Argonauten, an Sparta und Athen, an die Schlachten bey Marathon und Salamis; und alle die Wissenschaften und Kunstwerke, welche wir ihnen noch verdanken; bis

jenes Herrschervolk dazwischen kam und die Welt mit seinen Adlern deckte.

Alsdann verlohr ich mich von Kapelle zu Kapelle in der finstern mittlern Geschichte. Die rohen und grotesken Abbildungen eines Childebert und Chlotar, eines Chilperich und der Fredegunde sagten mir deutlich, daß eine ungeheure, alles zerschmetternde Völkerwanderung müsse vorgegangen seyn, weil man nach den schönen idealischen Bildern der Griechen und Römer sonst ohnmöglich solche Frazen habe bilden können. Bey den Denkmälern der Karolinger sahe ich jene neuen und großen Anlagen der europäischen Völker und Staaten: die May- und Merzfelder, die Grafschaften und Gauen und jenen großen Kaiser, welcher der Welt Gesetze gab.

Ich stieg hierauf in die Zeiten der Kreuzzüge und Ritterschaft, der Liebe und Andacht. Mit Ehrfurcht wandelte ich zu den Gräbern jener Helden, welche da mit Weib und Kindern in schönster Ordnung und mit zusammengelegten Händen vor einem Kruzifixe knieen, der Mann in Harnisch und Frommheit, das Weib in Andacht und Sittsamkeit gehüllt, das sprechendste Denkmal von dem, was sie seyn wollten; wirkend für Religion, Haus und Vaterland. Dabey stieg der Geist Tasso's und Ariosto's über mich. Ich zog mit Philipp und Ludwig IX. ins gelobte Land; sahe die Schlachten und Kreuzzüge, die Tourniere und Zweykämpfe, die Liebeshändel und gestürzten Moscheen.

Die Bildnisse des Mädchens von Orleans und des Dugueselins erinnerten mich an jene blutige Fehde der Franzosen und Engländer, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht geendigt zu seyn scheint. Zwischen diesen großen und erschütternden Auftritten fand ich auch stillere und süßere Andenken. Ich sahe

die Büste des Abbe Suger, welchem die Wissenschaften, die Freyheit und der dritte Stand so viel zu verdanken hatten, neben ihm das Grab Abelards und der Heloise. O gib mir nur, was du kannst, das übrige will ich träumen.

Nach diesen Erscheinungen der süßen Schwärmerey und heiligen Dunkelheit, trat ich in das 16 und 17te Jahrhundert; und sogleich verkündet mir jedes Denkmal, jede Bildung das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, der Ordnung und Gesetze. Es ist die Morgenröthe des nahen Tages. Hier finde ich Ludwig XII. den Vater seines Volkes, Franz I. den Schützer der Wissenschaften und Helden bey Marignano, Bayard, den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, nebst andern merkwürdigen Menschen, so ihrem Jahrhunderte Ehre machten. Die Basreliefs der Grabmäler selbst verkünden die Geschichte dieser Zeiten: so sieht man auf den Mausoleen jene Schlachten und Staatsverhandlungen abgebildet, welche die Heldenzüge der französischen Könige vorstellen, und jene fürchterlichen Kämpfe zwischen Carl V. und Franz I., welche das neue Gleichgewicht von Europa gründen sollten.

Aber bald ziehen sich wieder düstere Wolken vor das kaum erschienene Licht. Die Bilder Karls IX. und Heinrichs III. erinnern an jene Gräuelszenen der Ligue, wo Religionshaß und Fanatismus die schönen Tage mit Blut färbten, und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten. Raubsucht und Verfolgung, Gift und Meuchelmord, Mordbrand und Verwüstung, nebst allen Furien des bürgerlichen Krieges verfolgen den Geist des Beobachters, bis jene biedere Gestalt Heinrichs IV. erscheint, und dem Lande Ruhe und Frieden und jedem Franzosen ein Huhn in Topf giebt.

Hierauf erscheinen die Gestalten zweyer Minister, welche Frankreich groß gemacht und in Europa das Gleichgewicht gegründet haben: Richelieu's und Mazarini's. Man findet an jenem mehr Größe, Umfassung und Kühnheit, an diesem mehr Feinheit, Schlauheit und Ueberlegung. Jener wurde gehaßt, dieser belacht, aber beyde regierten den Staat.

Endlich langt man in den neuesten Zeiten und dem so berühmten Siècle de Louis XIV. an. So wenig dieser König auch selbst große, personelle Eigenschaften hatte: so wußte er doch große Männer zu benutzen und zu belohnen; die um ihn herstehenden Büsten der Colbert und Louvois, Turenne und Conde, Lesueur und Lafontaine, Corneille und Racine, Boileau und Lebrun ꝛc. sind eben so viele Edelsteine, womit seine Krone strahlt, und selbst die edlen Gestalten und Abbildungen, welche man hier findet, zeugen von einem blühenden Zeitalter. Das Edelste, was Frankreichs Genie aufweisen kann, leitet sich von diesen Zeiten her.

Nach dieser historischen Wallfahrt betrachtete ich auch diese Alterthümer in artistischer Hinsicht, und da wurden sie mir nicht minder merkwürdig. Ich gieng von Jahrhundert zu Jahrhundert, und bemerkte die Vor- und Rückschritte, welche die Kunst gemacht hatte; denn hier trifft man sie auf ihren verschiedenen Stufen, vom rohesten bis zum Edelstein, von den unförmlichsten Gestalten der Merovinger, bis zu den Meisterstücken der Pigal und Girardon.

Die Bilder, welche sich von der Zeit der ersten Dynastie der französischen Könige her datiren, sind auch so steif und unregelmäßig, daß sie mehr den Götzen der Wilden als den Werken schon gesitteter Völker gleichen.

Gesichter ohne Ausdruck, Stellungen ohne Anstand, Gruppen ohne Mannichfaltigkeit und Umrisse ohne alle Zeichnung. Darunter zähle ich die Statuen der Merovingischen Könige, einige Heiligenbilder und selbst das mosaische Grab der Fredegunde, worauf nicht einmal ein Gesicht zu finden ist [5].

Die Verzierungen an diesen Kunstwerken erscheinen in keinem höhern Style; sie sind nur kindische Spielereyen mit Frazen und grotesken Figuren. Indessen bleiben diese Denkmäler noch immer ein interessantes Studium für den Kunstliebhaber, weil er die ersten Versuche des bildenden Genies in ihnen findet.

Auch die Zeit der Karolinger zeichnet sich noch durch kein schönes Kunstwerk aus, obwohl Karl der Große vieles gethan hatte, um die Künste in Aufnahme zu bringen, und sogar nach den alten Mustern studieren ließ. Das Grab dieses Kaisers Nro. 428, ist offenbar nach griechischen Basreliefs kopirt und selbst diese Nachbildung nur schlecht gerathen. Doch merkt man schon daran, und an andern Denkmälern dieser Zeit, z. B. Nro. 514. 324 ꝛc., daß die Kunst einige Fortschritte gemacht habe.

Am Ende der zweyten und zu Anfang der dritten Dynastie scheint mir die Kunst ehender zurück- als vorzuschreiten. Die vielen Fehden und das Feudalsystem versetzte die europäischen Völker in ihre vorige Barbarey. Hier findet man nichts als unförmliche Heiligen- und Muttergottesbilder, grobgehauene Kriegsleute und Bischöffe, und bunte Malereyen. Aber mit Ludwig IX. und vermuthlich durch die bey den Kreuzzügen erkannten griechischen Werke, erhält die Kunst einen

5 Dagoberts Denkmal Nro. 5. ist aus spätern Zeiten.

neuen Schwung. Die Kapellen des 12 und 13ten Jahrhunderts sind ein reicher und zu großen Aufschlüssen offener Schatz. Da findet man, freylich noch in dem gothischen Style, schon edlere Gestalten, ausdrucksvolle Bildungen und Gesichtszüge, mannichfaltige Komposition, in einem höhern Style aufstrebende Mausoleen, und die mit den schönsten Farben spielende Glasmalerey. Auch die Verzierungen, Arabesken, Basreliefs und eingelegten Fußböden dieser Zeiten, z. B. Nro. 20. 33. 35. 38. 429 ꝛc. zeugen schon von einem feinern Geschmacke.

Die Verwüstungen der Kriege zwischen Frankreich und England scheinen der Kunst wieder einen Einhalt zu geben, aber nach denselben, besonders unter den weisen und vortrefflichen Königen und Kunstschätzern Karl V., Ludwig XII. und Franz I. steigt sie desto herrlicher hervor. Man sieht an allen Denkmälern des 14. 15. und 16ten Jahrhunderts, daß die Musen wieder nach Europa gewandert waren. Da erscheinen schon die schönen Werke von Paul Ponce, Prieur, Pilon, Boudin, Paliſſy, Couſin, Bontems, Gonyeou, Delorme ꝛc. Aus ihren Händen giengen jene große Mausoleen Karls V., Ludwigs XII. Franz I., Heinrichs II. und der Diana von Poitiers hervor. Die Tugenden an den Säulen Ludwig Porchers und Heinrichs II. und die Grazien von Germain Pilon No. 111. können sich mit allem Fuge neben die schönen Werke des Girardon und Pigal stellen.

Indessen spricht auch aus diesen Monumenten noch die finstere Stimme des Mittelalters. Die vielen Todtenköpfe, die gehäuften Verzierungen, besonders aber die nackten und gerade in dem scheußlichen Momente

des Todes hingestreckten Körper der Verstorbenen entstellen alle andere Schönheit der Kunst.

Von dem 17ten Jahrhundert will ich gar nicht reden: denn hier zeigen schon selbst die Grabmäler und Büsten der größten französischen Meister an, daß zu der Zeit die Künste in Frankreich ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Eins der schönsten Denkmäler dieser Epoche ist das Grabmal des Kardinals Richelieu. Edler, korrekter und in einem höhern Style würden es selbst die griechischen und italiänischen Künstler nicht ausgeführt haben. Da liegt der große Staatsmann, der ganz Europa bewegte, mit gen Himmel gerichteten Blicken in den Armen der Religion, welche ihn tröstet, und das Vaterland weint zu seinen Füßen.

Um die Geschichte der Kunst noch ferner zu studieren, sollte man gleich von den französischen Alterthümern zu dem Musäum Napoleon gehen, oder es sollte vielmehr beydes verbunden seyn; denn in letzterm kann man eben so die Stufen der Kunst an den Bildern und Schulen finden, wie im erstern an den Alterthümern.

Bey der Einrichtung des Musäums Napoleon hätte ich in dieser Hinsicht folgendes zu bemerken. Zuerst thut es den Malereyen in den obern Sälen nicht gut, daß man zuvor die herrlichen Antiken im untern gesehen hat. Wenn auch die Bilder Raphaels Dominichino's, Guido's und Guercino's ꝛc. sich neben dem Apollo und Laokoon sehen lassen können; so ist man doch schon zu viel an die Göttergestalten der Griechen gewöhnt, als daß man die oft groben Frazen oder kleinlichen Pinseleyen der niederländischen oder anderer Meister vertragen möchte. Man sollte daher, bey dem Eintritte in diese Schatzkammer menschlicher Kunst, zuerst durch die noch einfältigen, unreifen

Versuche der deutschen und niederländischen Schule zu fernern Ansichten vorbereitet werden. Auf diese würde ich die Bilder von Mantegna, Bellino, Primaticio ꝛc. folgen lassen; alsdann zu den größern und edlern Werken der deutschen und niederländischen Meister, z. B. des Jordans, Rubens, van Dyk, Franz Floris van der Werf ꝛc. zurückkommen; am Ende der Gallerie müßten die Lesueur, Lebrun, Pouffin, Correggio, Guido, Guercino, Dominichino und Raphael prangen.

Zum andern scheinen mir auch die Bilder nicht gehörig gesichtet. Ueberhaupt kenne ich nur viererley Klassen von Gegenständen, welche die Kunst darstellen solite, nämlich: schöne Landschaften, schöne Vieh-, Früchte- und Blumenstücke; und auch diese könnten nur als Beywesen dienen; ferner Portraits schöner, berühmter oder interessanter Menschen; endlich Geschichtsstücke. Alles andere ist kein würdiger Gegenstand der schönen Kunst. Man sollte daher vor allem die niedrigen Vorstellungen eines Teniers, Brauer van Ostade, Mieris, und anderer Meister, so vortrefflich sie auch an und für sich gemalt seyn mögen, gänzlich absondern, und in ein eignes Kabinet, unter dem Namen von Satyren oder Scherzbildern aufstellen. Ein zweytes Kabinet enthielte die Landschaften, Seestücke, Architekturstücke, Vieh-, Blumen- und Früchtestücke; ein drittes die Portraits und Abbildungen berühmter Menschen; ein viertes endlich die Geschichtsstücke. Aber auch bey den letztern wäre noch eine Sonderung zu machen. Die Vorstellungen müßten entweder schöne oder erhabene Gegenstände darstellen. So würde das Aug und Gefühl nicht so zerstreuet und der Kunstsinn bestimmter werden.

Bey meinen öftern Wallfahrten nach dem Musäum bin ich eben so wie bey der Sammlung der französischen Alterthümer den Fortschritten des menschlichen Genies nachgegangen. Ich sahe, wie sich der Kunstgeist nach und nach entwickelte. Die Bilder Raphaels allein enthalten schon eine kleine Kunstgeschichte; wie viel mehr kann man den Fortgang im Ganzen beobachten!

Die Bilder des Mittelalters sind weder in Gruppirungen noch erhabenen Ausdrücken oder richtiger Zeichnung merkwürdig; obwohl man schon einige Meisterstriche und Ausdrücke darunter antrifft. Die Bilder von Lukas von Leiden, Holbein und Albrecht Dürer ꝛc. unter den Deutschen, und der Mantegna, Primaticio, Bellino ꝛc. unter den Italiänern, kann man den ersten Schwung des künstlerischen Genies nennen. Es ist an ihnen zwar noch viel Steifes, Hartes und Unschickliches aus dem Mittelalter übrig geblieben: allein manche Gruppirungen sind edel, die Zeichnungen nicht selten korrekt, die Farben frisch und die Ausdrücke oft voll Grazie und Liebenswürdigkeit. Nicht nur die schönen Bilder der Italiäner dieser Zeit, z. B. die Himmelfahrt Mariä von Perugino Nro 1167. und der Scipio von Mantegna Nro. 1178. sind Beweise davon, sondern auch die Gemälde von Albrecht Dürer Nro. 251 — 991; von Hemmelink Nro. 316, von Metsys 383, können unstreitig jenen Raphaels aus seinen frühern Zeiten gleich, ja über sie gesetzt werden.

Die bildenden Künstler übten sich zuerst an der Natur, und diesen Gang hat auch die niederländisch-deutsche Schule gänzlich eingehalten. Die Werke derselben stellen entweder Landschaften oder Seestücke, oder Blumen und Früchte oder Jahrmärkte, Weinschenken

und Schlachten oder Portraits berühmter Menschen vor; und an solchen Gegenständen übten sie sich auch zu einer großen Vollkommenheit. Sowohl Farbe als Ausdruck und Stellung ist das sprechendste Bild der Natur.

Auch da noch, wo sich ihre Meister an erhabnere Gegenstände wagten, und darin mit den Italiänern wetteiferten, giengen sie nicht von dem gemeinen Wege der Natur ab, welche sie vor sich fanden. In den schönsten Bildern der Jordans, Rubens, van Dyck, Franz Floris van der Werf und Rembrand sind die weiblichen Figuren nach den dicken, gesunden, rothwangigten Mädchen und Frauen des Niederlandes, und die männlichen von den Märkten und Rathsstuben ihrer Städte kopirt. Wenn auch van Dyck und van der Werf in ihren Abbildungen einen feinern Geschmack als ihre Vorgänger verrathen, so bleibt jener doch immer nur bey einigen Modellen, und dieser fällt in das Kleinliche.

Die italiänische Schule, an deren Spitze ein da Vinci, Raphael und Angelo stunden, wußte sich aber bald über das Gemeine zu schwingen. Belebt durch die Gegenstände, welche ihnen die geistreichen Menschen und schönen Bilder der Natur um sie her darboten, und unterrichtet durch die großen Vorbilder der Alten, drang sie tiefer in die Geheimnisse der Kunst, und so erschienen aus ihr jene Meisterwerke, welche wir im Museum und in Rom bewundern. Vortreffliche Zeichnungen, edle Ausdrücke, Schönheit der Gestalten und erhabene Gegenstände leuchten aus allen Bildern eines da Vinci Raphael, Angelo, Dominichino, Guido, Guercino und Correggio hervor.

Die französische Schule trat in die Fußstapfen der italiänischen, ja man könnte behaupten, daß sie nur eine Fortsetzung derselben sey. Jouvenet, Poussin

Lesueur, Vouet, Miguard und Lebrun können mit Recht neben den Meistern, jenseits der Alpen stehen. Doch glaube ich, daß Lesueur und Lebrun weniger Nachahmung in ihren Bildern zeigen, als die andern französischen Meister.

Ueberhaupt bestärkten mich die Bemerkungen, welche ich im Musäum über die Kunstgeschichte machte, von neuem in dem Gedanken, daß die neuern Künstler vielleicht mehr Originalität und Erhabenheit in ihren Bildern gezeigt haben würden, wenn sie die Antiken später gesehen, und die Gegenstände ihrer Gemälde mehr gesichtet hätten. Die anhaltende Uebung zwischen antiken und modernen Modellen, alten Gottheiten und neuen Heiligen, gemeinen Auftritten und himmlischen Glorien, römischen und gothischen Gewändern, gab ihren Gegenständen ein so beladenes, buntschäckiges und oft widriges Ansehen, daß man die darin wirklich enthaltenen Schönheiten übersieht. Der Künstler, wenn er großen und allgemeinen Eindruck machen will, muß sich nur an schöne Formen, oder große erhabene Gegenstände halten. Daher betrachten auch viele Menschen, welche das Musäum besuchen, mehr die schönen Köpfe und Blumenstücke einiger nicht so berühmten Maler, als die größten Werke der obengenannten Eingeweihten.

Nach diesen ersten Besuchen des Musäums, welche ich blos der Kunstgeschichte wegen machte, wallete ich noch öfters dahin, um das hohe Schöne so recht con amore genießen zu können. Bey dieser Gelegenheit betrachtete ich auch die großen Werke der Baukunst.

Das Louvre.

Bekanntlich ist das Louvre jetzt den Künsten und Wissenschafften geheiligt. C'est le plus beau morceau

d'Architecture de toute la ville, sagt man in Paris noch immer, wenn von diesem Pallaste die Rede ist; und in der That wird man sehr überrascht, wenn man von der gothischen Kirche der petits Augustins zu diesem schönen Gebäude wallet. Der Anblick einer prächtigen Faßade mit 36 korinthischen Säulen, welche die feinen Gesimse tragen, und hinter ihnen eine Gallerie mit Statuen und Basreliefs geziert, in größter Einfachheit und Symmetrie, macht den vortrefflichsten Eindruck.

Auch liegen nahe an diesem Pallaste herum die meisten noch übrigen Werke der französischen Baukunst, z. B. die Thuilleries, das Collège Mazarin, die Pont neuf, die Pont des arts und de la Concorde, das Palais du corps législative, das Palais royal und die champs élisées, das Théatre de l'opéra und français, der Place Vendôme und de la Concorde etc. Wenn noch das Pantheon, das Hôtel des Invalides und das Luxembourg in diesem Umkreise stünden, so hätte man die Schätze der französischen Baukunst beysammen. Doch laßt uns zurückkehren zu dem Louvre oder dem

Musäum Napoleon.

Hier sind wir also in dem Heiligthume der Kunst, hier, mitten unter den größten und schönsten Werken, welche das bildende Genie der Menschen je hervorbrachte. Ich muß gestehen, daß ich bey dem Eintritte in das Musäum mit Entzücken und Ehrfurcht befallen wurde. Dieselbe artete aber gänzlich in Betäubung aus, als ich in allen Sälen und an allen Wänden von so vielen und mannichfaltigen Gegenständen angesprochen wurde. Ich wußte nicht, wo ich anfangen, wo ich enden, wo ich hinblicken sollte. So gieng ich wieder nach Hause, und

bemerkte mir kürzlich nur das, was besondern Eindruck auf mich gemacht hatte.

Bey meinen folgenden Besuchen machte ich mir einen Plan meiner Betrachtungen und durchwandelte die Säle nach der Ordnung, wie ich sie oben angegeben habe. Ich fieng daher zuerst an den alten Bildern an, welche noch Spuren des Mittelalters trugen, als: jenen von Lukas von Leyden, Albrecht Dürer, Holbein, Metsys, Hemelink, Mantegna, Primaticio ꝛc. Dann nahm ich die verschiedenen kleinern niederländischen Stücke durch, kam so zu den größern Werken dieser Schule; dann endigte ich mit den besten Werken der italiänischen und französischen Schule. Von diesen schwung sich mein Geist zu den Göttergestalten der Griechen, dem Apoll, Laokoon, der medizeischen Venus und dem Antinous.

Ich werde hier in kurzem bemerken, was mir davon am besten gefiel. Ich werde jetzt nicht mehr die Ordnung der Schulen, sondern der Gegenstände einschlagen.

Die erste Reihe, welche ich besuchte und hier anführen will, sind Landschaften, Architektur-, See-, Vieh-, Früchte-, Blumen- und kleine Gesellschaftsstücke. In diesem Fache lieferte mir die niederländische Schule den meisten Stoff. Keine andere hat diese Gegenstände mit mehr Fleiß, frischerer Farbe und Treue dargestellt als diese. Die meisten davon grenzen sogar ans Aengstlichkleinliche. Was der Italiäner in seinen Bildern blos als Schauplatz, Verzierungen oder Beywesen benutzt, ist hier meistens der Hauptgegenstand.

Von Asselyn sind mehrere schöne Landschaften da, worunter mir besonders N. 162 die Tiberbrücke, und eine andere gebirgigte N. 163 gefielen. Man sieht an

beyden, daß sie im schönen Italien aufgenommen wurden. Von Berghem findet man einige Stücke aus seiner besten Zeit. N. 180 ist eine große herrliche Landschaft mit Bäumen, Felsen und Wasserfällen. In der Mitte ist eine Landstraße mit einer vortrefflich gearbeiteten Staffage. N. 173, 177 und 178 sind nicht minder schön.

Diesen Bildern kann gleich, ja noch über sie gesetzt werden, eine Viehweide von Cuyp N. 228. In dem Ganzen dieses Gemäldes herrscht jene sanfte Ruhe des Schäferlebens, welche Theokrit und Geßner besungen haben. Die Landschaft mit dem Vieh und den Hirten, welche dabey auf ihrer Schalmey pfeifen, ist die schönste Idylle in Farben.

Von Ruisdal und Wynanz sieht man zwey Waldgegenden, N. 536 und 645, welche Meisterstücke in dieser Art genannt werden können. Welche Mannichfaltigkeit in Aesten und Blättern! welches Farbenspiel in lichtem Grün und schauerlichem Schatten! Noch zwey kleinere Stücke von eben diesem Meister N. 537 und 646, wovon das erstere einen Sonnenschein nach dem Regen, das andere ein durch einen Fluß durchschlängeltes Feld vorstellt, verdienen alle Aufmerksamkeit des Kunstkenners.

Unter den Viehstücken zeichnen sich besonders jene von Paul Potter und seinem Nachfolger du Jardin aus. Bey diesen Meistern braucht man nicht erst, wie bey Berghem, Roos und Wouwermanns die Gruppen in der Nähe aufzusuchen. Hier stehen Rinder, Geisen und Schafe groß wie in der Natur da. Besonders macht das Stück von Potter N. 446, welches aus dem Haag hierhergebracht wurde, volle Wirkung. Kenner und Nichtkenner bleiben vor diesem Bilde stehen, so groß und wahr ist es gemalt!

Von van der Neer, welcher so schönen Mondschein malte, ist wenig Vortreffliches da; von Bonaventura Peters ein Paar gute Seestücke: aber sie werden alle übertroffen von den beyden van de Velde. Von Wilhelm sieht man N. 603 und 604, zwey ruhige schöne Seestücke. Aber das Hauptwerk ist der heitere herrliche Sonnenaufgang N. 600 von Adrian. Da weiden an einem hellen, von der schönsten Landschaft umgebenen Flusse, Kühe und Schafe. Die Hirten beschäftigen sich mit Fischen, und die Morgensonne beleuchtet das Ganze mit ihren ersten Strahlen. Welch eine Ruhe! welch eine Heiterkeit! welch eine stille Größe ist über das Ganze ausgebreitet!

Diesem Bilde kann füglich als Seitenstück zugegeben werden ein Sonnenuntergang von Johann Both N. 188. Im Vordergrunde thürmt sich eine mit den schönsten Gruppen und Bäumen aufsteigende Berggegend zu den Wolken. Auf ihren Spitzen und vordringenden Theilen flimmern die letzten Strahlen der Sonne; der Hintergrund ist in einem Feuerdunst verschmolzen, die ganze Luftfarbe verkündet einen schwülen Sommertag.

Zwischen diese großen Stücke stelle ich noch ein Bild von Jacob van de Ulft, N. 608, das schöne Tivoli darstellend, und komme so zu dem Raphael der Landschaftmaler Gelee, genannt Claude Lorrain. Er blieb nicht, wie andere seines Gleichen auf dieser Erde. Er zauberte uns gleich einem neuen Schöpfer elisäische Felder und Paradiese auf die Leinwand. Wenn ich mir eine Vorstellung des Paradieses wünschen könnte, so müßte daran die Landschaft von Claude Lorrain, die Blumen von de Hem, die Thiere von Potter oder Schryers, Adam und Eva von Raphael gezeichnet, und von van Dyk gemalt seyn. Ich habe lange

die schönen Dichtungen dieses vortrefflichen Landschaftsmalers in dem sogenannten Liber veritatis bewundert, hier sah ich sie in Wärme und Colorit. Es sind von ihm mehrere Seestücke und Landschaften im Musäum, worunter mir besonders 42 und 45 gefielen. Das erstere ist der süßeste Traum in Arkadien, das zweyte stellt die Sonne über dem Meere untergehend in ihrer ganzen Pracht dar.

Gegen Claude über muß man die Seestücke von Vernet betrachten. Große Gebürge, glänzende Häfen, und entweder die Ruhe oder die Wuth des Meeres sind mit der größten Wahrheit dargestellt. Sie haben aber bey weitem jenen Schmelz und Schwung nicht, wie die erstern. Die besten Stücke von Vernet findet man dermalen im Palais du Senat oder dem sogenannten Luxembourg.

Von den vielen kleinen Stücken der niederländischen und andern Schulen will ich nicht reden. Man sieht deren auch in andern Sammlungen. Die Teniers, Brouer, und von Ostade sind nicht für meinen Geschmack; die Mieris, Wenin, Gerard Dow, Steen ꝛc., so vollkommen sie auch seyn mögen, zu kleinlich. Von allen diesen Stücken entzückten mich noch die schönen Blumen- und Früchtestücke von van Huysum und de Hem, die Architekturstücke von Peter Neffs und Panini, und einige Landschaften von Caspar Poussin.

Meine zweyte Wallfahrt gieng nach den Portraits. Solche Bilder können zugleich durch die Vortrefflichkeit der Malerey und der Gegenstände, welche sie vorstellen, interessant seyn; wie dies der Fall mit N. 1053 und 1217 ist, wo Rubens den Kanzler Morus, Justus Lipsius und sich, und Titian Franz I. vortrefflich

gemalt haben. Ueberhaupt ziehen nur solche Portraits meine Aufmerksamkeit an sich, welche sich entweder durch die Schönheit oder Berühmtheit des Originals auszeichnen, und diese will ich auch hier wieder besonders bemerken. Das Musäum sollte billig nebst den Büsten auch die Portraits aller berühmten Menschen enthalten, welche wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit getroffen sind. Wir wollen wieder mit den ersten Versuchen in diesem Fache den Anfang machen.

Die Portraits, welche aus den mittlern Zeiten herstammen, sind weder gut gemalt, noch versichern sie einen der Gleichheit. Erst bey den Köpfen von Albrecht Dürer und Holbein stößt man auf wahre Kunstgebilde, z. B. N. 249 und 250 von der Hand des Erstern, und 314 — 318 und 325 von jener des Letztern. Die ersteren zwey Stücke sind unbedeutende Originale, aber die drey letztern stellen Thomas Morus, Erasmus von Rotterdam und Anna von Cleve, die Gemahlin Heinrichs VIII. vor. Obwohl nun das Kolorit dieser Portraits noch nicht das Schönste genannt werden kann, so ist doch der Ausdruck, die Gleichheit und Zeichnung daran vortrefflich. Selbst die Kunst, so wenig durch grelle Schatten zu thun, ist bewundrungswerth.

Nach diesen Köpfen trifft man in der niederländischdeutschen Schule gleich auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Hier glänzen die Portraitmalereyen von Rubens, Rembrand und van Dyck. Welch ein natürlicher Ausdruck in den Gesichtern! welch ein Leben in dem Kolorit! welch eine Wahrheit in der Darstellung! Unter diesen vortrefflichen Bildern zogen folgende meine Aufmerksamkeit auf sich, N. 498 Rubensens Gemahlin, N. 507 und 508 der Bürgermeister Rokox und N. 1034 Grotius, Justus, Lipsius, Rubens und sein

Bruder. Es ist so was Männliches, Biederes, Gerades in diesen Bildern, daß man mit ihnen sprechen mögte. Von Rembrand sieht man viele Köpfe, welche wegen der vortrefflichen Licht- und Schattenvertheilung bemerkt zu werden verdienen; mir gefielen besonders N. 455 ein schwarz gekleideter junger Mann, mit einem Federhut, und N. 460 eine junge schöne Judenfrau, voll Lieblichkeit. Hauptsächlich riß mich der große Portraitmaler van Dyck an seine vortrefflichen Gemälde. Da ist von ihm zu sehen, N. 254 der unglückliche Carl I., König von England, N. 268 Johann Richardson, Präsident in den Niederlanden, 995 der Kardinal Bentivoglio, 996 Alexandre Scaglia, 997 Franz von Moncade, und N. 258 sein eigenes Portrait. Vor allen aber gefielen mir N. 266 und 267, die Bilder eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Wahrer, schöner und ausdrucksvoller kann die Portraitmalerey nichts liefern.

Die Italiäner kommen den Niederländern an Farbenmischung nicht bey, obwohl ihre Köpfe viel geistreicher erscheinen. Kein Wunder! eine geistreiche Nation liefert auch geistreiche Portraits. Die Köpfe von Bellini und da Vinci haben noch vom Mittelalter her das Gothische und Flache der Albrecht Dürerischen und Holbeinischen; sind aber doch meistens vortrefflich, z. B. N. 925 das Portrait der Madame Lise, genannt die Anmuthige, voll Ausdruck und Schönheit; N. 924 eine rothgekleidete Frau; N. 896 die Herodias, welche dem Solario zugeschrieben wird; ein herrlicher Weibskopf.

Die Portraits des Raphael sind richtig gezeichnet und voll Geist, besonders Julius II.; N. 937 und 938 zwey nachdenkende Jünglinge. Vorzüglich machte das

Bild Baudinelli's von Sebastian del Piombo N. 1197 auf mich Eindruck. Es ist einer der geistreichsten Köpfe der ganzen Sammlung.

Unter allen Italiänern leuchtet Titian hervor. Was van Dyck bey den Niederländern war, ist hier Vercelli. Ich halte beyde Meister für die größten Portraitmaler der neuern Zeiten. Da hängen von ihm nebst den zwey schönen Mannsköpfen N. 942 und 943, der Kardinal Hipolit von Medizis N. 1214, Franz I. N. 1217, Alphons de Guasto N. 1224 und seine Maitresse N. 1212, ein Kopf voll Genie und Lieblichkeit, verbunden mit venetianischer Schlauheit.

Die französischen Portraitmaler stehen zwischen den Niederländern und Italiänern, nach meinem Urtheile in der Mitte. Sie suchten das Kolorit der erstern mit dem Ausdrucke der letztern zu verbinden.

Unter ihnen bemerkte ich N. 55 das Portrait Lebrun's von Largilliers N. 66, jenes von Vleugels von Pesne. Die zwey Bilder von Rigaud, die Künstler Dejardins und Mignard vorstellend, N. 39 — 89; N. 950 Bourdons Portrait von ihm selbst gemalt, und noch andere. Von allen diesen Köpfen kommt aber keiner jenen von Dycks und Titians bey.

Ich komme nun zum Höchsten der Malerey, zu den Geschichtsstücken. Auch in diesem Fache mußte ich sichten und wählen. Niederträchtige oder abscheuliche Handlungen übergieng ich als unwürdige Gegenstände der schönen Künste. Man wird in dieser Sammlung nur zu viel von solchen Bildern geplagt. Ich suchte nur Schönheit oder Erhabenheit.

Nach der im Musäum gemachten Ordnung sind erst die Bilder der französischen, dann der deutsch-nieder-

ländischen, und endlich der italiänischen Schule aufgestellt. Ich aber begann zuerst an der niederländischen, weil ich diese dem Ursprunge der schönen Künste näher achtete.

Die ersten Gegenstände meiner Betrachtung waren die vielen alten gothischen Bilder aus der altdeutschen Schule, worunter ich aber nichts destoweniger einige fand, welche alle meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, z. B. N. 218 das Urtheil des Cambyses von Claisens; 206 ein Stück von Hemelink mit mehreren Heiligen, wovon zwey Theile als Thüren galten, um das Ganze zu schließen; 383 eine heilige Familie von Metzys, und 1025 der Tod des Adonis von Rottenhammer. In diesen vier Stücken fand ich eine Zeichnung, einen Ausdruck und Grazie, welche den frühern Kunstwerken Peruginos und Raphaels gleichkommen.

Von den ersten Versuchen der deutsch-niederländischen Malerey, kam ich auf ihre schönste Stufe, zu den Bildern von Jordans, Rubens, Rembrand, van Dyck und van der Werf. Warum ist die Kunst in Europa nicht auf dem originellen Wege dieser Meister betrieben worden? Was fehlt zum Beyspiele einigen Werken dieser Schule an Richtigkeit der Zeichnung, an Adel des Ausdruckes? Was übertrifft sie an Schönheit des Kolorits? Auch die Griechen mußten sich durch die noch ungebahnten Wege des Bularchus und Dädalus durcharbeiten; aber eben darum kamen sie auf eine so hohe und originelle Stufe.

Es ist gewiß, daß Rubens der kühnste und weitumfassendste Maler der neuen Zeiten war. Er ist ein wahrer Shakespear in Farben. Himmel und Erde, Götter und Helden, Menschen und Thiere, Landschaften und Blumen sind aus seinem Pinsel hervorgegangen,

und es ist fast unbegreiflich, wie ein einziger Mensch nebst andern noch wichtigen Geschäften, so viele Kunstwerke habe liefern können. Dabey welch ein Reichthum in der Komposition! welch eine Fülle der Gedanken! welch eine Kühnheit der Stellungen! welch ein Glanz der Farben! Da ist nichts gesucht, nichts studiert, alles steht da voll Leben und Kraft in Natur und Wirklichkeit.

Daß ihm dabey die Natur das Gefühl der Schönheit und des Erhabenen nicht versagt habe, beweisen einige seiner Bilder, z. B. N. 503, 504, 505, 506. Die drey erstern sind aus der Hauptkirche von Antwerpen genommen, wo sie als Altarblätter prangten. Das Hauptstück stellt die Abnehmung vom Kreuze, die beyden Seitenstücke Mariä Reinigung und Heimsuchung vor. Gruppirung und Ausdruck sind darin mit dem frischesten Farbenspiele verbunden. Besonders ist der Kopf vom heiligen Zacharias ehrwürdig-schön. N. 506 ist Christus, seine Wunden dem Thomas zeigend. In diesem Bilde herrscht (der groben Hände ohngeachtet) ein Adel im Gesichte, welcher den Gemälden der Italiäner beykommt [6].

Die übrigen Bilder dieses Künstlers, selbst der heil. Petrus N. 509, welchen ich schon zu Kölln sah, gefielen mir nicht [6]. Die meisten bestehen aus verzerrten Stellungen, groben Formen und scheußlichen Vorstellungen. Da sind keine Heiligen, keine Götter, keine Könige, keine schöne edle Weiber, sondern grobe Schiffsknechte, aufgeputzte Bramarbas und gesunde dicke Grasnymphen.

6 In der Gallerie vom Luxemburg sind noch große Kompositionen von Rubens; allein in der griechisch-gothischen Mythologie erscheint er eben nicht im schönsten Lichte.

Viel reiner und richtiger malte van Dyck. Obwohl auch bey ihm die noch ungebildete niederländische Schule hervorsieht, so sind doch seine Stellungen gesitteter, seine Kompositionen edler und seine Formen richtiger und schöner. Unter den Geschichtsstücken, welche von ihm sich hier vorfinden, gefielen mir besonders N. 253, 262. Aus dem erstern, welches die Entzückung des heil. Augustins vorstellt, lachet ein hoher Genius von jugendlicher Schönheit. Der h. Augustin und die übrigen Heiligen sind in niederländischer Manier, und ich mögte fast sagen, verzerrt, aber die auf diesem Bilde schwebenden Engel erscheinen als liebe himmlische Buben, wahre Meisterstücke in Zeichnung, Ausdruck, und Kolorit. N. 362 ist im Ganzen noch edler als das vorige komponirt. Es ist die heilige Jungfrau mit dem kleinen Christus ex voto. Der Kontrast des göttlichen Kindes mit den betenden Eheleuten, welche das Bild malen ließen, macht eine wunderbare Wirkung; das Kind voll Schönheit und Lieblichkeit, die beyden Eheleute voll Andacht und Vertrauen.

Bey diesen Betrachtungen erinnerte ich mich an ein anderes Bild von van Dyck, welches ehemals in der Franziskanerkirche zu Mainz hieng, und eins der schönsten war, welche ich je von diesem Meister gesehen habe. Es stellte die Grablegung vor. Der Leichnam des Gekreuzigten war sehr richtig gezeichnet und kolorirt; der Ausdruck in den Köpfen der Maria, Josephs von Arimathia und der andern Marien vortrefflich. Der geliebte Johannes schmiegte sich mit der reinsten Delikatesse an die Seite des Todten; Magdalena raffte in einer durch den glücklichsten Skurz angebrachten Stellung die Füße zusammen und küßte sie mit der heftigsten Liebe. Die Formen und das Kolorit des Ganzen waren

durchaus edel und vortrefflich. Dies Bild, welches ich aus Mangel an andern Gemälden so oft betrachtete, und einige Statuen, welche Nauchmüller in Mainz verfertigt hatte, weckten in mir den Gedanken, daß die neuern Künstler durch sich selbst endlich auf den Weg der Vollkommenheit hätten kommen müssen.

Die Bilder der übrigen Geschichtsmaler aus der niederländischen Schule, von Jordans, van Veen, van der Werf, Rembrand, Gerard Laireſſe, Gerard Dow ꝛc., zogen nicht so meine Aufmerksamkeit an sich. Jordans hat indessen große Verdienste, und viele Bilder von ihm könnte man für Werke des Rubens oder van Dycks halten, z. B. N. 350 — 353. Van Veens Lazarus N. 594 grenzt an die Reinheit der italiänischen Schule. Van der Werf zeichnete reiner und edler als Rubens und van Dyck; allein seine kleine geleckte elfenbeinerne Bilder machen die Wirkung nicht, wie jener Meisterstücke, doch gefiel mir von ihm N 624 Paris mit der Nymphe Oenone sehr. — Gerard Laireſſe war ein Maler von außerordentlichem Studium. Seine Zeichnung und Kolorit sind vortrefflich. Er steht zwischen der niederländischen und französischen Schule. N. 359 sein Herkules zwischen Tugend und Wollust ist gut gedacht. Rembrands Bilder sind voll Wahrheit und Ausdruck. Er wußte Licht und Schatten auf eine überraschende Manier zu vertheilen, allein seine Vorstellungen sind gemein, grob, voll Karrikatur. Man eilt von ihm zu den Bildern Italiens [7].

Es ist nicht zu läugnen, daß die italiänische Schule das Höchste in der Kunst geliefert habe. Sey es die

7 Die besten niederländischen Stücke findet man noch immer in der Gallerie zu Düsseldorf.

Größe der Komposition, oder die Richtigkeit der Zeichnung oder der Adel des Ausdrucks; in allen diesen Stükken findet hier Herz und Auge eine wahre Himmelsweide. Nur kann man bey ihr das magische Farbenspiel der Niederländer nicht vergessen. Denn die meisten ihrer Gemälde gleichen illuminirten Zeichnungen. Wenn es davon solche Kupferstiche und Kopien gäbe, wie z. B. die Verklärung von Raphael Morgen, die heilige Familie von Edelink, die Cäcilia von Strängе ꝛc., so würde der Kunstliebhaber großen Ersatz finden; denn Zeichnung, Geist, Komposition und Ausdruck ist der Vorzug der italiänischen Schule, und diese Dinge sind auch in Kupferstichen zu erreichen.

Die ältern Werke der italiänischen Schule von Mantegna, Primaticio, Bellino und da Vinci, und selbst von Raphael tragen noch auffallende Spuren des Mittelalters an sich. Indessen können die großen Kompositionen von da Vinci N. 1126. von Fra Bartholomeo N. 913, und des Perugino N. 1167, schon als die ersten Schritte zum Erhabenen angesehen werden. In dem letztern Stücke, was die Himmelfahrt Mariä vorstellt, findet man so edel gezeichnete Figuren, deren sich Raphael nicht zu schämen brauchte.

Die erstern Stücke des Raphael N. 931 — 934, 1183 ꝛc. stehen meines Erachtens nach unter obigen Stücken. N. 935 le Silence de la vierge, und 1182 la Jardinière können Bilder aus seiner mittlern Stufe genannt werden. Letzteres hat außerordentlich viel Schönheit und Anmuth, und die Kinder sind richtig gezeichnet; aber dies Weib gleicht ehender einem guten andächtigen Bauermädchen als einer Mutter Gottes. Die vorzüglichsten Stücke dieses großen Meisters, welche man hier

unter N. 1181, 946, 947, 948, 1180, und im Palais du Senat unter N. 1 findet, zeugen von dem außerordentlichen Schwung, welchen sein Genie in so kurzer Zeit gewonnen hatte. N. 1 und 1181 sind heilige Familien aus seiner besten Zeit. Letztere hat Edelink gestochen und kommt aus der Gallerie von Versailles. Es ist ein liebes heiliges Ganze in der schönsten Form und richtigsten Zeichnung zusammengesetzt. Das aufspringende Christuskind, welches von der sittsamsten Mutter empfangen wird, der kleine ehrfurchtsvolle Johannes von der alten Elisabeth zurückgehalten, der alles mit innigster Theilnahme betrachtende Joseph, und die schönen Engel, welche über die heilige Gruppe Blumen streuen, ist eine Komposition, welche nur ein Raphael denken konnte.

N. 1 im Palais du Senat giebt diesem Bilde nichts nach. Mit welcher delikaten Sorgfalt reicht hier Maria der h. Elisabeth das Kind dar! und der Kopf der heil. Katharina ist das liebenswürdigste geistreichste Gesicht [8].

N. 947 ist die bekannte h. Cäcilia mit den heiligen Paulus, Johannes, Augustinus und Agatha. Die drey letzten Figuren sind nicht die besten. Johannes hat etwas Gemeines am Munde. Augustin und Agatha sind bloße Nebenfiguren, Paulus mit seinem schönen einfachen Gewande macht einen herrlichen Kontrast, aber alles übertrifft die Cäcilia: ein schönes italiänisches Mädchen, voll Geist und Ausdruck, und der gen Himmel gerichtete Kopf, einer der bestgerathenen von Raphael.

Nro. 948. oder die sogenannte Vierge donataire ist voll Liebreiz; aber die Stellung des Christkindchens

8 Die bekannte Madonna de la Sedia ist jetzt nicht im Musäum, sondern in den Zimmern der Kaiserin.

zu gezwungen, Johannes der Täufer nicht schön, und das Ganze im gothischen Tone. Viel größer erschien mir N. 1180, die Himmelfahrt Mariä. An Zeichnung, Komposition und Farbenfrische kömmt sie der Verklärung bey. Man vergleiche z. B. die Apostel am Sarge Mariä mit jenen unten am Berge der Verklärung, und selbst die obere Gruppe, nämlich die Aufnahme der h. Maria in den Himmel; mit ihrer Einfalt und heiligen Liebenswürdigkeit kann sie gewiß neben den etwas gezwungenen oder vielmehr gleichschwebenden Figuren der Verklärung bestehen. Letzteres Bild wird freylich mit Recht als das Meisterstück Raphaels verehrt. Die Zeichnung daran ist vortrefflich, die Gruppirung groß, der Gegenstand erhaben. Aber der scheußliche vom Teufel besessene Bube im untern Theile und die zu gesuchten Stellungen im obern scheinen mir dieser großen und herrlichen Szene nicht angemessen. Seine größten Werke muß man meines Erachtens noch immer in Rom suchen.

Auf Raphael betrachtete ich gleich die Bilder von Guido, Guercino und Dominichino. In den Stücken 814 und 816, welche den kämpfenden und leidenden Herkules vorstellen, zeigt Guido seine Stärke in der Zeichnung. Wodurch er sich aber besonders auszeichnet, ist der geistreiche Ausdruck in seinen Köpfen, die edle, delikate Behandlung großer und wirklich schrecklicher Gegenstände.

Vom ersten sind Beweise 806 eine h. Magdalena; 805 der h. Johannes in der Wüste; 1110 ein Christuskopf mit der Dornenkrone und Nro. 838 der heilige Sebastian. Noch weit mehr aber muß man seine letzte Kunst bewundern in Nro. 852 und 19. Das erstere Bild stellt die Kreuzigung des h. Petrus, das andere den bethlehemitischen Kinder-

mord vor. Welch ein Unterschied in der Behandlung der nämlichen Gegenstände bey Rubens und hier! Jener machte bey aller Kunst seiner Farben aus ersterm eine gemeine Schlächterey, aus letzterm eine scheußliche Zusammensetzung von Kannibalen. Hier aber ist selbst das höchste Elend und der schrecklichste Mord in den Schleyer einer so edlen Größe und Resignation gehüllt, daß beyde Bilder mehr Erstaunen und Theilnahme als Grausen und Abscheu erregen. In Petrus, obwohl er umgekehrt ans Kreuz geschlagen wird, sieht man einen großen Apostel, der für seine Sache zu sterben weiß. Bey dem Kindermorde sind die Metzeleyen und schreyenden Weiber durch Schatten und die Verkürzungen des Hintergrundes gedeckt. Den großen Eindruck macht aber ein im Vordergrunde unter den unschuldigen schönen todten Kindern knieendes Weib, den Blick gen Himmel gerichtet. Es ist auf ihrem Gesichte eine heilige Resignation ausgedruckt, welche nur ein Guido malen konnte.

Das einzige, was ich an den Bildern dieses geistreichen Malers auszusetzen habe, ist seine übertriebene Feinheit und Delikatesse, wodurch er auf Affektation und Magerheit stößt. So ist hier unter 827 der Raub der Helena, ein großes vortreffliches Stück: allein die männlichen Figuren scheinen mehr Tanzmeister als Helden zu seyn; und die Helena verräth in ihrem Gesichte mehr Einfalt als Verlegenheit. Viel besser gefiel mir der Raub der Dejanira Nro. 815. Welch eine süße Sehnsucht in dem Kopfe des rohen Centauren! welch ein Schwung in der lichten Stellung des getragenen Mädchens!

Das schönste Bild von diesem Meister ist Nro. 804 die Vereinigung der Zeichnung mit der

Malerey. Man könnte es auch füglich die Vereinigung von Guido's Genie nennen; denn hier ist alles zu sehen, was diesen Künstler auszeichnete: die Delikatesse der Behandlung, der Ausdruck der Köpfe und die Reinheit des Kolorits.

Ich darf hier eines Meisters nicht vergessen, dessen Stücke ich bey dem ersten Anblicke für Guido's Arbeit gehalten habe, so rein und delikat sind sie gehalten: nämlich Nro. 1110 und 1111 die Mariä Verkündigung und Ruhe von Gentilechi. Die Gestalten und die feine Behandlung derselben sind ganz in Guido's Geschmack.

Guercino und Dominichino zeigen in ihren Gemälden nicht die zarte Auswahl des Guido; allein ihr Ausdruck, Zeichnung und Komposition ist größer und wahrer. Ich habe schon lange eine Vorliebe für Guercino gehabt; hier wurde ich nun förmlich in meinem Urtheile bestätigt. Welch eine Größe der Komposition findet man in den N. 831, wo Christus dem h. Petrus die Schlüssel reicht; Nro. 835, wo Lazarus von den Todten erweckt wird; Nro. 839 in der Beschneidung Christi; Nro. 841 der Erscheinung des h. Bruno, und Nro. 847 den h. Wilhelm und Felix! Welche Anmuth und Feinheit in Nro. 849 der Herodias, 945 der Mutter Gottes und Nro. 944 dem Mars, Venus und Amor, obwohl mir im letzten Stücke der Mars zu alt und im Kostume seiner Zeit, und der Arm, worauf sich Venus stützt, zu steif gehalten scheint.

Nach diesen Schätzen der Kunst suchte ich Guercino's bestes Werk, den himmlischen Traum der Unsterblichkeit, die berühmte Petronilla; fand sie aber nicht. Ich nahm daher an Dominichino meine

Entschädigung. Da strahlte mir denn sogleich jenes große Bild, die Kommunion des h. Hieronymus entgegen, wozu ihm ein gegen über hangendes von Augustin Carrachi die Idee gab. Auf dieses betrachtete ich seine zwey andern großen Stücke, den Märtyrertod der h. Agnes und die Mutter Gottes vom Rosenkranz. Beyde Bilder haben die hohe Einfalt und Größe nicht, wie das erstere. Sie sind nach dem Geschmack der Zeit zu viel mit Engeln, Figuren und Heiligen beladen. Auch thut auf dem Bilde der heil. Agnes ein steif schwebender Engel mit seinen langen Beinen, und selbst die Gruppe des Mädchens etwas wehe. Der Ausdruck des Gesichtes ist aber voll himmlischer Unschuld. Die Engel, welche den Rosenkranz tragen, sind die schönsten Formen kindlicher Körper. Die h. Cäcilia 769: die Entzückung des h. Paulus 778 und Timocles vor Alexander übertreffen letztere beyde.

Von Titian befindet sich hier das große Altarblatt Nro. 1223, aus der Kirche St. Giovanne e Paolo von Venedig, den Märtyrertod des h. Petrus vorstellend: die Landschaft an diesem Bilde ist groß und einfach, das Kolorit ist schön, die Figuren gut gezeichnet und voll Ausdruck, besonders die edle Resignation des h. Petrus im Kontraste mit den Mördergesichtern der Räuber und dem Schrecken seines Gesellen. Doch finde ich an der Stellung des letztern, besonders an der hintern Hand zu viel Manier. Ich suchte daher vorzüglich solche Bilder von diesem Meister, wo er mit schönen Formen und Farben spielen konnte, wie z. B. seine Venus und Danae, fand sie aber nur schwach N. 1225 an der Antiope, und an der Danae im Palais du Senat. [9].

9 Die schönsten Bilder dieses Meisters sind nicht im Musäum.

Auf also, dachte ich zum Correggio, dem Grazienmaler; und mir glänzten sogleich Nro. 753, 754 und 755 drey große Bilder von ihm entgegen, welche durch Lieblichkeit ihrer Gestalten, und das Blühende ihrer Farben mein Auge an sich zogen. Das erstere ist die Mutter Gottes mit dem h. Hieronymus; das zweyte die Flucht in Egypten unter dem Namen Madonna a la Scoldella, das dritte die schlafende Antiope. Diese Stücke sind vortrefflich; da findet man schöne Formen, lieblichen Ausdruck, gute Zeichnung und ein vortreffliches Halbdunkel; aber weder den Geist, noch das Erhabene der vorigen Bilder, auch sind oft die Figuren nicht in der edelsten Stellung. Ich wandte mich also gegen über nach Albano. Auch hier fand ich Liebreiz sowohl an Weibern als Kindern. In den obwohl kleinen Figuren seiner vier Elemente Nro. 675 — 678 und seiner Liebesgeschichte der Venus mit Adonis von Nro. 680 — 685 sieht man manche Göttergestalten, besonders in den kleinen Ameretten. Allein ihnen fehlt der Ausdruck der Guidischen und die Wahrheit der Titianischen.

Noch über alle diese halte ich, was Liebreiz betrifft, die Stücke von Carlo Dolce. Das Musäum besitzt zwar nur weniges von diesem wahrhaft süßen Meister, aber was ich noch von ihm sahe, zeigte mir sanfte Lieblichkeit. Da erinnere ich mich noch, in der Kesselstadtischen Sammlung in Mainz einen h. Sebastian von ihm gesehen zu haben, welcher den Guidischen hier Nro. 808 bey weitem übertrifft. Sein gegen Himmel gerichteter Kopf war ganz göttliches Vorgefühl [10].

10 Die besten Stücke von den italiänischen Grazienmalern Titian, Correggio, Albano und Dolci findet man jetzt nicht im Musäum. Viele davon sind noch in Italien, Wien und Dresden.

Ich endigte auf dem weiten Felde des Paolo Veronese und der Carrachi. Ich muß aber gestehen, daß die Bilder des erstern, so voll und reich sie auch sind, mir nicht gefielen. Da sind nichts als prächtige Säle, reichgekleidete Portraits und große Banquetts zu sehen. Das Bild was mir von ihm am meisten Genüge that, ist der Märtyrertod des h. Georgius Nro. 1161; hier ist wahrhaft große Komposition. Vielmehr bewunderte ich die obwohl braunen Bilder der Carrachi. Die Himmelfahrt Mariä Nro. 707 und die Kommunion des h. Hieronymus, Nr. 709 von Augustin, die Geburt Christi von Ludwig Nro. 716, die Sündfluth von Anton Nro. 718, der h. Lukas von Annibal Nro. 720 und die vier Elemente von allen Nro. 705 und 706 nebst vielen andern Stücken zeigen genugsam den reichen Geist dieser Künstlerfamilie [11].

Nach der italiänischen Schule nahm ich erst die französische vor, denn mir scheint sie aus ersterer hervorgegangen zu seyn. Die Bilder des Nicolas Poussin zeigen überall das Studium der Antiken und der italiänischen Meisterwerke. Seine Philistäer

11 Nebst den Bildern dieser ausgezeichneten Meister bemerkte ich mir noch folgende: Nro. 900 der verlorne Sohn von Spada, Nro. 872 die Erscheinung des h. Bruno von Mola, Nro. 790 eine h. Familie von Garofolo, Nro. 892, die Grablegung Christi von Schidone, Nro. 744 denselben Gegenstand von Caravagio, noch mehr aber Nro. 743 den Tod Mariä von eben diesem Meister; ein vortreffliches Stück, Nro. 1193 eine Mutter Gottes von Sabbatini, Nro. 891 eine h. Familie von Procacini, eben dasselbe Nro. 860 von Luini, Nro. 1172 den Faustulus von Pietro von Cortona, 1147 den Lazarus von Mutiano, Nro. 751, Adam und Eva von Cignani, ein reizendes Stück.

Nro. 68, seine Sabinerinnen Nro. 69, das Manna Nro. 70, sein h. Johannes, Nro. 74 sind alle vortreffliche Stücke; aber aus ihnen leuchtet die mühsame Beobachtung dessen hervor, was er in Italien sahe. Das Bild, was am meisten Eindruck auf mich gemacht hatte, ist Nro. 71 der Triumpf der Wahrheit. Da zeigt der große Meister, daß er zwar studiert, aber mit eignem Genie studiert habe. Jouvenet, Bourdon und Vouet traten in seine Fußstapfen; Mignard und Coyhel nähern sich mehr dem Ideale französischer Schönheit in Farb und Gestalt.

Für die größten und originellsten Meister der französischen Schule halte ich Lesueur und Lebrun. Des erstern große Stücke z. B. Nro. 98 der h. Paulus, Nro. 99 die Abnehmung vom Kreuze und Nr. 101 die h.h. Gervasius und Protasius sind Bilder, welche neben der Verklärung und der Schule von Athen des Raphael aushalten können. Seine kleinen Stücke, z.B. N. 107 bis 109 seine Musen, sein Ganimed und die vielen Bilder von ihm im Luxemburg, die Geschichte des h. Bruno vorstellend, sind meistens Meisterwerke.

Neben ihm steht der unerschöpfliche Lebrun. Wer kennt nicht seine Schlachten des Alexanders, seine Freskomalereyen in Versailles, seinen Stephanus Nro. 12, seinen Meleager Nro. 20 und die großen Kompositionen derselben?

Unter seinen kleinen Bildern gefielen mir vorzüglich das Kruzifix mit den Engeln Nro. 16 und das schlafende Jesuskind Nro. 14. Das erste ist wahrhaft, was es seyn sollte [12], ein himmlischer Traum, das zweyte ein göttlicher Schlaf.

12 Bekanntlich malte er es nach einem Traume, welchen Anna von Oesterreich hatte.

Diese Bilder nebst dem staunenden Weibe in der Messe von Lesueur und der knieenden Magdalena Nro. 141 von Vouet übertreffen alle andere der französischen Schule an Ausdruck, Liebreiz und süßer Phantasie.

Die neue französische Schule, welche David bildete, theilt sich entweder in das Studium der Antiken und das Kleinliche der Niederländer. In den meisten großen Bildern findet man, obwohl versteckt und manirirt, die Stellungen, welche man in den untern Sälen gesehen hatte. In den kleinen leuchtet der Geist eines Mieris, Gerard Dow, Teniers, de Hem und van der Werf ꝛc. hervor. An einigen blicken sogar die Gestalten des Talma, der Mlle Georges und anderer berühmten Schauspieler durch.

Davids Sabinerinnen, Horatius und Brutus verrathen den großen Meister, welcher sich in Italien gebildet hatte. Wenn auch das Studium zuweilen hervorleuchtet, so bleiben diese Stücke immer Meisterwerke. Unter den vielen aufgestellten Bildern neuerer Künstler gefielen mir vorzüglich ein Amor und Psyche von Gerard, eine ihr Kind, welches sie nicht selbst säugen konnte, betrachtende Mutter, ich glaube von Mlle Lorimier, und die im Palais du Senat stehende Badnymphe von Julien N. 118 vorzüglich. Ersteres ist voll Liebreiz, das zweyte voll Ausdruck, das dritte den Antiken gleich [12].

Nach Betrachtung dieser mannichfaltigen Schätze der Kunst besuchte ich noch einmal die Antiken, um die letzte Vergleichung anstellen zu können. Da schwebten mir vorbey die Göttergestalten der Diana mit der Geise,

13 Viele große Bilder von Gerard, Guerin, Drouais, Isabey und andern neuern Malern sind nicht im Museum.

die selbst in ihrer kolossalischen Gestalt schöne Minerva von Veletri, der liebenswürdige Faun und der griechische Amor, die schönbekleidete Flora und die ehrwürdigen Statuen des Zeno und Demosthenes, der römische Redner und die ägyptische Priesterin, der nervigte Kämpfer und blühende Jüngling Antinous, die badende Venus und der verstümmelte Torso, die süße Gruppe von Amor und Psyche, und die alle an Liebreiz übertreffende Venus von Medizis, der leidende Laokoon und der ehrwürdige Kopf des Jupiters, der ägyptische Antinous und jener vom Belvedere, die gütevolle Leukothea und der göttliche Apollo mit den neun Musen.

Unter allen diesen Götterbildern fand ich die meiste Kunst in Laokoon und dem Torso, die meisten Schönheiten und Liebreize in dem Antinous N. 98 und der medizeischen Venus, den meisten Ausdruck in der sitzenden Muse und Leukothea, und die meiste Göttlichkeit in dem Kopfe des Jupiters und dem Apollo. Den Antinous wird jedes Mädchen, die Venus jeder Jüngling lieben wollen. Die Musen und der Apoll flößen nebst der Entzückung zugleich Ehrfurcht ein.

Nun hatte ich die Schätze der Kunst gesehen, und das, was je das menschliche Genie hervorgebracht hatte, schwebte noch vor meinen Augen. Was ist es aber, das ich an allen diesen Vortrefflichkeiten noch vermißte? Der Farbenreiz der Niederländer, der Geist der Italiäner, die schönen Formen der Franzosen und die göttlichen Gestalten der Griechen erfüllten mein Herz noch nicht. Leben! die ewige Fülle der Natur fehlte diesen Bildern; und das konnte ihm weder der Meisel des Praxiteles noch der Pinsel des Raphael einhauchen. Wie ein anderer Pigmalion suchte ich diese Bilder in der

Natur, und ich fand wenigstens einen sich bewegenden Schatten davon, das übrige mußte ich, wie Ossian in den Barden, träumen.

Das Theater.

Das Theater ist das Pantheon oder vielmehr der Parnaß aller neun Musen. Alles, was Musik, Malerey, Bildhauerkunst, Architektur, Dichtkunst, Geschichte, ja Philosophie und Theologie Schönes und Erhabenes hat, ist hier vereint. Eine ganze Schöpfung und Weltgeschichte stellt sich vor meine Augen, wenn ich die Reihe von Stücken durchgehe, welche seit den Griechen bis auf unsere Zeiten die Bühne belebt haben. Der Herzog von Marlborough hatte Recht, wenn er die Geschichte nur in des Shakespears Werken studiren wollte. Ein solches Genie ist der Spiegel aller Zeiten.

Man zählt in Paris bey zwanzig große und mehrere kleine Theater, welche stets besucht werden, und fast angestopft von Menschen sind. Unter diesen sind die Academie impériale de Musique und das Théatre français die besten. Kein Volk in Europa hat es sowohl in Schönheit und Pünktlichkeit der Dekorationen, als Pracht der Kleidung und Bestimmtheit der Gestikulationen so weit gebracht, als die Franzosen. In der Oper und dem Théatre français sieht man Vorstellungen, welche alles übertreffen, was bildende Kunst hervorbringen kann. Mlle Duchenois, Mdme Xavier, Mlle George, la Fond, Talma, Mouvelz. sind gebildete Künstler. Ich sahe von ihnen die großen Werke eines Moliere, Detouche, Corneille, Racine, Voltaire und anderer Dichter aufführen, und bewunderte eben so die Schönheit ihrer Manieren, als das tiefe Studium ihrer Kunst; allein etwas fand ich an ihrem

Spiele, was die strengen Regeln ihrer eignen Belletristen und Aesthetiker nicht billigen können.

Unter allen neuern Nationen hält keine mehr auf Anstand und Schicklichkeit als die französische Voltaire und andere Aesthetiker tadeln es so sehr an den englischen und deutschen Schauspielen, daß darin sowohl in Darstellung der Helden und ihrer Leidenschaften, als der Auftritte das schöne Schickliche vernachläßigt wäre. Die französischen Künstler sehen mit Verachtung auf die verzerrten Gruppen der niederländischen Schule herab, und verweisen auf die Griechen, welche selbst in dem geplagten und mit Schlangen umwundenen Laokoon den erhabenen Anstand nicht vergessen haben; und ihre Schauspieler, die lebendigen Muster aller schönen Künste, erlauben sich, selbst in den erhabensten Rollen von Helden und Halbgöttern, solche gräßliche Deklamationen und Stellungen, welche jedes fein gebildete Ohr beleidigen müssen. Selbst die schöne Musik der Oper leidet unter diesem übertriebenen Ausdrucke dramatischer Kunst; besonders das Recitativ. Da die Künstler das ai z. B. mais, jamais, aimait ꝛc. sehr voll deklamiren, so glaubt man bey Stellen, wo diese Sylbe und Worte häufig vorkommen, das Blöcken der Schafe zu hören. Ich habe über diesen Punkt mehrmalen selbst französische Aesthetiker gesprochen, und sie fanden meine Bemerkung nicht ungegründet. Die großen Künstler, welche dem französischen Theater so viel Ehre machen, werden mir diesen kleinen Tadel verzeihen; er gründet sich auf die festgestellten Grundsätze ihrer eigenen Aesthetiker. So wird Raphaels Verklärung immer eines der größten Kunstwerke bleiben, obwohl der die Augen verdrehende mit dem Teufel besessene Bube im untern Theile gewiß dem Ganzen wehe thut.

In dem Komischen sind die französischen Künstler die besten in der Welt. Wer spielt ihnen einen Misanthrope, einen Avare, einen vieux Célibataire und die kleinen Stücke nach, deren das französische Genie so viele hervorgebracht hat? Selbst im Niedig-komischen, was man im Théatre Montansier aufführt, übertrifft Brunet an feinem Witz und richtigem Ausdruck alles, was man darin in andern Städten und Ländern sieht.

Die Apotheose der schönen Kunst ist endlich die Oper. Sie fliegt mit der Leyer Apolls und der Zauberruthe der Verwandlungen und Dekorationen über diese Erde und die gemeine Welt hinweg, und versetzt den Zuschauer in das Reich der Feen und Heroen, ins Elysium und die himmlischen Wohnungen der seeligen Geister. Vor allem zeichnen sich besonders die Ballets aus. Ich sah unter andern davon zwey, nämlich Psyche und den Traum Ossians, welche mir alle kalte leblose Bilder des Musäums Napoleon zurückgeschlagen haben [14]. Hier sind die Götter und Helden, die Grazien und Musen in reizender Bewegung, und alles in dem Zauberglanze der richtigen Beleuchtung verflossen. Die Psyche ist die reinste lebendigste Vorstellung dessen, was nur die griechischen Dichter von Elysium und ihrem Olympus vormalten. Die Künstler müssen in ihnen und im Musäum ihre vortrefflichen Stellungen studiert haben, so richtig und himmlisch ist ihre Vorstellung; aber was dem allen den besondern Reiz giebt, ist das beständige schöne Leben und die immer schwebenden Gruppirungen, welche sie ins Ganze zu bringen wissen. Mögen nun

14 Von komischen Ballets will ich nicht reden, selbst die Dansomanie, worin Vestris seine Kunst zeigt, gefiel mir nicht mehr, nachdem ich den Traum Ossians gesehen hatte.

auch die mediziesche Venus und der Apoll, der Antinous und die himmlischen Glorien, welche man im Musäum bewundert, in artistischer Rücksicht bey weitem vollkommener als diese Theaterfiguren seyn; so erhebt die Täuschung und das schnelle Bewegen sie weit über sie hinaus.

Das schönste Werk von Kunst, was je meinen Augen vorgeschwebt ist, war der Traum Ossians. Das ist eine personifizirte Apokalypse. Die alten Barden mit ihren Harfen und das Orchester eigenst erhebenden Harfenklang, die reizenden Mädchen und Jünglinge, die engelartigen Kinder und Genien in den schönsten Gruppen und mannichfaltigsten Chören und das Ganze in einem Nymbus von Stralen und Lichtern fließendem Gewölke verschmolzen, ist das schönste Bild, was das menschliche Genie hervorbringen kann. So wie die Instrumente und Passagen im Orchester wechselten, wechselten auch die Tänze und Verschlingungen; und wie der untere Theil eine schöne Gruppe oder einen Tanz vollendet hatte, nahm ihn der mittlere und fernere auf. Das ist ein sanftes himmlisches Leben, ein geistiges Schweben schöner Gestalten, und eine Harmonie, welche einen wirklich in Himmel versetzt. Ich kann den Eindruck, welchen dieses schöne Spiel auf mich machte, nicht deutlicher bemerken, als wenn ich gestehe, daß nach ihm mir das Musäum gleichgültiger geworden ist.

Conservatoire de Musique.

Nach den Bemerkungen, welche ich über das Musäum und Theater machte, muß ich noch etwas eigens über die Musik sagen. Diese Kunst wurde zur Zeit Rameau's in Frankreich sehr kultivirt; allein sie nahm bald einen zwar angenehmern, aber nicht großen Gang,

welcher sich bis in das Tändelnde der Vaudevilles verlohr. Selbst die schon erhabenen Kompositionen von Philidor, Montsigny und Gretry blieben nicht frey davon; obwohl der Tom Jones des erstern, der Deserteur des zweyten, und Zemire und Azor, Richard Coeur de lion ꝛc. des letzten schon eine tiefere Komposition anzeigen.

Der ächte große Ton wurde durch Sachini, Picini und den originellen Gluk auf das französische Theater gebracht, und jetzt läßt man unter Anleitung Cherubinis, Mehuls und Lesueurs auch den großen Werken eines Mozart und Haydn volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Was mich aber besonders entzückte, ist die richtige Exekution großer Stücke im Orchester. Man sieht, daß hier gefühlvolle Künstler zusammen spielen. Die Pünktlichkeit in Anhaltung des Taktes, der gleiche Uebergang von piano in forte und umgewandt die richtige Exekution auch der schwersten Stellen, welche man hier bemerkt, ist der größte Beweis von der Vollkommenheit der Künstler. Von dieser Geschicklichkeit wurde ich noch mehr überzeugt, als ich der Krönungsmesse in der Notre Dame beywohnte. Obwohl das Orchester in zwey von einander getrennten Theilen spielte und daher durch zwey Direktoren geleitet werden mußte, so exequirte es doch die großen Stücke mitten unter dem Getöse und vive l'Empereur mit der größten Pünktlichkeit.

Während meinem Aufenthalte in Paris gab das Konservatorium Mozarts Requiem; ich wünschte noch von demselben Pergolesis Stabat Mater, Allegris Miserere, Gluks Iphigenie und Alceste, Mozarts Dom Juan, Titus und Idomeneo und Haydens Schöpfung zu hören. So hätte ich denn alle

Vortrefflichkeiten und Schönheiten der Kunst gesehen und gefühlt.

Die Nationalbibliothek.

Hier bin ich in der unzähligen Sammlung alles dessen, was der Mensch großes, schönes, erhabenes und tiefes gefühlt und gedacht hat. Ich hielt mich nicht lange an den ungeheuern Bücherwänden der großen Bibliothek auf; diese waren mir jetzt doch nichts mehr, als todte leere Tapeten von Titeln und Einbänden: aber desto vernehmlicher sprachen mir hinter ihnen die Geister des Homer und Pindar, Thucydides und Polybius, Plato und Aristoteles, Sallustius und Tazitus, Arioste und Tasso, Machiavel und Montesquieu, Newton und Leibniz, Rousseau und Voltaire. Die seltnen Manuscripte, ersten Druckschriften und kostbaren Ausgaben zogen eben so wenig meine Aufmerksamkeit an sich. Ich machte vielmehr einen ganzen Cours durch die Litterargeschichte und brach mir die Blüthe und edelste Frucht des menschlichen Geistes.

I. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts und der Wissenschaften.

Von einem heiligen Nimbus umgeben eröffneten sich mir zuerst jene ehrwürdigen Urkunden, welche theils als heilige Schriften, theils als verstümmelte Sagen der Urwelt auf uns gekommen sind. Der Inhalt derselben ist eben so wunderbar als lehrreich, und da größtentheils die Religion auf ihnen beruhet, auch für die künftige Litteratur eine unentbehrliche und unerschöpfliche Quelle. In ihnen dreht sich das Göttliche und Menschliche, das Wunderbare und Natürliche, das

Geheimnißvolle und Einfältig-begreifliche so seltsam vor unserm Geiste her, daß sie sich vor allen andern Schriften darin auszeichnen.

Die Verfasser derselben sind theils bekannt, theils vergessen, und lebten auch in verschiedenen Zeiten; aber alle geben einstimmig an, ihre Sagen entweder von Gott unmittelbar oder durch Tradition erhalten zu haben. Herder behauptet in seiner Urkunde des Menschengeschlechts, daß sie aus einer allgemeinen Offenbarung geschöpft seyen. Denn sie enthalten einstimmig die Schöpfungsgeschichte, Theogenien und Kosmogenien. Da waltet zuerst die alte Nacht, die grenzenlose Zeit, und das Chaos, bis das schöne Götterkind Licht erscheint, und sich Himmel und Erde, Sonne und Sterne, Kräuter und Thiere, Menschen und Halbgötter nach einander gestalten.

Von den alten babylonischen, ägyptischen und phönizischen Sagen haben wir durch Berosus, Manetho und Sanchuniathon nur Bruchstücke; und vielleicht aus spätern Zeiten. Der Vedam, das Schuking und der Zendavesta sind vollständige Werke. Aus ihnen leuchten die ersten Stralen der orientalischen Sonne. Von Orpheus, Hesiodus und Ovidius werden wir noch anderswo reden.

Vor allen setzen wir aber die Bibel oder heilige Schrift, nicht nur weil sie das Grundbuch unserer eigenen Religion ist, sondern weil sie auch nur mit einem profanen Blicke betrachtet, als eins der merkwürdigsten Bücher gelten kann.

Das erste Buch (Genesis genannt) beginnt gleich mit dem großen Schauspiele der Schöpfung. Sein Gegenstand ist erhaben, sein Styl einfach und kindlich, sein Inhalt der Grund aller Religion. Ferner ist darin

die so rührende Geschichte der Patriarchen enthalten. Außer dem Homer und Ossian haben wir keine einnehmendere Beschreibung häuslicher Sitten und Gefühle als in diesem alten ehrwürdigen Denkmal patriarchalischer Einfalt. Die Erzählung ist treu und umständlich, die Auftritte sind rührend, und oft in einem hohen Geiste; das Ganze eine Reihenfolge ländlicher und häuslicher Begebenheiten. Besonders ist die Geschichte Abrahams und Isaaks, der Rebecka am Brunnen und endlich Jakobs und Josephs voll süßer Einfalt. Sie unterscheidet sich wie die Homerischen Darstellungen selbst dadurch vor allen andern Geschichten und Erzählungen, daß sie so oft wiederholt und umständlich beschreibt.

Die folgenden Bücher des alten Testamentes enthalten größtentheils die Entstehung, Gesetzgebung und Geschichte des jüdischen Volkes. Es ist darin eine anhaltende Erzählung von Kämpfen und Anstalten, von Opfern und Heldenthaten, und wo die Kraft der Menschen nicht hinreicht, tritt Gott ins Mittel, mit Allmacht gepanzert, und schlägt die Feinde seines Volkes durch Wunder. Diese ganze Geschichte hat den Anstrich jenes Heldenzeitalters, wo Zweykämpfe und seltsame Unternehmungen, himmlische Erscheinungen und Heroen, Weiber und Riesen die natürlichen Folgen der Begebenheiten so auffallend machen und neben dem Schwerdte der Krieger die Harfe der Sänger erklingt und die Feinde fliehen macht. Da empörte sich das Wasser in die Höhe und bahnt dem israelitischen Heere freywillig den Weg, da fallen die Mauern zusammen auf den Schall der Trompeten. Da erscheinen Josua und die Sängerin Debora, der jüdische Ulysses Gedeon und der Herkules Simson, bis endlich ganz Palästina eingenommen und der

israelitische Staat unter Heldenthaten und Wunder gegründet ist.

Die Bücher der Könige enthalten die merkwürdige Geschichte Davids und Salomons und des höchsten Wohlstandes des jüdischen Volkes. Seine Feinde liegen umher geschlagen und gedemüthigt; die wandernde Stiftshütte verwandelt sich in einen festen herrlichen Tempel, und die Könige selbst besingen die Wohlthaten Gottes oder den Genuß des friedlichen Lebens. Die Psalmen Davids sind göttliche Lobgesänge. Einige rauschen noch groß und fürchterlich wie ein entfernter Meeressturm, andere kläglich wie eine Aeolsharfe. Das hohe Lied ist ein wahres Hirtenlied, voll Anmuth, Einfalt und Liebe.

Auch die Weisheit giebt in diesem schönen Zeitalter ihre Gedanken zu Tag. Die Sprüche, welche wir in den Büchern der Vergleichungen, der Weisheit, dem Prediger und Ekklesiastikus antreffen, enthalten zwar kein System von Philosophie, wie wir es bey den Griechen finden werden; sie sind das Resultat häuslicher und öffentlicher Erfahrungen, und Gottesfurcht der Grund aller Moral. Sie werden größtentheils dem Salomon zugeschrieben, kommen also von einem Manne, welcher das Süße und Bittere des menschlichen Lebens bis auf den letzten Tropfen gekostet hatte.

Zwischen die großen Auftritte der Volks- und Königsgeschichte flechten die heiligen Bücher auch Privatbegebenheiten und die Charakterschilderungen einzelner merkwürdiger Personen ein: als der Heldin Judith, der unschuldigen ländlichen Ruth, des ehrlichen Tobias, der schönen Esther, und des leidenden Jobs. Hier lernt man den Menschen in seinen häuslichen, wie dort in seinen öffentlichen Verrichtungen kennen.

Die Bücher der Könige erzählen uns endlich auch den Verfall des jüdischen Staates. Die Gesetze werden vergessen, das Reich in zwey Stücke zertheilt, fremde Götter nehmen die Altäre des wahren Gottes ein, ein anhaltender Bürgerkrieg verwüstet das Land, und eine gänzliche Gefangenschaft ist die Folge des Verderbens und der Zwietracht.

In diesen unglücklichen Zeiten traten Männer auf voll hoher Einsicht und warnender Rede. Was bey andern Völkern die Staatsredner, ein Demosthenes oder Cicero sind, waren hier die Propheten; und wie jene die Folgen der Staatsgebrechen aus politischen Gründen vorhersagen, und dafür warnen, so verkündigen diese den künftigen Verfall durch schauerliche Gesichte. Ihre Vorstellungen sind entweder von Thieren oder sonst schrecklichen Naturbegebenheiten entnommen: der eigene originelle Abdruck begeisterter Menschen. Sie werden in zwey Klassen: nämlich die größern und kleinern Propheten abgetheilt. Die erstern sind: Jeremias, Jesaias, Ezechiel und Daniel; die letztern: Joseas, Joel, Amos, Obadias, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Sophonias, Haggai, Zacharias.

Die letzten Bücher des alten Testaments enthalten endlich die Geschichte der Machabäer. Auch gesunkene Völker leben öfters durch die höchste Bedrükkung wieder auf, wenn sich Männer von Kraft und Vaterlandsliebe an ihre Spitze stellen. Die Machabäer gleichen dem Aratus und Philopömen bey den Griechen, dem Brutus und Kassius bey den Römern. Welche Wagstücke! welche Bestrebungen! Ihre Thaten sind das letzte Zucken des angeschlossenen Löwen, ihre Reden der Schwanengesang des jüdischen Volkes.

Von den Büchern des neuen Testaments werden wir in der Folge reden. Wie jene (nämlich des alten) die Wurzeln, die ältesten Urkunden wissenschaftlicher Bestrebungen sind, so ist das neue Testament das Höchste der menschlichen oder göttlichen Weisheit. Wir müssen erst die Philosophen ihre wissenschaftlichen Versuche machen lassen, ehe wir auf dieses Denkmal einer höhern Weisheit kommen.

II. Die griechischen Schriftsteller.

Aus den Trümmern des dunklen Orients kommen wir in das schöne freye Griechenland, den ächten Sitz der Künste und Wissenschaften und aller Musen. Die künftigen Generationen mögen wohl mehrere Entdeckungen gemacht, und die mechanischen Künste vervollkommnet haben; den Griechen wird immer die Ehre der Erfindung und Originalität bleiben. An feinem Gefühle der Schönheit und tiefem Blicke in Gottes Natur hat sie noch kein Volk übertroffen. In wissenschaftlichen Bestrebungen sind sie allen andern vorgegangen. Unter Musik beginnt ihre Geschichte; ihre Mythologie ist zugleich der Grund ihrer Wissenschaft. Mit den Dichtern oder begeisterten Schriftstellern müssen wir also den Anfang machen, und da steht der alte Homer oben an.

Schon vor ihm werden eine Menge Dichter und mythischen Schriftsteller genannt, von denen und ihren Bruchstücken uns der gelehrte Fabricius in seiner Bibliotheca graeca T. I. L. I. Cap. 1. Nachricht giebt. Wir können und wollen uns aber hier über diese Schriften nicht viel einlassen: denn erstens sind sie größtentheils verlohren, oder nur in einzelnen Bruchstücken vorhanden; und zweytens ist selbst ihre Aechtheit nicht gewiß. Wir halten es auch nicht für nöthig einzelne

zerstreute Blümchen zu sammeln, da wir hier die schönsten Gärten offen haben.

Auch über das Alter, den Geburtsort und die Lebensweise des Homer und künftiger Schriftsteller werden wir uns nicht einlassen. Uns liegt nicht so viel an diesen zufälligen Dingen, als an der Beurtheilung ihres Geistes selbst. Mögen sich also Städte und Gelehrte um ihre Geburt und Geburtsorte zanken; wir genießen ihrer Werke und des göttlichen Geistes, so darin lebt und webt.

Gewiß ist es, daß Homer als ein Spiegel des werdenden Griechenlands anzusehen ist. Aus ihm strahlt die schöne Natur des den Archipelagus begrenzenden Landes, die Fülle der Künste und Wissenschaften und der so eigne thätige Heldengeist, von dem die künftigen Republiken und ihre Thaten hervorgiengen. Nebst Bruchstücken und andern Schriften, welche ihm zugeeignet werden, hat uns das Alterthum noch zwey ganze Meisterstücke, nämlich die Iliade und Odyssee aufbewahrt. Kein Wunder, daß dieselben aus dem Schiffbruch gerettet wurden. Man sah sie jederzeit als ein Heiligthum an. Den Griechen waren sie das blühende Denkmal ihrer Thaten, und der Spiegel ihrer Helden. Alcibiades gab einem Schulmeister eine Ohrfeige, weil er sie nicht hatte; und Alexander bewahrte sie als den kostbarsten Schatz in dem reichsten Kästchen, was ihm nach der Schlacht bey Arbela zu Theil wurde.

Wir müssen auch nicht denken, als seyen die ersten Dichter der Völker bloße Dilettanten gewesen. Sie bedienten sich nur der schönen Früchte ihres Geistes, um Menschen zu bilden. Nicht nur daß die Werke des Homer die Religion, Künste und Lebensweise im Allgemeinen lehren sollten; dieser ehrwürdige Seher hatte

dabey noch seinen besondern Zweck. Die Iliade sollte der Spiegel der Helden und Staatsmänner, die Odyssee jener der Menschen und Hausväter seyn. Man darf nur beyde Gedichte oberflächlich lesen, und man wird diese Absicht nicht verkennen. Und wie schön ist alles dazu angelegt und ausgeführt! Mögen doch die alten und neueren Aesthetiker und Belletristen ein Langes und Breites über die Ordnung und Regeln der Epopee schreiben, und sie den Virgilen, Tassoen und Voltairen als Richtschnur darstellen; hier bey Homer hat sie das schöpferische Genie, vielleicht ohne daran zu denken, aus sich selbst hervorgebracht. Da lag die ewige Ordnung und Harmonie in der Fülle seines Geistes, und er stellte sie uns dar als ein Freund der Götter und Lehrer der Menschen.

Wie eine außerordentliche Erscheinung beginnt gleich das Lied in der Iliade mit einem Streite des Helden, den wir erst sollen kennen lernen, in der Odyssee mit einer kräftigen Skizze des Mannes, der hernach durch das Ganze in den schönsten Umrissen und Farben ausgemalt wird. Auf diese herrliche Ouvertüre folgen dann die bildlichen Beschreibungen, die mannichfaltigen Episoden, die kräftigen Vergleichungen, die Abgründe und Gefahren, die Listen und Kämpfe, welche entweder gleich einem schönen Gewande um den Helden herfließen, ihn bald entdecken, bald verhüllen oder ihn als eine glänzende Rüstung schützen, und zuletzt siegend und vollendet aus dem Kampfe hervorbringen.

Ich würde eine Unbescheidenheit gegen die Leser begehen, wenn ich hier die vielen Schönheiten wie ein Scharlatan auf den Jahrmärkten gleichsam mit einem gelehrten und ästhetischen Stocke anzeigen wollte; der müßte doch wahrhaftig alles Schönheits- und Kunstge-

fühls beraubt seyn, welcher sie nicht selbst fände, oder mit einzelnen abgerissenen Bruchstücken sich begnügen würde, wenn er sich den Genuß des ganzen so schön angelegten Bildes verschaffen kann. Freylich werden diese Gedichte nicht mehr den Eindruck auf uns machen, welchen sie unter den Griechen hervorgebracht haben. Indessen bleiben sie immer auch für uns eine herrliche und nützliche Lektüre. Mir wenigstens behagt der Homerische Achill oder Ulysses mehr, als die sonst sehr lehrreichen Biographien eines Plutarch. Durch Homer erkenne ich den Menschen sowohl in seinen öffentlichen als häuslichen Verrichtungen und Gefühlen bis in das Innerste seiner Seele und Kräfte; durch Plutarch nur seine hervorstechende Oberfläche.

Nicht so groß und mannichfaltig als jene des Homer sind die Gedichte des Hesiodos; aber doch gewiß erhaben, und in manchen Theilen fließend und schön. Homer faßt Götter und Menschen, Himmel und Erde, Staat und Haus zusammen. Hesiod schwebt größtentheils über den Wolken, und erzählt uns die Wunder der Götter. Seine Hauptgedichte sind die Theogonie, die Werke und Tage, und der Schild des Herakles.

In allen diesen Werken, besonders den zwey erstern findet man Götterlehre, Göttergeschichte und Göttergeburt in ihren wunderbaren Verwicklungen ganz nach griechischem Sinne dargestellt. Wenn man auch die besten Abhandlungen über Mythologie gelesen hat, werden sie uns nie so mit dem schönen Geiste Griechenlands bekannt machen als diese Gedichte. Vorstellungen göttlicher Erscheinungen lassen sich nur in Gesängen mit Vergnügen lesen. Da wird die gemeine Sitten- und Naturlehre mit einem göttlichen Schleyer umgeben, und mit

Blumen umkränzt dargestellt, daß jeder Sterbliche sie als ein Heiligthum verehre und zugleich durch ihre hohe Schönheit ergötzt werde.

Homer und Hesiod erzählen uns die Wunder der Götter und Helden, Pindar ist davon begeistert, und besingt sie in heiliger Verehrung und Entzückung. Erstere bedienten sich daher des zur Erzählung und Darstellung so bequemen Hexameters; dieser des immer aufsliegenden und wieder fallenden lyrischen Gesanges. Bald steigt sein Lied wie eine Weihrauchwolke in Andacht zu den Göttern auf, bald windet es sich wie eine herrliche Lorbeerkrone um das Haupt des in den Kampfspielen siegenden Helden. Nebst der Menge von Bruchstücken haben wir noch fünf und vierzig Oden von ihm, welche aus Strophen, Antistrophen und Epoden zusammengesetzt sind. Sie werden nach ihren Gegenständen und den vier berühmten Kampfspielen in die Olympischen, Pythischen, Nemeischen und Isthmischen abgetheilt.

Die Gedichte welche unter dem Namen des Orpheus zu uns gekommen sind, beziehen sich entweder auf Heldenzüge oder das Lob der Gottheiten. Sie gleichen bald den Heldengesängen des Homers, wie die Argonautika, bald den Liedern des Pindar, wie seine Hymnen, bald sind sie gemischt, wie seine Lidika. Im ersten Gedichte beschreibt er den Argonautenzug. Einige Darstellungen darin kommen den Homerischen bey, andere sind eigen und vortrefflich. Seine Hymnen sind Lobgesänge der Götter und der Natur, und in einem jeden steigt ein schöner Gesang zum Himmel auf. Seine Lidika oder Steingedicht enthält nebst schönen Darstellungen, Bemerkungen über den Nutzen der Steine, und ist also in gewisser Rücksicht mineralogisch.

Zu den lyrischen Dichtern können wir füglich noch die Sappho stellen, welche sich durch ihre selbstgefühlte Liebesgesänge berühmt gemacht hat. Religion, Heldengeist und Liebe fließen ja aus Einer Quelle, nur in verschiedenen Bächen. Wenn wir auch nichts mehr als folgendes Bruchstück von ihr hätten, so müßten wir den Verlust des übrigen bedauern.

Selig, gleich den ewigen Göttern, wer dir
Gegenübersitzend die süßen Töne
Deiner Lippe sauget, und ach! das holde
Lächeln der Liebe.

Seh' ich dies, so pocht mir das Herz im Busen,
Mir erstickt im Munde das Wort: die Zunge
Starrt mir, wie gelähmt; die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.

Nichts mehr sehen die Augen; die Ohren brausen;
Kalter Schweiß bricht aus, mich ergreift ein Zittern,
Gleich dem Grase welk' ich dahin, der Athem
Fehlt mir; ich sterbe.

Bald waren die griechischen Dichter nicht mehr zufrieden, ihre Götter und Helden blos in Erzählungen und Gesängen dem Publikum dargestellt zu haben, sie wollten sie jetzt auch in lebendiger Sprache und Wirksamkeit aufführen, und bildeten das Theater.

Die Gegenstände dramatischer Vorstellungen sind entweder tragisch oder komisch. Der Natur der Dinge gemäß nannten sich also die dramatischen Dichter Tragiker und Komiker.

Unter jenen zeichneten sich vorzüglich Aeschylos, Sophokles und Euripides; unter diesen Aristophanes aus. Des Aeschylos Stücke sind das treueste Bild jenes kräftigen, kernhaften und geraden Heldengeistes, welches wir auch in Homer finden.

Seine Sprache ist kühn, erhaben, öfter sogar, wie Quintilian sagt, schwülstig-prächtig. Auch verläßt noch der Chor selten die wenigen Personen, und begleitet sie mit Theilnahme und Gesängen. Die Komposition ist so einfach, daß es fast scheinen mögte, er habe die Erzählungen des Homer unter den Chor, und die Reden unter die Personen vertheilt. Wir haben von ihm noch sieben Tragödien, welche trotz ihrer Eckigkeit und Unregelmäßigkeit Meisterstücke sind. Wer erstaunt nicht über die unter allen Martern unerschütterliche, bis ans Ende ausharrende, ja steigende gotteslästerische Frechheit seines gebundenen Prometheus? Wer bewundert nicht die heroische Größe in seinen sieben Fürsten vor Theben? Die Demüthigung des stolzen Uebermuthes in seinen Persern ist ein Triumph der freyen Griechen; besonders in der letzten Szene, wo Xerxes seines königlichen Schmuckes beraubt, nur mit einem leeren Köcher erscheint. In seinen Opferträgerinnen wird man ergriffen bey den schauerlichen Auftritten und Worten des Oreste, wo er den Tod des Vaters an seiner Mutter rächt und mit seiner lieben Schwester an dem Grabe des Vaters betet. In gleicher Stärke gehen die Eumeniden, in gleicher Rührung die flehenden Danaiden, und äußerst erschütternd ist der Tod des Agamemnon, besonders die begeisterte Kassandra, und der sie tröstende Chor.

Viel runder und edler als Aeschylos schrieb Sophokles. In seinen Werken vereinigt sich die Kraft des alten Heldengeistes mit der attischen Zartheit. Dabey fehlt es seinen Stücken nicht an hoher Begeisterung. Sein nicht so oft angebrachter Chor erscheint nur im Schwunge Pindarischer Hymnen. In seinen Stücken herrscht das Ideal griechischer Sittlichkeit.

Wir haben von ihm ebenfalls nur noch sieben Tragödien, welche den Verlust der übrigen schmerzlich machen. Sein Ajax der Geisselträger zeigt den schönsten Kontrast zwischen der Wuth eines beleidigten Helden und der Sanftheit theilnehmender Weiberseelen; seine Elektra zwey liebende Geschwister im höchsten Drange der Noth und Pflicht. Vortrefflich ist darin der Dialog zwischen Oreste s und Elektra, wo er sich ihr, sie ihm die Schandthat der Mutter entdeckt. Schaudernd und rührend sind die drey folgenden Stücke: Antigone, Oedipos der König, und Oedipos in Kolonos. Wie groß die Entschlossenheit der beyden Mädchen Antigone und Ismene im erstern! wie beängstigend die Vorbereitung, wie schrecklich die Auflösung des Geheimnisses im zweyten! wie zermalmend das Elend im dritten! Besonders schön und rührend ist der Abschied des Oedip im zweyten und das Flehen des Vaters und der guten Tochter im dritten an den Chor. Nicht minder wird das Herz ergriffen in den Trachinerinnen bey der Eifersucht und dem Schmerze der Dejanira, welche sowohl Untreue als unschuldige Vergiftung des Herakles unglücklich macht. Philoktetes ist das große Bild eines an Geist und Körper zugleich leidenden Helden.

Euripides suchte das Große des Aeschylos mit der Korrektheit des Sophokles zu verbinden, und viele seiner Werke sind Meisterstücke dramatischer Kunst; allein in manchen schweift er in das Gesuchte aus, und will das durch moralische Sprüche und Sentenzen erwirken, was Erstere durch den natürlichen Schwung der Gefühle ausdrückten. Wir haben von ihm noch zwanzig Stücke. Sie sind: Hekube, Oreste s, die Phönizerinnen, Medea, Hippolytos, Alkestis, Andro-

mache, die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, Rhesos, die Trojanerinnen, die Bachantinnen, die Herakliten, Helena, Jon, der rasende Herakles, Elektra, und der Kiklops. Letzterer ist ein satyrisches Drama. Von diesen Stücken zeugen Hekube, Oreste, der rasende Herakles, und Elektra von seiner Kraft; Alkestis und Iphigenia von seinem feinen Gefühle. In erstern erblickt man wieder alle die herzerschütternden Auftritte und Reden der vorigen Schauspieldichter; in letztern die zärtliche Theilnahme guter Menschen und den vollendetsten Weibercharakter in Unschuld, Sanftheit und Resignation. Der Gang dieser Stücke ist zuweilen erhaben und donnernd, wie ein Wasserfall, in dessen Dampf die Sonnenstrahlen sich spiegeln, bald sanft und lieblich wie ein an schönen Ufern dahingleitender Bach.

Unter den Komikern sind uns nur von Aristophanes ganze Lustspiele übrig geblieben, aber diese Meisterstücke komischer Kunst zeigen genugsam, was die Griechen mit der Komödie wollten. Ueberhaupt hatten die griechischen Dichter einen höhern Zweck mit ihren Werken, als die unsrigen. Sie wollten ihr Publikum nicht nur damit belustigen, sondern es auch bilden. Sie schrieben ganz für Republiken und Republikaner. Die Tragödien stellen Helden, große Thaten, gefahrvolle Situationen, erhabene Gedanken und Empfindungen, Götter und Helden auf, woran sich denn jeder Feldherr oder Staatsmann spiegeln konnte. Sie entflammten daher Heldentugenden, Tapferkeit, großmüthige Gesinnungen und Handlungen. Die Komödien waren Geißeln der ausschweifenden Demokratie, beißende Darstellungen demagogischer Kniffe, Züchtigung öffentlicher Laster und Irrthümer. Es ist noch zu verwundern, wie Aristopha-

nes solche Stücke, als die Ritter, die Acharnenser, die Wespen, die Volksredner, und den Frieden, ohne von dem athenienſischen Pöbel gesteinigt zu werden, aufführen durfte. Seine übrigen Stücke, als der Pluto, die Wolken, die Vögel, die Frösche, das Fest der Demeter, und Lyſiſtrata ſind nicht minder beiſſend. Sogar große und berühmte Männer werden darin nicht verſchont.

Beſonders wußten in dieſer Rückſicht die griechiſchen Theaterdichter viele Vortheile aus dem ſogenannten Chor zu ziehen. Dieſe, ſo zu ſagen moraliſche Perſon, vertritt die Stelle des Erzählers und Zuſchauers, und iſt Volk, vertrauter und Theilnehmer zugleich. Ihm legten ſie die Gefühle und Geſinnungen in den Mund, welche ſie eben im Ganzen erregen wollten. Schiller verſuchte in ſeiner Braut von Meſſina den Chor wieder auf die Bühne zu bringen. Da aber der Griechengeiſt von uns gewichen iſt, konnte er auch nicht mehr die Wirkung hervorbringen.

Von den hohen Szenen der Götter und Helden, vom Olymp und Schlachtfelde ſteigen wir jetzt in die einfältigen Hütten der Hirten und Schäfer, oder auf die Marktplätze des guten Volkes. Der ſchmetternde Schlachtruf der Trompete und der donnernde Sturm zu Waſſer und zu Lande hört auf. Wir hören jetzt die ſanftere Flöte der Jünglinge und die Liebesgeſpräche unſchuldiger Mädchen. Auf den prächtigen lärmenden Heldengeſang thut es dem Geiſte gut, die einfältigen Mährchen des Volkes zu hören, oder ſich unter die Schatten der Bäume zu ſchmiegen, und die gutmüthigen Gefühle harmloſer Menſchen zu belauſchen.

Aeſop wird durch ſeine Fabeln immer der Dollmetſcher des guten gemeinen Volksſinnes bleiben. Wenn

man den Helden und erhabenen Geistern Götter und Halbgötter darstellen muß, so gefällt dem gemeinen Manne das Spiel der Thiere und die dahin angewandten Sittengemälde. Der gemeine Mensch ist auf nichts so aufmerksam als auf die Thiere, so täglich um ihn sind. Er lernt bald die Verschiedenheit ihres Charakters kennen, urtheilt über ihre Fähigkeiten, und glaubt sie sich selbst in manchem ähnlich. So hält er den Löwen für großmüthig, den Fuchs für schlau, den Esel für dumm ꝛc. Aesop benutzte diese Bemerkungen, und stellte unter der Larve der Thiere, die Tugenden und Laster der Menschen dar. Lehrreich und zugleich angenehm war der Unterricht, welchen er dem Volke gab. Es hörte seine Fabeln mit Vergnügen, und wurde so, ohne beleidigt zu werden, auf die sittlichen Folgen aufmerksam. Daß Aesop ein ausgemachter Volksmann gewesen sey, beweisen nebst seinen Gedichten auch die sonderbaren Züge seines Lebens, und die Schnurren und Sprüche so man von ihm erzählt. Ein solcher Mann mußte auf das Volk wirken. Er war der Sokrates seiner Zeit in Karrikatur.

Von den griechischen Idyllendichtern haben wir noch Einiges in einer prächtigen Ausgabe gesammelt.

Der erste Theil dieses schönen Werks enthält Theokrits Gedichte. Sie sind dreyßig Idillen, zwey und zwanzig Epigrammen und zwey Fragmente.

Der zweyte Theil umfaßt die Gedichte des Moschus. Sie sind acht Idyllen und ein Epigramm — εις ερωτα αποτεξυοντα — der fliegende Amor. Ferner enthält er die Gedichte des Bion. Es sind neun Idyllen und acht Fragmente; endlich die Gedichte des Simmias. Sie heißen die Flügel, das Ey, das Beil, die Rohrpfeife, und der Altar; und werden

darum so genannt, weil ein jedes in Form der Gegenstände geschrieben ist, welche ihm diesen Namen geben.

Zu diesen Schäfergedichten müssen wir noch ein anderes stellen, welches einem gewissen Longos zugeschrieben wird. Es ist ein schöner lieblicher Roman, welcher die Liebe des Daphnis und der Kloe besingt.

Nach Alexander dem Großen findet man auch in den Dichtern den Geist des Verderbens. Religions- und Freyheitsgefühl ist unterdrückt. Das Göttliche weicht dem Sinnlichen, das Erhabene dem Gemeinen, das Ernste dem Lächerlichen. Schon Anakreons Trink- und Liebesgesänge zeugen, obwohl er in den schönen Zeiten lebte, von einem losern Leben. Sie sind zwar noch voll Anmuth, Reiz und heitern Sinnes, allein aus ihnen spricht mehr der üppige Scherz der Cyrenäischen Schule, als jener erhabene Geist, welchen wir in den Liedern des Pindaros und der Sappho bewundert haben.

Der Hauptdichter dieses Zeitgeistes ist Lucian. Der feine griechische Spott zeigt sich in seinen Werken im hellesten Lichte. Die alten Götter erscheinen darin wie entthronte Dionysen, als wahre Schulmeister. Da sie Zepter, Donner und Keule verlohren haben, machen sie ihrem beklemmten Herzen durch hochtrabende Worte Luft. Welch ein Unterschied unter den Platonischen und Luzianischen Gesprächen!

Auch die Philosophie und Geschichte hat in seinen Werken schon ihre Würde verlohren. Jene prostituirt sich durch ihre lächerliche Zänkereyen; diese durch ihre Fabeln. Der Spötter schont sogar die Strahlen einer neu aufgehenden Sonne nicht. Nachdem er die letzten Funken des alten ausgebrannten heiligen Feuers vom Altare geblasen hat, will er auch das neue durch seinen

Spottgeist erlöschen machen; facht es aber dadurch nur mehr an. Julian tritt in seine Fußstapfen; allein auch sein sinnreicher Spott trifft nicht mehr.

Einen gleichen Gang mit den Dichtern halten die Philosophen. Jene wurden durch die Wunder der Götter und Natur begeistert; diese stellen darüber Untersuchungen an. Beyde wurden daher im Alterthume höchlich geachtet. Man sah sie als Gottesbegeisterte, Verkünder seiner Werke und seine Lieblinge an. Sie waren die ersten Volkslehrer und Naturkündiger, und deswegen auch bey den Lateinern Vates genannt [15].

Es ist offenbar, daß die ersten Weisen Griechenlandes von den Dichtern geweckt wurden; ja Thales, Solon, Pythagoras, Xenophanes ꝛc. waren selbst Dichter, und die ersten Werke der Philosophen sind in gebundener Sprache geschrieben, wie das noch die Bruchstücke von Pythagoras, Xenophanes, Parmenides und anderen beweisen.

Von der alten jonischen Schule haben wir nichts mehr als Fragmente. Es waren die ersten Versuche des sich an der Natur übenden Geistes. Gemeine Physik und Volksmoral. Aus einem höhern Tone spricht aber Pythagoras und seine italische Schule. Letztere geht von den Erfahrungen ab, schwingt sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, und stellt die Einheit (Μονας oder physische und moralische Harmonie), als erstes Prinzipium auf. Aber auch von ihr sind so wenige Bruchstücke auf unsere Zeiten gekommen, daß man ihre

15 Und warum sollte ich auch die Dichter und Philosophen nicht zusammenstellen? Beyde rathen und schwärmen über die ersten Ursachen der Dinge.

Gedanken nur aus den trüben Quellen späterer Geschichtschreiber, ja oft aus dem Diogenes Laertius haschen oder rathen muß.

Von der Eleatischen Schule können wir mehr, aber auch nur aus Bruchstücken, sagen. Sie faßte zum erstenmale das große ἓν καὶ πᾶν mit durchdringendem Geiste; nur weichen ihre Anhänger, z. B. Xenophanes, Parmenides, Demokrit und Timäus mehr oder weniger von einander ab. Aber Anaxagoras verkündete mit höherem Fluge über dem ἓν καὶ πᾶν den göttlichen Verstand Νοῦς.

Jetzt erst nahm die Philosophie ihren erhabenen Standpunkt ein. Das noch unbestimmte willkührliche Eins und Alles ordnete sich im Geiste zu einem harmonischen Ganzen. Die zügellose, unsittliche Welt wurde das Werk eines vernünftigen gerechten Gottes.

Sokrates, durch die sophistischen Ausschweifungen der Eleatiker geweckt, gieng noch weiter, und wollte die Tochter des Himmels auch in die Hütten der gemeinen Leute einführen. Er säuberte die Philosophie von dem unnützen Gewäsche der Sophisten, und machte den Menschen auf sich selbst aufmerksam. Aus seiner Schule sind die größten Denker des Alterthums hervorgegangen.

Nach diesen Versuchen der ersten Weisen wagt die griechische Philosophie durch Plato und Aristoteles ihren höchsten Schwung. Ersterer führte sie vom Scheinbaren zum Wahren, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Vergänglichen zum Ewigen, vom Irdischen zum Himmlischen. Er verdiente sich also den Namen des Göttlichen, indem er durch alle seine Schriften über die gemeine Sinnenwelt eine moralisch-schöne Gotteswelt festzusetzen sucht. Gottes Ideen sind ihm der

Grund und das Muster aller Dinge, und die Schönheit der sinnliche Abdruck der im Weltall heimlich obwaltenden Gerechtigkeit Gottes. Aristoteles wagt es nicht, sich über die Welt hinaus zu schwingen, dringt aber mit einem bey weitem scharfsinnigern Blicke in ihre vorliegenden Formen und Gesetze. Beyde scheinen sogar Gegner zu seyn. Der Unterschied liegt aber nur darin, daß Plato mehr die Phantasie, Aristoteles mehr die Vernunft in Anschlag bringt. Im Grunde aber ist beydes Eins, nur in verschiedenen Aeußerungen. Die Phantasie ist der Geist und das Leben; die Vernunft die Ordnung dieses Geistes und die Regel des Lebens. Plato ist ein Homer unter den Philosophen und wirkte auch kräftig, wie jener alte Dichter. Seine Philosophie ist die schönste Begeisterung der menschlichen Vernunft. Aristoteles ist ein philosophischer Architekt, welcher den ganzen Vorrath und Schatz griechischer Kunst und Wissenschaft nach Maaß und Gewicht in Ordnung bringt und jedem sein Zimmer und Fach anweißt. Jenem ist die Natur ein Tempel Gottes, wo sich der Geist in freyer Andacht und Gesang zur Gottheit erhebt und nach Heiligkeit strebt; diesem ein prächtiger Pallast, worin der Mensch als Herr der Erde und seiner selbst thronen soll.

Von Plato's Werken sind noch übrig: Epigrammen, Eutyphron oder von der Heiligkeit, die Schutzschrift für den Sokrates, Kriton, oder von dem was zu thun sey, Phädon oder von der Unsterblichkeit der Seele, Theagues oder von der Weisheit, die Liebhaber oder von der Philosophie, Theätet oder von der Wissenschaft, der Sophist oder von dem Wesen, Euthydemos oder der Streitlustige, Protagoras oder die Sophisten, Hippias

der kleinere oder von der Lüge, Kratylos oder von den Wörtern, Gorgias oder von der Redekunst, Jon oder von der Iliade und Dichtkunst, Philebos oder vom höchsten Gute, Meno oder von der Tugend, der erste Alzibiades oder von der Natur des Menschen, Charmides oder von der Mäßigkeit, Laches oder von der Stärke, Lysis oder von der Freundschaft, Hipparchos oder der Gewinnsüchtige, Menexenos oder die Leichenrede, der Staatskluge oder von der Regierung, von den Gesetzen und der Gesetzgebung, Minos oder vom Gesetze, von der Republik, Epmoinees oder der Philosoph, Timäus oder von der Natur, Timäos von Lokres von der Weltseele, Kritias oder der Atlantiker, Parmenides oder von den Urbegriffen, das Gastmahl oder von der Liebe, Phädros oder von dem Schönen, seine Briefe, ihm nicht zu kommende Werke.

Von diesen Gesprächen geben der Phädon, der Theätet, der Sophiste, der Philebos, der erste Alkibiades, die Republik, der Timäos, der Parmenides, das Gastmahl und der Phädros am meisten Aufschluß über seine Philosophie. Der Theätet, der Sophist, der Parmenides zeigen uns seine Gedanken über die Urbegriffe, der Timäos über die Natur, und die übrigen dieser Gespräche über Moral, Politik und das Schöne. Plato ist unstreitig einer der größten Geister, welche Griechenland hervorgebracht hat. Zwischen ihm und dem Homer dreht sich der griechische Genius wie in seinen Wendezirkeln. Homers Gedichte sind die Blüthe, Platos Gespräche die Früchte des griechischen Geistes. Homers Gedichte sind die ersten Töne der griechischen Leyer; Platos Gespräche die Harmonie. Plato ist der Göttliche, und zuver-

läßig seine Werke die Puppe, aus der sich der Geist einer neuen Religion entfaltete.

Von Aristoteles haben wir noch: die Kategorien, von der Wortauslegung, von der Analyse, von den Oertlichkeiten, von der Sophisterey. Von der Redekunst, die Redekunst an Alexander, von der Dichtkunst, die Physik, vom Himmel, von der Entstehung und dem Verderben, von den Erscheinungen, von der Welt, von der Seele, seine kleinere physischen Schriften, die Naturgeschichte, von den Theilen der Thiere, von der Entstehung der Thiere, von den Pflanzen, von den Farben, von dem Hörbaren, gegen die Lehre der Xenophanes, Zeno ꝛc., von der Physiognomie, Probleme, die Metaphysik, mechanische Fragen, von den untheilbaren Linien, von der Sittenlehre an Nikomachos, von den Haupttheilen der Sittenlehre, von der Sittenlehre an den Eudemias, von den Tugenden und Lastern, vom Staate, von der Haushaltung, ein Träumender. Man schreibt dem Aristoteles auch noch ein theologisches Werk über die ägyptischen Geheimnisse zu.

Unter dieser Menge von Schriften sind die logischen, metaphysischen, politischen und naturhistorischen die vorzüglichsten und jetzt noch brauchbarsten. Seine logischen Werke bleiben immer vollkommen, seine politischen immer allgemein brauchbar, seine Naturgeschichte die erste der alten Welt.

Nach dem Aristoteles zeichneten sich unter den griechischen Philosophen noch Epikuros, Zeno und Pyrrho aus. Epikuros hat die Physik des

Demokrit und die Moral des Aristipp nur hinausgeführt. Von seinen unzähligen Schriften sind nur Bruchstücke auf uns gekommen. Zeno setzte die erhabenen Lehren des Plato mit der strengen Moral des Antisthenes zusammen, und stiftete die Στωα. Die alte gebildete Welt theilte sich in die Lehre beyder Philosophen.

Am Ende erscheint Pyrrho und erschüttert durch seine Skepsis oder Zweifelssekte das ganze Gebiet voriger Weisheit. Seine Lehre ist in den Werken des Sextus Empirikus enthalten. Sie bestehen aus folgenden: Pyrrhonismi Hypotiposeon, gegen die Grammatiker, gegen die Rhetoren, gegen die Geometer, gegen die Astrologen, gegen die Musiker, gegen die Logiker, gegen die Physiker, gegen die Ethiker [16].

Pyrrho blieb nicht bey den Hypothesen oder logischen Folgerungen der bisherigen Philosophen stehen. Er foderte vor allem den ersten Grund aller Wissenschaft; und da stunden die Weisen seiner Zeit, und wußten sich nicht mehr zu helfen. Jetzt nahmen Ammonius Sakkas, Porphyrius, Jamblichus, Plotinus und andere ihre Zuflucht zu den Geheimnissen des Pythagoras und den schönen Dichtungen des Plato; aber auch ihre Versuche wollten nicht mehr Statt finden. Die Zweifelsphilosophie des Pyrrho hat der Glaubensphilosophie einer neuen Religion den Weg gebahnt.

Ueberhaupt war die griechische Philosophie die Vorbereiterin des Christenthums auf dem Wege der Vernunft, wie die jüdische Religion auf dem Wege der Offenbarung. Ohne Anaxagoras, Sokrates und Plato wäre

16 Wir dürfen hier den Mathematiker Euklides nicht vergessen.

der menschliche Geist bey weitem noch nicht für die erhabenen Lehren Christi empfänglich; ohne Epikur und Pyrrho die heydnische Mythologie noch nicht genug erschüttert gewesen. Daher haben viele heilige Väter den Plato einen Vorläufer genannt; und den Luzian gegen den heidnischen Gottesdienst in Schutz genommen. Da nun die meisten und vorzüglichsten christlichen Schriften in der griechischen Sprache geschrieben sind: so halte ich es für schicklich, selbe auch hier anzuführen. Die Bücher des neuen Testaments sind: das Evangelium des Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, die Apostelgeschichte, die Briefe des heiligen Paulus, Petrus, Johannes, Judas, Jakobus, die Apokalypse. Das neue Testament unterscheidet sich von allen bisher genannten theoretischen und praktischen Werken dadurch, daß darin von einer ganz geistigen Moral, von einem Reiche Gottes die Rede ist, und der Stifter und Verkünder dieses Reichs sich selbst als Muster der praktischen Weisheit aufstellt. Die merkwürdigsten Stellen, welche dieses neue Geistessystem erklären, sind das erste Kapitel aus dem Evangelium Johannis, die Bergpredigt bey Matthäus, die Rede des heiligen Paulus an den Areopag in Athen, und seine Briefe. Hier findet man eine Tendenz des Sittlichen, und einen Geist, welcher die Denkwürdigkeiten des Sokrates und die erhabensten Gespräche des Plato übersteigt. Wer diese Stellen achtsam durchließt, kann in ihnen den Geist Gottes nicht verkennen. Das neue Testament enthält das Höchste aller Wissenschaft.

Was das Evangelium in einfacher Klarheit darstellt, schmückten die heiligen Väter mit philosophischem Raisonnement aus. Die Schriften eines Klemens, Athenagoras, Chrysostomus ꝛc., welche man

in Gallandis Bibliothek gesammelt findet, sind vortrefflich und erklärend; aber sie führten auch von der ursprünglichen Reinheit zu viel ab, und waren der Weg zu neuen Irrthümern.

Die christlichen Theologen und heiligen Väter dieser Zeit gehen den heydnischen Philosophen (einem Ammonius, Sakkas, Plotinus, Jamblichus, Porphyrius) zur Seite; ja beyde scheinen sich in der Philosophie des Pythagoras und Plato zu begegnen. Daher die Menge von Ketzereyen und Schwärmereyen, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche schändeten, und den Unwillen und Spott aufgeklärter Heiden und Christen (eines Mark Aurel, Tertullianus, Justinus, Origenes und Lucian) erregten. Simon Magus und Cerinthus, Apollonius von Thyane und Damis, Arius und die Philostati sind Beweise genug von den Verirrungen des menschlichen Geistes, welche sich zu der Zeit in ihrem größten Wahnsinne zeigten. Laßt uns daher von den Luftregionen der dichterischen Begeisterung und Spekulation auf den festen Grund und Boden der Geschichte und Staatswissenschaft treten.

Was die Theologen und Philosophen theoretisch untersucht und angegeben haben, stellen die Geschichtschreiber und Politiker in der Wirklichkeit dar. Auch darin müssen wir wieder den einfachen graden Sinn der Griechen bewundern. Wir finden auf dem kleinen Theater Griechenlands zwar keine so große Reiche, wie in der neuern Geschichte (denn selbst das Alexandrinische war vorübergehend), aber alle Grundsätze, Maximen und Verhandlungen angegeben, wodurch ein Staat

erhalten oder zu Grunde gerichtet werden kann. Die Gesetzgebungen, Regierungen, Kriegs- und Friedensgeschäfte folgen hier in einer Reihe, und die Redner und Geschichtschreiber stellen sie dem Leser zur Nachfolge, Bewunderung und Warnung einfach und rührend dar. Die Redner handelten nur über einzelne Fälle und Begebenheiten ab. Die Geschichtschreiber schildern aber das ganze Bild der Staaten und Folgen derselben. Wir wollen nur die vorzüglichsten davon anführen.

Ein Volk wie die Griechen, unter der Leitung der Musen gebildet, und durch freye Verfassungen regiert, mußte große Redner hervorbringen. Jeder Staatsmann und Feldherr, jeder Anwalt und Gelehrte übte sich in der Redekunst, wenn er auf die Gemeinde wirken wollte. Schon in den Geschichtbüchern trifft man vortreffliche Reden und große Redner an; wie viel mehr mußten es jene seyn, welche sich eigenst damit abgaben.

Die griechischen Reden haben aber auch noch das Lehrreiche, daß sie Abhandlungen über wichtige Staatssachen sind. Bald sind ihre Worte salbend, wie ein heilender Balsam, bald schmetternd wie ein Blitzstrahl und donnernd, je nachdem sie lehren oder warnen sollen. Die zehen vornehmsten Redner Griechenlands sind: Antiphon, Andokides, Lysias, Isokrates, Isäos, Lykurgos, Demosthenes, Aeschines, Hyperides, Dinarchos, worunter sich besonders Lysias, Isokrates, Demosthenes und Aeschines auszeichnen. Von ihnen haben wir auch die meisten Reden.

Des Herodots Erzählung trägt noch das Wunderbare der Homerischen Gesänge an sich. Die ersten Geschichtschreiber waren die Heldendichter, und diese schrieben in gebundener Rede. Auf sie folgten die

Prosaisten, welche sich blos an Begebenheiten halten, aber immer noch Mythe und Geschichte mit einander verbinden. Diese sonderbare Darstellung mußten um so mehr in den Herodotischen Erzählungen vorkommen, weil er die Begebenheiten der Völker erzählt, deren Geschichte selbst fabelhaft oder doch nur in Bruchstücken vorhanden war, z. B. der Babylonier, Meder, Aegypter, u. s. w. Seine Geschichte besteht in neun Büchern, wovon ein jedes in folgender Reihe einer Muse geweiht ist und ihren Namen trägt: Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polymnia, Urania, Calliope.

Er beginnt darin mit der ältesten Geschichte vom Lydischen Könige Gyges, kommt hernach auf die medische und babylonische, auf die persischen, ägyptischen und andern mit dem persischen Reiche vereinten Geschichten. Dann redet er von den Persern und ihren Verwicklungen und Kriegen mit den Griechen. Seine Geschichte ist also gewissermaßen allgemeine Weltgeschichte. Er schrieb im jonischen Dialekte. Sein Styl ist rein und sanftfließend, wie ein klarer Bach, zwischen den blumigen Wiesen der Epopee.

Auf den wunder- und mythevollen Herodotos kommt der schlichte Thukydides. Er schrieb in acht Büchern mit einer Einleitung größtentheils die Geschichte des peloponnesischen Krieges.

Das erste Buch enthält eine meisterhafte Schilderung des ursprünglichen Zustandes der Griechen, und die Entwicklung ihrer Staatsverfassungen und Kultur. In den folgenden findet man eine vortreffliche und einfache Darstellung der wichtigen Begebenheiten. Lehrreiche Reden und Maximen sind unter selbe gemischt; und die Ursachen angegeben, welche die großen Verän-

derungen und Auftritte hervorgebracht haben. In einigen Stellen ist der Zeitgeist auffallend geschildert, und die Staats- und Kriegsoperationen mit aller Kenntniß eines geübten Staatsmannes und Kriegers angegeben. Seine Geschichte enthält nur die Begebenheiten der ersten zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges.

Das Uebrige hat Xenophon fortgesetzt. Diese attische Biene, wie er genannt wurde, übertrifft den Thukydides an Reinheit des Styls und moralischen Bemerkungen. Ein Zögling des Sokrates wußte er die Geschichte aus einem höhern Standpunkte zu bearbeiten. Obwohl er wie sein Vorgänger die Staats- und Kriegskunst lehrreich und praktisch hervorleuchten läßt, so bezieht er doch immer die Pflichten des Bürgers auf jene des Menschen. Was von ihm noch übrig ist, sind folgende Schriften: die Fortsetzung der griechischen Geschichte des Thukydides in sieben Büchern. Die Kyropädie, des jüngeren Kyrus Feldzug, von der Republik der Lakedämonier, der Athener, die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Schutzschrift für den Sokrates, von der Haushaltung, Agesilas, Hiero der Tyrann, von den Goldbergwerken, von der Reitkunst, von der Reitmeisterey, von der Jagd, Briefe.

Nach diesen vortrefflichen Geschichtschreibern setze ich gleich den Polybius. Er war der erste, welcher die Geschichte aus einem allgemeinern Gesichtspunkte betrachtete. Er sagt selbst, daß er eine allgemeine Weltgeschichte schreiben wolle. Da er zu einer Zeit lebte, wo, wie er sagt, die Sachen auf den Punkt gekommen waren, daß die Römer die Herrschaft der Welt errungen hatten, so war es auch natürlich, daß

seine Erzählungen den Anstrich einer Weltgeschichte erhalten mußten. Seine Darstellung ist rein und umständlich; seine Bemerkungen praktisch, seine Ansichten der Dinge richtig, und in seinem sechsten Buche vortrefflich und weißagend. Er war ein Freund des Szipio, konnte sich also bey diesem großen Feldherrn die gehörigen Kenntnisse erwerben. Er ist für Staats- und Kriegsleute vorzüglich lehrreich. Er beschreibt nebst einer schönen Einleitung auf die folgenden Ereignisse hauptsächlich jene merkwürdigen Vorfälle des zweyten punischen Krieges, welche den Römern die Herrschaft der ganzen Erde verschafften.

Nachdem man in den vorigen vortrefflichen Geschichtschreibern eine Epopee der Geschichte gelesen hat, muß man den Plutarch zur Hand nehmen, um die Charaktere und Thaten jener Helden und großen Männern zu finden, welche darin die ersten Rollen gespielt haben. Ihre Büsten stehen da wie in einem heiligen Pantheon, und flößen Ehrfurcht, Liebe oder Bewunderung ein. Auch findet man darin den nähern Aufschluß über die Ursachen der Begebenheiten, welche man öfter in den größern Werken vermißt. Noch auffallender und lehrreicher wird der Anblick der von ihm geschilderten Menschen durch die Parallelen und Vergleichungen, die er zwischen ihnen anstellt. Da stehen immer zwey Heroen gegen einander über und geben dem Leser ein weites Feld zu Betrachtungen. Nebst seinen Vergleichungen und Lebensbeschreibungen großer Männer hat er noch eine Menge anderer Werke geschrieben, wovon uns Lamprias, sein Sohn, den Katalog aufbewahrt hat.

Die übrigen griechischen Geschichtschreiber sind nicht so vortrefflich als die bereits angeführten. Sie gleichen

diesen weder an Ordnung der Darstellung noch an Richtigkeit der Bemerkungen, noch Reinheit des Styls.

Diodorus Sikulus ist blos darum nützlich und merkwürdig, weil er eine allgemeine Geschichte geschrieben hat (καθολικων) und mehrere Begebenheiten angiebt, welche wir in obigen Geschichtschreibern nicht finden. Auch verdienen noch Dio Kassius, Appianus, Arianus, der sachkundige Pausanias, der vortreffliche Erdbeschreiber Strabo, nebst Ptolemäus, Eratosthenes und Suidas angeführt zu werden.

Unter die pragmatischen Schriftsteller können wir billig auch die Oekonomen und Aerzte setzen. Von wirthschaftlichen Werken haben wir außer des Xenophons Schrift (οικονομικος λογος) nichts als Bruchstücke; aber von medizinischen an des Hippokrates Aphorismen ein wahres Muster und Handbuch praktischer Aerzte. Es herrscht darin der feinste Beobachtungsgeist verbunden mit einer ausgebreiteten Kenntniß des menschlichen Körpers, seiner Krankheiten und deren Heilmittel.

Die Fortsetzung im nächsten Stück.

Europäische Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Vierten Bandes Zweytes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Fürs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfasser verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des vierten Bandes zweytes Stück.

I. Paris und London, oder die Stufen der Humanität. Fortsetzung. . . . S. 101

II. Das italiänische Königreich und die batavische Republik. Fortsetzung. . . . . — 146

III. Ueber die politische Klug- und Unklugheit der Völker. . . . . — 162

1.

Paris und London

oder

die Stufen der Humanität.

Fortsetzung.

III. Die lateinischen Schriftsteller.

Von den alten italiänischen Schriftstellern, deren Gedanken und Darstellungen ganz originell waren, sind der größte Theil verlohren gegangen, oder vielleicht von den Römern selbst vernichtet worden. Von den Werken der gebildeten Hetrurier haben wir fast gar nichts mehr, eben so wenig von den eigentlichen Lateinern. Die Römer sind also die einzigen Schriftsteller in dieser Sprache, so wir noch kennen, und auch diese erscheinen größtentheils in dem Zeitalter der Nachahmung.

In den blühenden Zeiten der Republik hat sich das römische Volk nicht viel mit den Spielen des Witzes und der Phantasie abgegeben.

Tu regere imperio populos Romane memento.

Vom Pfluge weg an die Spitze der Armeen sich zu stellen, oder im Senate die Völker zu regieren, war die große Kunst der Römer. Daher sagt auch Cicero: Nec numero Hispanos, nec calliditate Poenos, nec artibus Graecos, nec denique hoc ipso hujus gentis ac terrae domestico nativoque sensu Italos ipsos ac Lati-

nos, sed pietate atque religione ac hac una sapientia, quod Deorum immortalium Numine omnia regi gubernarique perspeximus, omnes gentes nationesque superavimus.

So hat Scipio, groß genug, durch seine Siege über Karthago Afrikanus genannt zu werden, die sanfteren Früchte seines Geistes dem Terentius überlassen; so schrieb Cäsar mehr bekümmert um die richtige Darstellung seiner Thaten als die Schönheit seines Styls seine Kommentaren. So Sulla, so Cato. Die ältesten Werke der Römer sind daher Geschicht- und Gesetzbücher, Leges und Fasti [1].

Als unter dem August die Welt bereits erobert war, und die Schätze der Künste in Rom zusammenströmten, bildete sich während dieser glänzenden Epoche der Geist der Römer im Wissenschaftlichen und Künstlichen schon nach den Griechen. Daher erblickt man auch in den besten Werken die griechischen Modelle.

Die alten Dichter nahmen größtentheils den Stoff zu ihren Werken aus der Helden- und Fabelgeschichte. Wenige haben den peloponnesischen und punischen Krieg, den Alexander oder Scipio besungen. Sie stiegen in jene romantische Zeiten, wo die Phantasie so recht ihr freyes Spiel treiben kann; und die Gegenstände selbst schon den Dichter begeistern.

Dieß that denn auch Virgilius. Er wählte sich den Aeneas, genus, unde latinum, albanique Patres atque altae moenia Romae, zu seinem Helden, und nannte sein Gedicht Aeneis.

Im zweyten und in den folgenden Büchern webt er auch einen Theil des trojanischen Krieges ein; und

1 Das Corpus juris wird daher eins der nützlichsten Werke bleiben.

erhebt einen Helden, der von Troja abstammte, über die griechischen, welche bisher allein besungen waren. Wer den Homer kennt, wird eine Menge Wendungen, Formen und Bilder in der Aeneide finden, welche von ihm entlehnt oder wenigstens kopirt sind. Auch in seinen Idyllen und Hirtengedichten ahmt er den Theokrit nach. Doch herrscht in allen die originelle Einfalt und Vortrefflichkeit des mantuanischen Dichters.

Der zweyte epische Dichter ist Lukanus. Er hat ein Heldengedicht über die pharsalische Schlacht geschrieben unter dem Namen Pharsalika. Es kommt aber nicht der Virgilischen Aeneide bey, obwohl viele vortreffliche Stellen darin sind.

Auch der punische Krieg hat an C. Silius Italikus seinen Sänger gefunden. Man kann aber sein Werk mehr eine versifizirte Geschichte als Gedicht nennen. Statius und Claudianus werden ebenfalls unter die Heldendichter gezählt, weil ihre Gesänge sich auf Kriege und Helden beziehen.

Unter den Oden- und Elegiendichtern in lateinischer Sprache zeichnen sich vorzüglich Horatius und Ovidius aus. Jener verdient dem Pindar, dieser dem Hesiod und Anakreon an die Seite gesetzt zu werden. Viele Lieder und Oden des Ersten passen so ganz zu dem erhabenen Geiste der Römer, besonders jene, wo er die großen Thaten einzelner Bürger besingt. Aber in seinen Satyren und Episteln sieht man, daß er schon in einem weichlichen Zeitalter der Republik dichtete. Seine ars poëtica ist lehrreich und rein.

Ovidius hat sich durch seine Liebesgesänge unglücklich und berühmt gemacht. Seine Heroida, Libri amorum, Remedia amoris, Medicamenta faciei etc., fließen sanft und lieblich wie die Lieder

Anakreons. Seine Libri tristium und de Ponto lauten kläglich wie Schwanengesänge. Seine Metamorphoseon erhebt sich zum Hesiod. In lateinischer Sprache findet man keine zarteren Blumen als einige seiner Lieder. Katullus, Tibullus und Propertius kommen ihm bey weitem nicht gleich.

In den verdorbenen Zeiten der Republik haben die auffallenden Laster den Satyrendichtern großen Stoff geliefert; daher sind sie auch so schneidend und beißend. Der griechische Luzian trifft doch nur mit einem feinen und auf das Allgemeine gerichteten Stachel; aber die römischen Spottdichter verwunden tief und mit Widerhaken. Ich habe schon beym Horatius angemerkt, daß auch dieser sonst so erhabene Dichter sich der Satyre nicht enthalten konnte. Juvenal, Katull, Martial, Tibull, Properz, und andere Satyren- und Epigrammenschreiber schildern nur Laster und Ausgelassenheiten, und dieses in den unverschämtesten Ausdrükken. Ein klarer Beweis, daß das Zeitalter, welches in Rom das goldene der Literatur war, auch zu gleicher Zeit jenes des Verfalls der Republik und Sittlichkeit gewesen sey.

Des Phäders Fabeln sind sanfter und schön, einfach und lehrreich. Er spiegelt, wie Aesopos seinen Vorgänger, durch Thiere; aber die Römer waren schon wilde Bestien geworden, welche nur mit Schlägen und Ketten gebändigt werden konnten.

Auch das römische Theater sollte Laster rügen, hält aber neben dem griechischen nicht aus. In den unverdorbenen Zeiten war es unbekannt oder gar verboten. Die edlen Römer weideten sich damals an den großen Schauspielen auf dem Forum oder bey Kannä und Zama; und selbst das gemeine Volk fand mehr Vergnügen an dem

wilden Gefechte der Thiere und Gladiatoren, als an dem feinern Spiele des Witzes. Erst durch die Szipionen und nach den punischen Kriegen fand man Geschmack an dramatischen Vorstellungen.

Von Nävius, Ennius, Pakuvius und Attikus haben wir nur kleine Bruchstücke, aber unter dem Namen des Seneka mehrere Trauerspiele, nämlich: der wüthende Herkules, Thyestes, Thebais, Hippolitus, die Troerinnen, Medea, Oedipus, Agamemnon, Elektra, der ötäische Herkules, und Oktavia, welche einen schlechtern Dichter zum Verfasser haben soll. Schon die Namen dieser Stücke zeigen an, daß sie griechische Nachahmungen sind; doch findet man darin eigne und erhabene Stellen voll Kraft und Bestimmtheit.

Die Lustspiele der Römer, obwohl manche nach griechischen Stücken bearbeitet sind, gehen in einem originellern Geiste. Sie geißeln aber mehr Privat- als öffentliche Laster, ein Beweis, daß sie nicht, wie die griechischen, zur Bildung und Spiegelung der Republik dienen sollten. Plautus schrieb kräftig, stark, strafend und mit beißendem Witze. Seine noch übrigen Stücke sind: der Amphithryo, die Asinaria, Aulularia, die Gefangenen, Kurkulio, Kasina, Kastelaria, Epidikus, Bachides, Mostelaria, die Menechmer, der Miles gloriosus, Merkator, Pseudolus, Pönulus, Persa, Studens, Stichus, Trinummus, Trukulentus und Fragmenta; meistens Darstellungen von gemeinen Ränken und Lastern, als Geiz, Wollust, Trunkenheit, Schmarozerey, Diebstahl ꝛc. Terenz schrieb nicht so treffend, aber korrekter und feiner. Seine noch übrigen Stücke sind: das Mädchen von Andros,

der Verschnittene, der Selbstpeiniger, die Brüder, Phormio und Hezyra.

Die römischen Philosophen folgten gänzlich den griechischen Schulen. Sie waren entweder Akademiker oder Epikuräer oder Stoiker. Besonders theilten sie sich unter beyde letztere Sekten. Die Altrömischgesinnten bekannten sich zur strengen Stoa, wie Seneka, Thraseä, Helvidius, Markus Aurelius ꝛc.; die Neugesinnten zur Epikuräischen Schule, wie Horatius, Mezänas, Lukrez ꝛc. Sextus Empirikus war ein Skeptiker und schrieb griechisch.

Neue Wahrheiten haben sie nicht viele entdeckt. Unter die philosophischen Werke wollen wir folgende stellen. Aus der akademischen Schule: Ciceronis academicae quaestiones, de finibus bonorum et malorum, Tusculanae quaestiones, de natura Deorum, de divinatione, de officiis. Aus der stoischen: Senecae de ira, de consolatione, de tranquillitate animi, de constantia, de clementia, de brevitate vitae, de vita beata, de otio sapientis, de beneficiis, naturalium quaestionum. Aus der epikurischen: Lucretii de rerum natura, Plinii historia naturalis, und die medizinischen Werke des Celsus und Galenus.

Wir kommen nun auf das wahre Gebiet der römischen Literatur. Staats- und Redekunst, Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit und Kriegskunst sind die eigentlichen Fächer des römischen Geistes. Rom mußte, wie alle Freystaaten, vorzüglich große Redner bilden. Von ihnen haben wir aber außer den vortrefflichen Reden des Cicero und jenen, welche die Geschichtbücher enthalten, weniges. Cicero hat noch einige Werke über die Redekunst z. B. de Inventione, de Oratore, Brutus, Orator, Topica etc., geschrieben. Auch können der große

Grammatiker Quintilianus und der Lobredner Plinius hierher gestellt werden.

Vorzüglich aber verdienen die Geschichtschreiber gelesen zu werden, und da stehen Sallustius und Tacitus oben an. Ihre Geschichtbücher sind voll altrömischen Sinnes, gegen Laster und Sklaverey eifernd, kräftig, kernhaft, öfter so viel Maximen als Perioden.

Vom Sallustius haben wir noch bellum Jugurthinum und bellum Catilinarium. Seine vortreffliche römische Geschichte ist gänzlich verlohren gegangen, aber aus den noch übrigen Bruchstücken erhebt sich großer Sinn und Geist.

Tacitus scheint noch mit mehr Kraft und römischer Einfalt der Fortsetzer des Ersten zu seyn. Seine Annales und Historiae sind Meisterwerke historischer Kunst, seine Germania ein Kernbüchelchen für alte und neue Zeiten. In erstern Werken sieht man, was die Menschheit von einem verdorbenen, im letztern was sie von einem unverdorbenen Volke zu erwarten habe. Eine vortreffliche Parallele von Lehre, Warnung und richtiger Darstellung. Sein Agricola ist ein Heldenspiegel römischer Tugend.

Mit nicht so viel Kraft, aber fließend und reichhaltig schrieb Livius. Wir haben von seiner römischen Geschichte nur noch 45 Bücher, das andere ist größtentheils verlohren.

Nach diesen größern Geschichtschreibern verdient C. Julius Cäsar vorzüglich den Rang; nicht nur weil er selbst der Held seiner Geschichte ist, sondern auch des lehrreichen Inhalts und fließenden einfachen Styls wegen.

In dem Fache der Geschichte zeichnen sich noch Vellejus Paterculus mit seiner historia romana,

die Kompendienschreiber Florus und Eutropius, die Biographen Suetonius, Cornelius Nepos und Curtius Rufus nebst andern aus. Ammianus Marzellinus ist der letzte gute römische Geschichtschreiber; obwohl er den erstern nicht gleichkömmt.

Die heiligen Väter und Kirchenlehrer, welche in lateinischer Sprache geschrieben haben, als Justinus Tertullianus, Lactantius, Origenes, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius ꝛc. sind mehr der Kirchengeschichte und Theologie als der klassischen Reinheit wegen anzuführen; obwohl man bey ihnen auch vortreffliche Stellen antrifft.

IV. Die Schriftsteller des Mittelalters.

Durch die große Völkerwanderung im vierten und fünften Jahrhundert geht die alte Welt unter und aus ihren Trümmern beginnt eine neue. Die Barbaren aus Norden, und Kalifen aus Süden haben alles gethan, um die Schätze der alten Kunst und Wissenschaft zu vernichten. Was wir von dem Geiste der Alten noch übrig haben, wurde späterhin erst aus dem Schutte hervorgegraben.

Sowohl die christliche als mahomedanische Welt hat während dem mittlern Zeitalter keine Werke hervorgebracht, welche klassisch genannt zu werden verdienten. Jene erzeugte größtentheils theologische Scholastiker und Sammler; diese Astrologen und Mediziner, aber in elender Nachahmung. Indessen lag in diesem Zeitalter ein Stoff und eine Kraft verborgen, welche, wenn sie wohl gepflegt, und benutzt worden wäre, die griechische gewiß erreicht haben würde. Welch eine Originalität und Stärke in politischen, welch eine

Schönheit in ästhetischen Gegenständen! Der Alkoran, die Gesetze der Deutschen, der Ossian, die gothischen Kunstwerke und Minnesänger sind Beweise von dem hohen Geiste, welcher da waltete; selbst die spätern klassischen Werke eines Dante, Ariosto, Tasso, Montesquieu ꝛc. sind größtentheils noch von ihm geweckt worden. Wir dürfen daher die Schriften des Mittelalters nicht so ganz verächtlich ansehen. Wenn auch die Werke eines Ottfried, Rabanus, Petrus Abälardus, Raimundus Lullus und Albertus Magnus ꝛc. ein buntschäkigtes Gemisch von Philosophie und Scholastik, von fremden und eigenen Gedanken darstellen, so waren sie auch nur die Brücke, worauf die alte und neue Welt verbunden werden sollte.

V. Die neuern Schriftsteller.

Nach der Wiederherstellung der Künste und des guten Geschmacks im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert scheint ein neues Griechenland wieder aufzublühen in allen ernstern und schönern Bestrebungen des Geistes. Die Philosophie erhellete die Theologie; die Geschichte und Rechtswissenschaft erweiterte die Staatskunst; die Physik gieng der Medizin voraus und die schönen Künste streueten wie die Morgenröthe Rosen vor dem Sonnenwagen des Lichts her.

Indessen merkt man den wiederauflebenden Wissenschaften durchgängig die klassische Nachahmung der Alten an. Es hätte vielleicht den wissenschaftlichen Bestrebungen nicht so viel geschadet, wenn der Kalif Omar alle Bücher des Alterthums verbrannt oder Harduin sie hinweg kritisirt hätte. Denn durch das zu schnelle Zuströmen dieser Meisterwerke wurde der eigne originelle

Geist, welcher diese Zeit belebte, gelähmt oder abgeführt. Ohne Plato und Aristoteles, ohne Homer und Virgil, ohne Tazitus und Thukydides und die Antiken würden Bruno und Cardanus, Arioſto, und Taſſo, Guichiardini und Machiavell, Raphael und Angelo doch große Meister geworden seyn. Es würde vielleicht länger mit der Kunst gedauert haben; aber wir hätten auch keine Zwittergestalten erhalten.

Wir wollen nun die Kernwerke einer jeden Nation eigenst durchnehmen.

A. Italiänische Schriftsteller.

In keinem Lande des neuern Europa sind die griechischen Musen früher erwacht, als in dem schönen Italien. Nicht nur der eigene Charakter des Volkes und der freundliche Himmelsstrich bereitete ihnen einen neuen Sitz, sondern selbst die eigene Verfassung der freyen Städte, ja selbst der päbstliche Stuhl lockte sie auf allen Seiten herbey. Rom und Neapel, Venedig und Florenz, Mayland und Genua eiferten, wie die alten griechischen Städte um die Wette, Wissenschaften zu wecken und Künste zu nähren; die Kriege und Staatshandlungen, welche gegen das fünf- und sechzehnte Jahrhundert geführt wurden, gaben dem menschlichen Geiste neuen Schwung und den großen Menschen ein neues Feld ihrer Entdeckungen, Gedanken und Gefühle.

Robertson hält es für einen Nachtheil der europäischen Kultur, daß in neuern Zeiten die schönen Künste nicht wie in Griechenland den erstern Wissenschaften vorausgegangen seyen, und so den Geist durch Schönheiten und klare Ansichten der Dinge vorbereitet hätten. Allein Italien hielt wenigstens diesen schönen

Gang ein. Die Dante und Petrarcha, Arioſto und Taſſo, Angelo und Raphael ſtreuten auf den Weg der Wiſſenſchaften die lieblichen Blumen ihres Geiſtes, und führten ſo den denkenden Menſchen allbereits in die heiligen Haine der Philoſophie, welche durch Bruno und Cardanus, nach der Hand durch Politian und Marſilius, aber vorzüglich durch Cartes und Leibnitz eröffnet wurden. Laßt uns alſo die Gärten des ſchönen Italiens beſuchen und die großen Geiſter dieſes Landes einzeln aufführen, welche Raphael in ſeinen vier großen Bildern zuſammengeſtellt hatte. Wir wollen mit ſeinem Parnaß den Anfang machen.

Aus der Nacht und dem grotesken Geiſte des finſtern Mittelalters ſtrahlt zuerſt Dante wie der Morgenſtern hervor. Schon vor ihm hat Boccacio durch ſeine Sinngedichte, beſonders den Decamerone, Labirinthe d'amore und den Asinodoro die dichteriſche Bahn geöffnet, und ſehr viel zur Rundung der italiäniſchen Sprache beygetragen. Der beißende Aretino trat in ſeine Fußſtapfen; aber Dante zeigte bey weitem mehr Genie. Er hat den ganzen Aberglauben des Mittelalters mit ſtarken und meiſterhaften Zügen in ſeine Gedichte aufgenommen, und aus dieſer Nacht ſprühen überall die Funken des Lichts hervor, welches ſeinen heitern Geiſt erleuchtete. Seine Hauptwerke ſind: il Inferno, Purgatorio, und Paradiso, nebſt ſeiner Monarchia, welche ihm wegen den Ausfällen gegen den päbſtlichen Stuhl viel Verdruß gemacht haben.

Dieſem hoch auffliegenden Dichter ſetzen wir den ſüßen Petrarcha gegenüber. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich vorzüglich ſeine Canzone oder Liebesgedichte auf die ſchöne Laura aus, beſonders das ſchmelzende Lied bey der Quelle von Vauklüſe. Sie ſind voll

Annehmlichkeiten und Blumen, nur manchmal zu schmachtend.

Nach diesem steigen wir wieder in den hohen Ton der Heldengedichte. Was Homer den Griechen, Virgil den Römern war, wollten Ariosto und Tasso nicht nur für Italien, sondern auch die ganze Christenheit wirken. In der neuern Geschichte giebt es keinen reichhaltigern Stoff zu Heldengesängen als den Streit zwischen den Christen und Mahomedanern, als die sogenannten Kreuzzüge. Das seltsame Gemisch von Andacht und Heroism, Liebe und Zweykampf, orientalisch- und occidentalischen Sitten war das weiteste Feld für die Phantasie eines Dichters.

Ariosto wählte sich die alte Sage von Roland, Karls des Großen Sohne, seine Thaten gegen die Ungläubigen, und seine Liebeshändel zum Gegenstande; Tasso die Kreuzzüge und Einnahme von Jerusalem. Ariosto's Orlando furioso gleicht dem wilden Rennen eines ungebundenen Pferdes. Die Menge der Episoden, womit er sein Gedicht durchflochten hat, sind eben so viele Nebensprünge, welche aus dem Wege zu führen scheinen, ihn aber rechts und links durch die Lüfte tragen. Dagegen ist Tasso's Jerusalemme liberata der muthige Lauf eines edlen Rosses, zwar gezügelt und gezäumt; aber diese Zügel scheinen mehr des Putzes als seiner Ausgelassenheit wegen angelegt zu seyn.

Unter den dramatischen Dichtern Italiens zeichnen sich mehr die Komiker als Tragiker aus; und es ist sonderbar, daß diejenige Nation, welche allen andern in Kunst und Wissenschaft vorgegangen ist, in diesem Fache meistens in der Maske des Buffons erscheint.

Apostolo Zeno wird für einen der besten in letzterm Fache gehalten. Seine Stücke sind voll großer

Auftritte, seine Dialogen oft treffend und erhaben. Er wird aber an Rundung und klassischer Darstellung bey weitem von Metastasio übertroffen. Die Dramen dieses Dichters sind zwar größtentheils nach schon vorhandenen Werken der Griechen und Franzosen angelegt, aber immer noch klassisch auf und außer der Bühne.

Unter den italiänischen Komikern wird Goldoni wohl der erste bleiben. Seine Lustspiele sind voll Witz und beißender Satyre, und die Charaktere treu geschildert und gleich gehalten. Gozzi schwebt oft nach spanischer Art in dem Lande der Feen und Wunder herum. Eine reiche Phantasie webt in allen seinen Stücken; und es ist zu bewundern, daß so wenige davon seinen musikalischen Landsleuten als Stoffe zu Opern dienen.

Wie in der Dichtkunst so in der Philosophie haben die großen Geister neuerer Zeit immer die Alten vor sich gehabt. In Italien war damals alles zwischen dem Plato und Aristoteles getheilt. Das schöne Bild Raphaels, die Schule von Athen stellt uns ganz den damaligen Gang der Philosophie dar. Da stehen Plato und Aristoteles, wie zwey Gottheiten in der Mitte und alles deutet auf sie hin. Marsilius und Politianus hatten sich den Plato, der Kardinal Bembo und andere den Aristoteles zum Muster gewählt.

Zwischen allen diesen erscheinen als Originaldenker Jordanus Bruno, Hieronymus Cardanus, Telesius und Campanella; und obwohl ihre Systeme wie Dante's Hölle noch den Mystizism und finstern Geist des Mittelalters verrathen, so zeigen doch ihre Schriften einen durchdringenden unbefangenen Sinn. Ich darf nur die Titel von einigen darunter anführen,

und man wird finden, welche Richtung ihr Geist nehmen wollte. De specierum scrutinio et lampade combinatoria Raimundi Lulli; de progressu logicae venationis; de Monade; Numero et Figura; de Innumerabili et Immenso; de imaginum, signorum, et idearum compositione ad omnia inventionum, dispositionum et memoriae genera; de umbris idearum; Cantus Circaeus ad memoriae praxin ordinatus, quam ipse judiciarium appellat; de compendiosa architectura et complemento artis Lullii; Artificium pecorandi; de causa, principio et uno; de infinito Universi et Mundi; spaccio della bestia trionfante; de scena de la cinece in 5 dialoghi; li heroici furori; de rerum natura juxta propria principia [2].

Die kühnen Untersuchungen ihrer Nachfolger, eines Vanini, Galilei wurden im Scheiterhaufendampf der heiligen Inquisition erstickt; aber in unsern Tagen flog aus der Asche derselben durch Moscati, Galvani, Volta ꝛc. die Philosophie wie ein Phönix in einem desto kühnern Schwunge auf. Der Geist der Italiäner zeichnete sich in frühern Zeiten nur in der Geschichte und den schönen Künsten, in neuern verbreitet er sich auch über andere Wissenschaften.

Drey Ursachen trugen dazu bey, daß in Italien das Fach der Geschichte so frühe und so klassisch bearbeitet wurde. Die vielen Republiken, Staaten und Staatsverhandlungen, welche in diesem Theile Europens alle Männer von Kopf und Genie beschäftigten, entwickelten nothwendig die Fähigkeiten und Kenntnisse, welche zu diesen Fächern erfordert wurden; die Werke der Alten

2 Schon das System der Wissenschaften, welches Campanella in seiner Metaphysik angiebt, zeigt den originellen Denker.

dienten ihnen als Muster und Vorbilder, und der Geist der Wissenschaften, welcher jetzt überhaupt geweckt war, breitete sich auch über Geschichte und Politik aus.

Unter den großen Männern, welche sich in diesem Theile auszeichneten, steht Machiavell oben an. Seine geschichtlichen und politischen Werke werden von allen Staatsleuten und Gelehrten als Meisterstücke sowohl der Kunst, als auch des Unterrichts angesehen. Er schrieb eine Geschichte von Florenz (historia de Fiorenza). Ein vortreffliches Werk, lehrreich für Republiken und Demokratien; wodurch er dem Thuzidydes an die Seite gesetzt zu werden verdient. Seine Unterhaltungen über den Livius (Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio) sind ein noch lehrreicheres Buch. Hier entwickelt er nicht nur für Republiken, sondern für einen jeden Staat die Maximen, wodurch er groß und mächtig werden oder in Verfall kommen kann. Er legt darin die erste Dekade der römischen Geschichte des Titus Livius zum Grunde und macht darüber Bemerkungen voll Genie und praktischem Geiste. Sein Fürst (il Principe) ein verrufenes Werk wegen den unmoralisch-politischen Grundsätzen, so er darin aufstellt. Indessen sind Montesquieu, Rousseau und Müller, nebst den einsichtsvollesten Schriftstellern darüber einig, daß er dadurch mehr den Haß gegen Tyranney als Despotism habe predigen wollen. Er schrieb auch noch eine Abhandlung über die Kriegskunst, arte della guerra, und es ist sonderbar, daß hier ein Gelehrter der erste Lehrer der Taktik wurde. Für seine Zeit war es ein sehr brauchbares Werk. Auch findet man in seinen Discorsi schöne Bemerkungen und Vergleichungen über die Kriegskunst der Alten und Neuen. Seine andere

Schriften sind Komödien, Fabeln ꝛc. voller Witz und treffendem Geiste.

Der zweyte Geschichtschreiber, welcher Epoche gemacht hat, ist Guichiardini. Er beschrieb mit vieler Einsicht, Sachkenntniß und einem fließenden Style die Geschichte seiner Zeit. Man könnte ihn den italiänischen Xenophon nennen.

Nach diesen kommen die vortrefflichen Geschichtschreiber des Konciliums zu Trient, Paulus Sarpius oder Fra Paolo Sarpi und der pragmatische Giannone. Beyder Geschichten sind mit vielem Scharfsinn und Freyheit geschrieben, was man um so mehr bewundern muß, da in ihren Staaten die geistliche und politische Inquisition zu Hause war. Des Giannone Geschichte von Neapel wird immer ein klassisches Werk bleiben.

Filangieri trat in die Fußstapfen des Montesquieu und versuchte in seiner Scienza de la legislazione ein vollständiges System der Gesetzgebungskunst darzustellen.

B. Spanische und Portugiesische Schriftsteller.

Zu den Italiänern wollen wir die Spanier und Portugiesen stellen. Die Strenge der Inquisition druckte zwar ihren Geist in philosophischen Untersuchungen. Auch selbst die Geschichte mag dabey gelitten haben; er schwang sich daher mit desto freyerem Fluge in poetischen Darstellungen in die Höhe.

Der Geist der Chevallerie, welcher in Spanien durch die langen Kriege mit den Mauren gebildet wurde, mußte schon Dichter schaffen. Wir haben daher eine Menge Romanzen, Erzählungen und kleinere

Gedichte von den Spaniern, wovon aber der größte Theil im Auslande nicht bekannt ist. Cervantes, Lope de Vega und Calderon haben den Stoff zu ihren Theaterstücken daraus genommen. In diesen dreyen Dichtern äußert sich auch vorzüglich der spanische Geist.

Des Cervantes Dom Quixotte ist weltberühmt geworden, und fast in alle europäische Sprachen übersetzt, dagegen sind die Menge seiner dramatischen Stücke fast gänzlich unbekannt. Das nämliche könnte man auch von jenen des Lope sagen, obwohl viele Theaterdichter sie benutzten. Aber von Calderon, der beyde an originellem poetischem Geiste übertrifft, weiß man außer einigen schlechten Nachahmungen gar nichts; und doch hat er bey 120 Stücke für das Theater geschrieben. Freylich würden seine geistlichen Vorstellungen, z. B. das Purgatorium des heiligen Patrizius und die Wiederherstellung des Muttergottesbildes zu Toledo, ohngeachtet ihres kühnen poetischen Geistes jetzt von keiner Wirkung mehr seyn; dagegen verdienen seine ritterlichen und bürgerlichen Spiele wohl eine Uebersetzung. So sind auch Morelo und Matos-Fragoso gewiß einer Beherzigung werth.

Unter den portugiesischen Dichtern nennen wir vorvorzüglich Camoens. Er hat sich durch sein Heldengedicht la Lusiada berühmt gemacht. Zwar ist darin noch viel griechische Mythe und Nachahmung gemischt; allein seine Bilder sind lebhaft, seine Darstellungen dichterisch, sein Gegenstand groß. Außer den Kreuzzügen giebt es keinen erhabenern, als die Entdeckung der neuen Welt.

Auch in der Staatskunst und Geschichte zeigen beyde Nationen einen großen Geist. Der vortreffliche Zu-

rita mit seinem feinen Blicke auf Sitten und Verfassung, Zuniga, Mariania, Miniana und Ferrara sind Beweise davon. Des letztern Geschichte von Spanien ist bis jetzt das vollständigste Werk der Begebenheiten dieser Nation.

C. Französische Schriftsteller.

Von den Franzosen kann man in Rücksicht der Italiäner und Spanier das sagen, was ich oben schon von den Römern in Rücksicht der Griechen bemerkte. Sie bildeten sich meistentheils nach denselben, obwohl sie in vielen Fächern originell scheinen. Dieses sonderbare Volk unterscheidet sich vor andern vorzüglich durch das, was man bey ihnen Esprit nennt. Die Franzosen haben einen richtigen Verstand, eine große Leichtigkeit in Begriffen und einen entschiedenen Sinn für Feinheit und Witz. Ich würde sie gerne mit den Athenienfern vergleichen, wenn nicht eben diese Eigenschaften den Hang zur Nachahmung bey ihnen erregt hätten.

Schon ihre früheren klassischen Werke, besonders jene des Rabelais, Marot ꝛc. unterscheiden sich durch diese Richtung. Sie nahmen gleich eine witzige Seite. Des erstern Pantagruel ist voll Scharfsinn, Salz und Satyre. Sie sind die noch nicht ganz entfaltete Knospe jenes Spottgeistes, den Voltaire so sehr kultivirt hat.

Die schönste Epoche der französischen Literatur ist unstreitig jene Ludwigs XIV. Wie in Griechenland das Zeitalter des Perikles, in Italien jenes der Medizäer das blühende genannt wird; so hier das Jahrhundert dieses ruhmsüchtigen und eben darum kunstschätzenden Königs. Wir werden mit seinen Pflegkindern beginnen.

Unter den lyrischen Dichtern dieser Zeit nennen wir vorzüglich Malesherbes und J. B. Rousseau. Jener schrieb Oden, Stanzen, Epigrammen ꝛc. und übersetzte einige Psalmen. Dieser that ein Gleiches, überstieg aber jenen an Kraft und Erhabenheit Man könnte ihn den französischen Pindaros nennen.

Boileau dehnte sich auf ein weiteres Feld der Dichtkunst aus, und hatte sich den Horatius zum Muster gewählt. Allein er zeigt in seinen Werken mehr Geschmack als Genie. Er wagte sich auch in die epischen Regionen, wurde aber bald von Voltaire übertroffen. Dieser ist eigentlich der Heldendichter unter den Franzosen.

Seine Henriade ist eben keins der ersten Gedichte dieser Art. Die aus der Dichterkrone der Griechen und Italiäner fein entwenderen Blumen glänzen überall durch, und die alte Mythe mit christlich-philosophischem Gewande geschmückt macht öfter eine sonderbare Figur.

Sein bestes, und nur ihm eigenes Werk dieser Art, ist trotz seiner Schändlichkeit die Pucelle. Von ihr sagt ein deutscher Dichter:

Voltairs Pucelle
Las den Teufeln in der Hölle
Der Fürst der Finsternissen vor,
Und jeder Teufel war ganz Ohr.
Ihr schmeichelt keinem Erdensohne,
Sprach Luzifer vom Flammenthrone:
Er schrieb nur, ich sagt' es ihm vor.

Das schönste epische Gedicht, was Frankreich hervorgebracht hat, verdanken wir dem edlen frommen Fenelon. Sein Telemach sollte das Handbuch der Jünglinge und Prinzen seyn. Er nahm den Stoff dazu aus Homers Odyssee, bleibt dem griechischen Geiste getreu und läßt den jungen Telemach an der Hand der in der Gestalt des Mentor erscheinenden Minerva

reisen und, sich immer belehrend, seinen Vater suchen. Die Bilder darin sind erhaben, die Situationen rührend und lehrreich, die Schreibart schön und rein, das Ganze glücklich ausgeführt.

Das vorzüglichste Feld der französischen Dichtkunst ist das Theater. Corneille, Racine, Voltaire und Moliere werden immer klassisch bleiben. Man könnte Ersiern den Aeschylos, den zweyten den Sophokles und den dritten den Euripides der Franzosen nennen. Die Menge von Stücken, welche wir von diesen Dichtern noch täglich auf dem Theater und in den Bibliotheken bewundern, beweisen, daß sie sich nach den griechischen Dramatikern gebildet haben. Viele davon tragen auch noch die Namen dieser alten Dichter. Andere sind aus der römischen und neuern Heldengeschichte entnommen; und wohl auch die originellsten und besten, als: Cinna, Caesar, Brutus, Cid, Zaire, Tancred, Adelaide du Guesclin, Alzire etc.

Wir haben von Corneille: Medée, Cid, Cinna, Jules-César, Horace, Polyeucte, le Menteur, Pompée, Théodore, Rodagune, Andromache, Heraclius, Sanche d'Arragon, Nicomede, Parasite, Oedipe, la Toison d'or, Sertorius, Sophonisbe, Othon, Agesilas, Berenice, Pulcherie, Surena, Ariane, le comte d'Essex, Melite, Clitande, la Veuve, la galerie du Palais, la Suivante, l'Illusion.

Von Racine: la Thebaide, Alexandre, Andromache, les Plaideurs, Britannicus, Berenice, Bajazet, Mithridat, Iphigenie, Phedre, Ester, Athalie, nebst andern Gedichten.

Von Voltaire: Oedipe, Artemise, Mariamne, Brutus, Eryphile, Zaïre, Zulime, Mahomet, Merope, Semiramis, Oreste, Catilina, l'Orphelin de la Chine,

Tancred, Olimpie, le Triumvirat, les Schytes, les Guebres, Sophonisbe, Minos, Dom Pedre, les Pelopides, Irene, Agathocle, Socrates, l'Indiscret, la Prude, Nanine, la Femme, qui a raison, l'Ecossaise, le droit du Seigneur, le Depositaire, Samson, la Princesse de Navarre, le Temple de la gloire, Tanis, le baron d'Otrande etc.

Moliere ist einer der witzigsten Köpfe und besten Komiker aller Zeiten. Er ist der französische Goldoni; seine Charaktere sind treffend und beißend. Seine Werke sind: l'Etourdi, le dépit amoureux, les précieuses ridicules, le coeur imaginaire, Don Garcie ou le Prince jaloux, l'Ecole des maris, les Facheux, l'Ecole des femmes, l'Impromptu de Versailles, la Princesse d'Elide, Fêtes de Versailles, le mariage forcé, le Festin de prérie, l'amour médecin, le Misanthrope, le Médecin malgré lui, Melicerte, le Sicilien, le Tartuffe, Amphitryon, l'Avare, George Dandin, M. de Pourceaugnac, les Amans magnifiques, le Bourgeois gentilhomme, les fourberies de Scapin, Psyche, les Femmes savantes, la Comtesse d'Escarbagnas, le Malade imaginaire etc.

Nebst diesen vorzüglichen dramatischen Dichtern haben Crevillon, Diderot, Detouche, Beaumarchais, Guinault, Marmontel ꝛc. noch für die Bühne gearbeitet, letztere vorzüglich für die Oper. Lafontaine wählte sich die einfachern Vorstellungen des Aesopos und Phädrus. Seine Fabeln sind rein und schön, seine Erzählungen mit vieler Naivität und Witz geschrieben.

Es ist sonderbar, daß unter den Franzosen die Philosophie zuerst in einem ernsten und strengen Geiste erscheint. Montagne nähert sich in seinen Versuchen

der Stoa, des Cartes der tiefen eleatischen Schule. Beyde sind aber nichts destoweniger originelle Denker, und so zu sagen die Wiederhersteller der neuern Philosophie. Besonders hat letzterer Epoche gemacht. Er führt den spekulirenden Geist wieder auf die erstern Prinzipien zurück, und stellt in manchen Dingen ein eigenes System auf. Seine Principia philosophiae und Meditationes de prima Philosophia verrathen den tiefen Denker. Seine übrigen Werke sind: de Methodo recte utendi ratione, Passiones animae, de homine, Notae, Responsiones, Epistolae etc.

Der berüchtigte Spinoza wollte das Cartesianische System hinausführen, und verstieg sich in die förmliche Identität der eleatischen Schule. Man darf nur das beherzigen, was er mit seiner Einen Substanz und ihren Attributen der unendlichen Ausdehnung und Denkkraft sagen wollte, so wird man das eleatische ἓν καὶ πᾶν nicht verkennen, obwohl er es Gott nennt. Seine Ethik und opera posthuma sind übrigens Werke, welche den originellen Denker darthun, und ohngeachtet ihrer Tendenz zum Materialism der Vorhof des Tempels einer wahren Gottheit werden können.

Eben so wie Cartes schrieb Gassendi über das Ganze der Philosophie. Er ist zwar nicht so originell, aber desto behutsamer. Seine Werke sind: philosophia universa, worin der erste Theil die Logik, der zweyte die Physik, der dritte die Ethik begreift, opuscula philosophica in Briefen; meistens Widerlegungen, und über die Metaphysik, opera astronomica, meistens in Briefen, Varia, Biographiae, epistolae etc.

Malebranche stellte mit einer starken Einbildungskraft sonderbare Hypothesen auf. Er wollte den

Cartes berichtigen und näherte sich dem Idealism. Sein vornehmstes Werk sind seine Recherches de la vérité. Seine anderen: Conversations chrétiennes, Traité de Morale, Entretiens sur la Metaphysique, Reflexions sur la lumière, Reflexions sur la prémotion physique, Reliquies etc.

Ein bey weitem tieferer Denker als Mallebranche ist Pascal. Wenn er auch nichts als seine Pensées sur la Religion geschrieben hätte, würde er der Geschichte der Philosophie Ehre machen.

Fontenelle ist weniger Philosoph als angenehmer philosophischer Schriftsteller. Seine Dialogues und les mondes sind besonders schön geschrieben.

Labrouyere ahmt den Teophrastus nach; aber seine Charaktere sind nichts desto weniger ein schätzbares Werk der Moral.

Nach dem Zeitalter Ludwigs XIV. und besonders unter der ausschweifenden Regentschaft des Herzogs von Orleans nahm die Philosophie in Frankreich gänzlich die Gestalt der Aristippisch-Epikureischen Schule an.

Voltaire gieng mit seinem Witze voraus, griff zwar manche Vorurtheile, aber auch öfters den Grund aller ächten Philosophie an. Man hat von ihm kein eignes philosophisches Werk, und selbst seine Elémens de la Philosophie de Newton sind nur Darstellungen und Erklärungen. Desto erschütternder war aber Helvetius. Er hat in seinem Werke de l'Esprit einen offenbaren Materialism gepredigt. Es ist mit vieler Konsequenz und Scharfsinn geschrieben, obwohl sein erster Grund nicht wohl Stich hält. Ihm folgten nun haufenweise Maupertuis, Diderot, d'Alembert, Condorcet, und die meisten neuern französi-

schen Philosophen. De la Metrie würdigt den Menschen sogar zu einer Pflanze oder Maschine herab.

Rousseau schlug daher einen andern Weg ein, und führte die leichtfertig gewordene Philosophie wieder auf die Spuren des Sokrates, Plato, Antisthenes und Montagne zurück. Seine vornehmste Schriften sind: de l'inégalité parmi les hommes, de l'influence des sciences, Contract social, Economie politique, Considerations sur le gouvernement de Pologne, la nouvelle Heloise, Emil ou de l'éducation, sur la Musique, confessions, reveriers, lettres.

In den neuesten Zeiten hielten sich die französischen Philosophen hauptsächlich an der Experimentalphysik, und darin haben sie große Entdeckungen gemacht bey Lavoisier, Lalande, Büffon, Fourcroi ꝛc.

Auch in dem Fache der Geschichte und Politik haben sie viel geleistet, obwohl sie während der Revolution wenig guten Gebrauch davon zu machen wußten. Die alten Geschichtschreiber, besonders Mezerai, Pasquiers, Boulainvilliers, Daniel, Montfaucon und de Thou sind rechtliche gescheide Männer. Ihre Werke sind voll Wahrheit und Nutzen. Des letztern Geschichte seiner Zeit wird immer klassisch bleiben.

In den blühenden Zeiten der französischen Literatur hat Bossuet durch seinen Discours sur l'histoire universelle Epoche gemacht. Er ist eine schöne Epopee im Felde der Geschichte. Voltaire wollte ihn in seinem Abrégé de l'histoire universelle fortsetzen, ja oft, was religiöse Darstellung betrifft, widerlegen. Allein ihm fehlte die Gründlichkeit und der Ernst, welcher einem Geschichtschreiber zukömmt. In-

dessen hat dieses Universalgenie auf viele Seiten der neuern Geschichte aufmerksam gemacht, und dieses Werk, nebst Siècle de Louis XIV und Louis XV; seine Histoire de Charles XII etc. werden immer unter die schön geschriebenen Geschichtbücher gestellt zu werden verdienen.

Viel gründlicher und den Alten gleicher schrieben Montesquieu und Mably.

Montesquieu ist einer der größten und ernsthaftesten Schriftsteller im politischen Fache, welche Frankreich hervorgebracht hat. Er nahm sich den Tazitus zum Muster, und ist ihm gewiß nahe gekommen. Er hat über Geschichte und Politik ein neues Licht verbreitet, verbindet die Vernunft mit der Erfahrung; seine Schriften sind kernhaft und lehrreich, besonders sein unsterbliches Werk esprit de loix. Nebst dem schrieb er noch: sur la grandeur et décadence de Romains, lettres persannes, Temple du gout, Dialogues etc.

Ihm zur Seite stellen wir den eben so gründlichen Mably. Er schrieb: Observations sur l'histoire de la Grece, de Rom, de France, Droit publique de l'Europe etc.

Nicht so treffend, wie die vorigen, aber wohl blühender schrieben Barthelemy und Rainal. Jener zeigt in seiner voyage du jeune Anacharsis eine ausgebreitete Kenntniß der Alten; dieser in seiner histoire philosophique et politique des établissemens des Européens dans les deux Indes der neuern Geschichte und Litteratur. Beyde drungen aber nicht so tief ein als Montesquieu und Mably.

Unter der Monarchie schränkte sich die französische Beredsamkeit hauptsächlich auf die Kanzel und Gerichtshöfe ein. Unter den Kircheurednern zeichneten sich aus: Bossuet, den wir schon oben nannten, Bourdaloue, ein kernhafter gründlicher Redner; Massillon, ein wahrer Chrysostomus voll Pracht, Salbung und Feuer; Flechier voll süßer schmelzender Worte. Viele vortreffliche Gerichtsreden findet man in der Sammlung der causes célèbres. Die Revolution hat die großen Redner Mirabeau, Brissot, Vergniaud, Talleyrand ꝛc. hervorgebracht.

D. Englische Schriftsteller.

Aus den Ländern der schönen Künste, des Witzes und der Phantasie kommen wir nun in die Regionen des ernsten Denkens, der soliden und gründlichen Wissenschaften. Eben nicht, daß die Italiäner und Franzosen in letztern keine großen Fortschritte gemacht hätten, so wie die Engländer und Deutschen auch ihre Dichter haben; allein letztere sind doch vorzüglich zu tief dringenden philosophischen Bemerkungen, zum ernsten Denken und einer gründlichen Nachforschung aufgelegt.

Von den englischen Dichtern müssen wir den weitumfassenden Shakespeare oben an setzen. Er stellte die Menschen dar, wie ein Schöpfer und umfaßte auf seinem Theater die ganze lebendige Welt. Er beklagt sich selbst über den engen Raum, welcher ihm vorgesteckt war.

„Wie kann ich in diesen Reif von Holz die Helme pressen,
„Wodurch bey Agincourt die Luft erbebte?“

Wieland sagt mit Recht von ihm, daß außer Homer kein Schriftsteller die Menschen besser gekannt

habe, als Shakespeare. Und der Herzog von Marlborough wollte die englische Geschichte nur in seinen Schauspielen studiren. Sie sind auch meistens historisch, nämlich: Romeo et Juliet, der Sommernachtstraum, Julius Cäsar, Was ihr wollt, der Sturm, Hamlet, Kaufmann von Venedig, wie es euch gefällt, König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V., Heinrich VI., Richard III., Coriolan, Antonius und Cleopatra, Titus Andronikus, Troilus und Cresida, König Lear, Macbeth, die lustigen Weiber von Windsor ꝛc.

Neben Shakespeare steht Milton. Sein Heldengedicht, das verlohrne Paradies, ist voll erhabener Darstellungen reizender Bilder, und mit einem seltsamen Schwunge der Phantasie geschrieben. Man sieht ihm an, daß es während der Revolution verfaßt wurde. Es ist groß und erschütternd.

Young's Nachtgedanken sind in einer ähnlichen Stimmung empfangen.

Auf eine ganz andere Art als den ernsthaften Milton wirkten die Auftritte der Revolution auf Buttler. Er suchte sie ins Lächerliche zu drehen, und stellte in seinem Hudibras die Helden dieses Ereignisses in dem Gewande eines Dom Quixotte dar. Sein komisches Heldengedicht ist voller Satyre, Witz und komischer Wendungen.

Ihm folgt der beißende Satyrendichter Swift. Seine Gedichte treffen, und sind oft schneidend in Mark und Bein. Ich möchte auch den originellen Tristram Shandy von York hierher setzen, wenn seine empfindsame Reisen nicht in sanfterer Manier geschrieben wären.

Pope ist der englische Boileau. Er hat weder das Genie von Milton noch Buttler, aber seine Gedichte sind lehrreich und voller Schönheit.

Hierher stellen wir noch die Romanendichter Addisson, Fielding und andere.

In keinem Fache der Wissenschaften zeichnete sich die englische Nation mehr aus, als in der Philosophie und Staatskunst. Ihre Denker gehen tief ein, beobachten richtig und urtheilen mit Gründlichkeit und Originalität. Einer ihrer ersten Philosophen ist Bacon. Dieser würdige Mann führte wie Sokrates die Philosophie aus den Regionen der scholastischen Unverständlichkeit wieder auf den gemeinen Weg der Erfahrung. Seine Hauptwerke sind: de augmentis scientiarum, novum organum, silva silvarum etc.

Ihm folgte Loke, welcher sich blos an der Erfahrung und objektiven Gewißheit hält. Er schrieb: Versuche über den menschlichen Verstand, von der bürgerlichen Regierung, über die Toleranz, über die Erziehung, das vernünftige Christenthum ꝛc.

Hobbes wurde während der Revolution gebildet, war also das im philosophisch-politischen, was Milton im ästhetischen geworden ist. Seine Werke sind voll Scharfsinn, exzentrisch, aber originell und durchgreifend. Die vornehmsten sind sein Buch de Cive und sein Leviathan, worin er der Macht alles Recht zugesteht.

Beyden steht entgegen Berkley mit seinem konsequenten Idealism.

Einer der größten Geister, welche England im Felde der Philosophie hervorgebracht hat, ist Newton. In der Mathematik und Astronomie hat er Epoche gemacht. Er dringt in die Natur und machte die Philosophie

zuerst aufmerksam auf die allgemeinen Naturgesetze. Seine vornehmsten Schriften sind: Principia philosophiae naturalis mathematica, Optice, Chronologia, Arithmetica universalis, Analysis per quantitatum series, fluxionis etc., commercium epistolicum.

Reid, Bolingbroke, Tindal und andere Denker giengen mehr oder weniger auf den vorigen Systemen fort. Aber der scharfsinnige Hume hat durch seinen Skeptizism und seine Gedanken über die Kausalverbindung der neuesten oder kritischen Philosophie den Weg gebahnt. Er hat nebst seinen historischen mehrere philosophische und politische Schriften hinterlassen. Die vornehmsten sind seine essais philosophicales.

Noch muß ich hier zwey Denker Ditton und Shaftesbury nennen, wovon der erste die Wahrheit der christlichen Religion aus dem Faktum der Auferstehung, dieser die Sittlichkeit aus unserm Gefühle zu beweisen suchte.

Große Naturkundige unter den Engländern sind der originelle Brown mit seinem Erregungssystem, Darwin mit seiner Schrift über das thierische Leben, Hunter und Andere.

Eine so freye und auf allen Meeren herrschende Nation, wie die Engländer, mußte nothwendig große Redner, Staatsleute, und Geschichtschreiber hervorbringen. Schon bey der Wiederherstellung der Wissenschaften zeigten sich Buchanan in seiner Geschichte von Schottland, Burnet in seiner Geschichte der Reformation, und Algernon Sidney in seinem Traktat über die Regierung als große Politiker. In neuern Zeiten glänzten Hume durch seine Geschichte von England, Goldschmitt durch seine griechische und römische Geschichte; vorzüglich aber Robertson,

durch seine Geschichte von Schottland, von Amerika und Karls V. Das letztere Werk ist ein Meisterstück historischer Kunst und verdient in Form und Styl des Thuzydides peloponnesischem Kriege an die Seite gesetzt zu werden.

Auch in andern Theilen der Geschichte und Staatskunst hat England noch große Schriften, z. B. Andersons Geschichte des Handels, Bingham's christliche Alterthümer, Fergusons Geschichte des menschlichen Geistes ꝛc. Sie werden aber übertroffen von Gibbon's Geschichte des Verfalls des römischen Reichs und Smith's klassischem Werke über die Nationalreichthümer. Da in unsern Staaten nicht mehr, wie bey den Alten, Tugend und Vaterlandsliebe, sondern Reichthum als der Nerv der Regierung angesehen wird, so ist letzteres Werk auch vorzüglich brauchbar.

F. Deutsche Schriftsteller.

Deutschland kann sich, ohne beschämt zu seyn, mit allen europäischen Nationen im Fache der Genies, der Entdeckungen und der Litteratur messen. Die Deutschen verbinden mit dem Schönen und Angenehmen der Italiäner und Franzosen die Gründlichkeit und Tiefe der Engländer. Sie haben in allen Künsten und Wissenschaften große Menschen erzeugt, in Vielen andere Nationen übertroffen. Wieland und Schiller, Leibniz und Kant, Friedrich II. und Müller, Haydn und Mozart werden immer als eigene Erscheinungen in ihren Fächern erscheinen.

Unter die deutschen großen Köpfe stelle ich auch die Schweden, Dänen, Preußen, Niederländer und Schweizer; denn erstlich stammen diese Völker meistentheils von den alten Germaniern, haben ihre

Sprache und ihren Geist, und zweytens finden wir außer den eigentlichen Deutschen unter den übrigen Nationen bis jetzt zu wenig klassische Werke.

Die deutsche Dichtkunst müssen wir in ihrer Originalität bey den Minnesängern aufsuchen. Nach ihnen dichtete alles lateinisch, als Hutten, Erasmus und andere. Die eigentliche, neue und deutsche Dichterey begann erst mit dem wässerigen Gottsched, der sich aber nichts destoweniger um die deutsche Sprache sehr verdient gemacht hat. Ihn übertrafen bald sowohl an Genie als Darstellung Gellert und Lichtwer in ihren schönen Fabeln, Kleist und Gleim in Liedern, Geßner in seinen Idyllen.

Winkelmann und Lessing gaben der deutschen schönen Literatur einen neuen Schwung, jener durch seine Geschichte der Kunst, dieser durch seine dramatischen Werke. Nach ihnen eröffnete sich Wieland ein weites Feld. Bald singt er in der Manier des Arioste und Tasso, bald scherzt er in jener des Lucian, Boccacio und Voltaire. Seine Darstellungen sind schön, oft erhaben, seine Verse rein und fließend, seine Gedichte voll Witz und sanfter Empfindung. Seine Werke sind Agathon, der neue Amadis, goldne Spiegel, Danischmende, Musarion, komische Erzählungen, Kombabus, Grazien, Don Sylvia, Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit, Diogenes, Abderiten, Oberon, Idris und Zenide, Göttergespräche, Peregrinns Proteus, Agathodämon, Briefe des Aristipp, Verschiedene Gedichte und Abhandlungen.

Der leichte Jacobi, der liebliche Hölti, der korrekte Mathison, der witzige Blumauer, und der epische Alxinger folgten der scherzenden Muse Wielands.

In einem höhern Tone stimmten Klopstock in seinen pindarischen Oden und seiner heiligen Messiade, Göthe in seiner Iphigenia und Tasso, Schiller in seinem Dom Carlos, Marie Stuart, Jungfrau von Orleans, Wallenstein, und seinen Liedern an.

Wieland, Klopstock, Göthe und Schiller können sich gewiß sowohl im Adel als Reinheit mit den Dichtern aller Nationen messen. Iffland, Kotzebue und Schröder arbeiteten für das Theater, und sind sehr beliebte Dramatiker.

Die frühern deutschen Philosophen zeichneten sich vorzüglich in der Ethik und Jurisprudenz aus, wie Justus Lipsius, Hugo Grotius, Puffendorf und Thomasius, oder in der Mathematik und Astronomie, wie Keppler und Tycho de Brahe.

Tycho de Brahe schrieb: de nova Stella 1572. conspicua, de disciplinis mathem., de mundi aetherei recentioribus phaenomenis, Epistolas astronomicas, Astronomiae instauratae Mechanica, epist de aëre pestilenti, Tabulae Rudolphianae, Stellarum octavi orbis increantium restituti, Catalogus absol. mille stellarum, Historia coelestis etc.

Keppler gab in seinem vortrefflichen Werke, Prodromus dissertationum de proportione orbium coelestium, numeri, magnitudinis, motuum periodicorum etc. zuerst einen richtigen Begriff von der Schwere der Körper und von jenem Naturgesetze, vermöge welchem die rundbewegten Körper sich vom Mittelpunkte durch die Tangente entfernen; er nennt dieses Werk auch Mysterium cosmographicum. Ferner schrieb er: Harmonice Mundi, de Cometis, epitome Astronomiae copernicanae, Astronomia nova, Chilias logarythmorum,

nova Stereometria doliorum, de vero natali anno Christi, Dioptrice, Optice ad Vitellionem paralipomena etc.

Man sieht wohl an diesen Werken, daß ihm der unsterbliche Copernicus (ein Pole) vorangegangen war, welcher in seinem Tractatu de motu octavae sphaerae und de revolutionibus den wahren Gang der Gestirne zuerst dargethan hat; daher auch sein System das Copernicanische genannt wird.

Eine neue Epoche sowohl in der philosophischen als allen andern Wissenschaften machten Leibniz und in unsern Zeiten Kant. Die deutsche Nation kann es sich wahrhaft zur Ehre rechnen, so zwey Denker hervorgebracht zu haben. — Ersterer suchte die Religion mit der Philosophie zu vereinen, durch sein System der Monaden, und der vorherbestimmten Harmonie (harmonia praestabilita), und von der Nothwendigkeit des Uebels. Auch hat er durch seine Differentialrechnung Epoche gemacht. Letzterer ist durch seine Kritik der reinen Vernunft dem Skeptizism ausgewichen, hat ihre Formen dargestellt und auf das von ihm unbedingt ausgesprochene Sittengesetz und den subjektiven Beweis der Gottheit aufmerksam gemacht. Die vornehmsten Werke des erstern sind: seine Essais, Meditationes de cognitione, veritate et ideis, de primae Philosophiae emendatione, Theodicea, de arte combinatoria, Notitia opticae promotae, hypothesis physica nova, de jure suprematus ac legationis principum Germaniae, codex juris gentium; eine Menge philosophischer und anderer Abhandlungen, commercium epistolicum. Ihm folgten mehr oder weniger Wolf, Baumgarten, und selbst noch Lessing, Mendelsson und Herder.

Kants vornehmste Schriften sind: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft, Metaphysik der Sittenlehre, Naturphilosophie, Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, Anthropologie, und andere Schriften.

Er weckte Reinold, den Nachsucher des Bewußtseyns; Fichte, den Wiederhersteller der Idealphilosophie und Verfasser der Wissenschaftslehre; Schelling, der noch weiter als Fichte gieng, Bardili, den Darsteller der ersten Logik, A=A; Bouterweck mit seinem Virtualitätssystem und seiner Apodiktik und Andere.

Zwischen diesen Denkern steht der vortreffliche Jakobi. Er in seiner Schrift an Mendelsson und J. H. Vogt haben zuerst auf das aufmerksam gemacht, woran es noch aller Philosophie fehlt.

Unter die Naturforscher stellen wir Linneus, den großen Klassifikateur des Naturreichs; Bergmann, Euler, Weikard, Boerhave, Haller, Camper, Sömmerring, Gall ꝛc.

In neuern Zeiten hat keine Nation in der Literatur mehr gethan, als die deutsche. Sie erfindet, denkt, dichtet, schwärmt, trägt zusammen, übersetzt und lehrt durch Bücher und Erziehungsanstalten.

Die deutschen Geschichtschreiber hielten sich sonst meistentheils an der Reichsgeschichte, wie Gundling, Köhler, Forstner ꝛc. Auch Pütter und Häberlin giengen den Weg. Schmidt war der Erste, welcher eine pragmatische und vollständige Geschichte der Deutschen schrieb. Ihm folgten Milbiller und Risbek, aber mit weniger Gründlichkeit. Der gute Posselt starb zu frühe.

Sie alle übertrifft Müller in seiner Geschichte der schweitzerischen Eidgenossenschaft. Er

hat den Geist des Polybius und Tazitus wieder geweckt. Dieses Werk ist pragmatisch, kernhaft und schön geschrieben, voll politischer Anmerkungen und Maximen. Ueberhaupt bearbeiten die Deutschen alle Arten von Geschichten. Gatterer, Beck, Römer, Woltmann die Weltgeschichte; Meusel, le Bret und Gebauer ꝛc. die Staatengeschichte; Meiners, Tiedemann ꝛc. die Geschichte der Philosophie; Iselin, aber besonders Herder die Geschichte der Menschheit.

Friedrich II. schrieb seine Histoire de la guerre de sept ans, und Histoire de mon tems nebst Herzberg in französischer Sprache. Dagegen hat Tempelhof in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges eins der brauchbarsten militärischen Werke geliefert.

Ich habe hier nur die Kernwerke des menschlichen Geistes angegeben, wer wollte sie alle nennen?

Nationalinstitut.

Nachdem ich die große Reise durch die literarische Welt gemacht, und alle Schätze der Kunst und Wissenschaften bewundert hatte, dachte ich: Dies alles sind doch nur Hüllen und Täuschungen, die Schalen und Puppen des Geistes, welcher schon lange daraus entflohen ist. Wie viel interessanter würde es seyn, die Menschen selbst kennen zu lernen, welche sie hervorgebracht haben.

Mit diesen Gedanken gieng ich in das Nationalinstitut. Hier fand ich, zu ferneren Untersuchungen und ähnlichen Werken vereinigt, die Männer, welche jetzt nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa als die berühmtesten gelten.

Bekanntlich ist diese gelehrte Anstalt nicht nur auf Franzosen eingeschränkt, sondern auf alle in den verschiedenen Fächern der Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Gelehrten der ganzen Welt ausgedehnt. Es besteht aus vier Klassen, wovon die erstere die physischen und mathematischen Wissenschaften, die zweyte die französische Sprache und Literatur; die dritte die Geschichte, alte Literatur, und die damit verbundenen Wissenschaften, die vierte die schönen Künste betreibt. Die großen Namen, welche hier glänzen, und die berühmten Männer, welche ich hier kennen lernte, erfüllten meinen Geist mit Betriebsamkeit, mein Gemüth mit Ehrfurcht. Hier sah ich die großen Geister, welche die Werke des Musäums und der Bibliothek entweder nachzuahmen oder zu übertreffen sich bemühen. Hier sprach der Geist zu mir, der in jenen Werken mir nur als Schatten erschien. Ich will die großen Männer nicht nennen, welche an dieser Gesellschaft Theil nehmen; sie sind zu berühmt, als daß ihre bloße Namen aufzuschreiben nothwendig wäre.

Indessen muß ich bekennen, daß ich noch nicht die genaue Bekanntschaft mit der außerfranzösischen Literatur fand, welche ich bey so großen Gelehrten vermuthete. Ich äußerte darüber auch mein Bedenken. Aber nun sucht man auch diesen Mangel zu ersetzen. Schon ist hier für eine jede fremde Nation, und so auch vorzüglich für die deutsche, ein eigner literarischer Kanal geöffnet.

Champ de Mars.

Eben so wünschte ich die großen Menschen in Wirklichkeit zu sehen, welche ich bisher nur aus der Geschichte eines Polybius oder Livius kannte; und da führte mich die Ceremonie der Austheilung der Adler auf das

Champ de Mars. Hier sah ich jene schönen und tapferen Truppen, welche den Rhein und die Alpen überstiegen, und die Schlachten von Hohenlinden und Marengo gefochten hatten.

Was aber meinen Geist noch mehr in die Zeiten der griechischen Helden versetzte, war die außerordentliche Schönheit, welche die Garde des Kaisers mit ihrem militärischen Anstande verband. Die meisten Grenadiere könnten als Modelle dienen. Solche Soldaten scheinen nicht durch Korporäle, sondern durch Gymnasiarchen gebildet zu seyn. Der gerade hohe Wuchs, die männlich-schönen martialischen Gesichter, der leichte Gang, das ungezwungene Alignement gab mir das schönste Schauspiel dieses Tages. Wenn ich nun noch bedachte, daß die meisten dieser Krieger sich durch Feldzüge und Schlachten ausgezeichnet hatten; so erschien mir das Champ de Mars wie der Schauplatz in Elis und Olympia, wo die griechischen Helden an Thaten und Gestalten eiferten.

Hôtel des Invalides.

Das Heldenstück, was ich auf dem Champ de Mars in schönen griechischen Formen sah, wurde mir noch ehrwürdiger unter den Verstümmlungen im Hôtel des Invalides. Sie kamen mir wie der Torso im Musäum vor. Obwohl daran Arme und Beine fehlen, so sieht man doch noch an seiner vortrefflichen Gestaltung, daß er den Helden vorstellen sollte, welcher die Riesen und Löwen bezwungen hatte. Solche für das Vaterland verkrüppelte Krieger verdienen wohl die schöne kostbare Wohnung, welche ihnen die Dankbarkeit der Regenten und des Vaterlandes errichtet hat. Ich sahe die Gemächer, die Küchen, die Schlafzimmer ꝛc. dieses großen Gebäudes; nichts aber hatte einen tiefern Eindruck auf

mich gemacht, als die Kirche und Bibliothek. Nicht so wohl, weil erstere ein vortreffliches Gebäude, letztere eine reiche Büchersammlung ist. An solche Gegenstände wird das Aug in dem reichen Paris bald gewöhnt. Hier hängen die vielen Fahnen fast von allen Völkern und Staaten Europens, an die sich so leicht die Heldengeschichte des letzten Krieges bindet. Hier sahe ich diese ehrwürdigen Krieger mit Krücken und Stützelfüßen in der Bibliothek sitzen, und mit heiliger Stille und Aufmerksamkeit die Thaten der Alten lesen und ihre eignen.

Palais du Senat Conservateur.

Die Säle des Gesetzgebungskörpers und Senats flößen selbst durch ihre Bauart und Einrichtung hohe Ideen ein. Hier dehnt sich in einem majestätischen Umkreise eine vielfache Reihe schöner Sitze aus, welche die Stellvertreter des mächtigsten Volks der Welt einnehmen sollen. Neben den Wänden sieht man die Bilder großer Gesetzgeber und Volksvertreter; den Lycurg und Solon, den Regulus und Cato, den Cicero und Demosthenes, den Mirabeau und Vergniaud. Dieser Anblick schon erhebt das menschliche Gemüth und erinnert an ähnliche Versammlungen in der Geschichte. Hier dachte ich an das Gericht der Amphiktyonen, was Griechenland gegen Asien siegen machte; an den Senat der Römer, welcher das Schicksal der Könige und Völker entschied, an die Mayversammlungen unter Karl dem Großen, wo mehrere Nationen einerley Gesetze gaben, und an die Friedenskongresse von Münster und Osnabrück, wo das Schicksal von ganz Europa entschieden wurde.

Es ist etwas Großes in dem Anblicke eines Orts oder Saals, wo die Stellvertreter einer großen Nation oder mehrerer Völker zusammen kommen, und sich über die Angelegenheiten ihrer unzähligen Kommittenten berathschlagen und vereinigen. Wenn auch hier in der Wirklichkeit der Wille der Völker nicht ausgedrückt wird, so ist doch wenigstens die Form dieses Ausdrucks vorhanden. Setzt auf diese Stühle einen Demosthenes und Cicero, einen Aristides und Cato, einen Grotius und Chatam, einen d'Avaux und Oxenstiern, und so viele patriotische Volksrepräsentanten, und die Freyheit der Völker ist gewiß gesichert. Und haben nicht in unsern Tagen große Redner und Stellvertreter in Paris gesprochen? Wie lange ist es noch, daß hier ein Brissot und Vergniaud, ein Mirabeau und Genfonné, ein Sieyes und Mercier, ein Carnot und Talleyrand die Angelegenheiten der Völker vertheidigten? Wenn auch jetzt die Neuheit der Regierung strengere Maaßregeln in der Verwaltung und einseitigere Wahlen nöthig macht, so ist dieser Zustand nur vorübergehend. Die jetzige Verfassung trägt den Keim und die Form eines großen Systems von Freyheit und Ordnung an ihrer Spitze. Es fehlt ihr nichts als eine größere Sicherheit von Seiten der regierenden Familie und ein neuer Schwung der Nation, und die Formen sind zum schönsten Gleichgewichte belebt.

Die Kaiserkrönung.

Ein nicht minder großer Gegenstand politischer Beobachtungen war die Kaiserkrönung. Mich zog nicht die Pracht des Einzugs, noch die Mannichfaltigkeit der Ceremonien, noch der Glanz der Feste an sich. Ich wollte sehen, wie Napoleon nach einer so fürchterlichen

und zerstörenden Revolution die Krone auf sein Haupt setzte; und was dies Schauspiel für Eindrücke auf ein Volk mache, was noch kürzlich einem politisch-moralischen Chaos glich.

Hier fand ich also abermal die Formen eines großen politischen Systems. Die Stellvertreter aller Stände des Reichs waren in der Kirche, nach ihren verschiedenen Verrichtungen gekleidet, versammelt. Die Prinzen und die Großwürdenträger, die Kardinäle und Bischöffe, die Minister und Staatsräthe, der Senat und der gesetzgebende Körper, die Generäle und Präfekten, die Volkspräsidenten und die Maire standen hier als Zeugen einer Weihe, die das Volk vermöge seiner ertheilten Stimmen zuvor beschlossen hatte; und der oberste Priester der christlichen Religion salbte im Namen Gottes einen Menschen zum Kaiser, welcher sich von einem Lieutenant zur höchsten Staatswürde aufgeschwungen hatte. Wenn auch alles dieses, wie die Mißvergnügten sagen, nur erzwungenes Gaukelspiel gewesen wäre, so geschah es doch in der legitimsten Form. Das Volk wählte Napoleon mit drey Millionen gegen zwey Tausend Stimmen, und die europäischen Mächte haben seine Gewalt durch Gegenwart ihrer Minister anerkannt.

Der Pabst und die Kirche.

Vielen Pariser Witzlingen gab der Einzug des Pabstes Stoff zu beißenden Ausfällen und manche Sauertöpfe wollten den vor ihm herziehenden Maulesel als das Symbol des alten Aberglaubens und Fanatism ansehen. Wir aber war seine Gegenwart und Verrichtung Stoff zu ganz andern Betrachtungen.

Als ich seine väterliche Popularität und die große Verehrung eines Theils des Volks sahe, dachte ich ihn mir nicht als einen Dalai Lama oder Kalifen, sondern als den gemeinschaftlichen Vater der Christenheit. Was ist denn aber auch eine katholische oder allgemeine Religion anders, als der Inbegriff derjenigen Wahrheiten und Grundsätze, welche alle gesitteten Völker und Menschen annehmen sollten? Der Katholik und der Protestant, der Lutheraner und Kalvinist, der Quäker und Herrnhuter sind alle einig über die ersten Pflichten der Christen und über die Existenz eines Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Die Ceremonien und hierarchischen Gesetze, welche das katholische Bekenntniß auszeichnen, sind mehr Beförderungsmittel eines anständigen schönen Gottesdienstes und der nöthigen Kirchenordnung als unbedingte Gesetze. Wozu also die Trennung der Christenheit? wozu die Verfolgung der Sekten?

Der ehrwürdige Präsident des protestantischen Konsistoriums zu Paris, Marron, fühlte es tief, und bezeigte dem Pabste allen den Respekt, welcher seiner Würde und seinen Tugenden zukömmt. Sanctissime Pater! so nennen ihn in Paris alle Glaubensgenossen. Warum nennen sie sich nicht auch unter sich carissimi Fratres? Es ist gewiß etwas Großes und Kosmopolitisches in der Hierarchie der Kirche. Sie geht über alle Landesvorurtheile und Nationaleigenheiten weg, und deutet auf ein allgemeines Bruderwesen. Der römische Hof könnte also wohl den verschiedenen Sekten ihre eigene Meinungen lassen, und sie doch alle carissimi Filii nennen, und die Sekten könnten ihres eigenen Bekenntnisses ohnbeschadet den Pabst als den gemeinschaftlichen Pater Fidelium anerkennen. Nur dann wird das Men

schengeschlecht einen Schafstall mit Einem Hirten aus-machen, wenn man erst nach einem vollständigen Skeptizism oder Kritizism, oder Protestantism die allgemeinen oder ächtkatholischen Wahrheiten festgesetzt hat.

Das Observatorium.

An der Hand des Lalande geleitet, bestieg ich also das Observatoire, um da die Hierarchie Gottes zu bewundern, welche Welten und Sterne in der wunderbarsten und schönsten Harmonie zusammenhält. Geht doch alles hier in diesem unermeßlichen Raume und unter so gewaltigen Massen mit Ordnung und Einklang; warum wollen die kleinen Würmer, Menschen genannt, sich nicht unter einander vertragen? Jeder Stern hat hier seine bestimmte Form, seinen bestimmten Laufkreis; aber alle hangen sie an der Sonne, und rollen so durch Ewigkeiten in regelmäßigem Laufe fort. Auch jeder Mensch, jedes Volk hat seine eigene Meinungen und Kräfte; nur fehlt ihnen noch eine Hauptkraft, welche sie binden könnte.

Das Pantheon.

Laßt uns also zu den Göttern steigen, dachte ich, als ich nach Ansicht aller Pariser Herrlichkeiten mich zum Pantheon und seiner höchsten Stufe erhob, wo man ganz Paris übersehen kann. Diese Kirche, welche vor der Revolution der heiligen Genoveva und während derselben den großen Menschen geweihet war, ist eins der schönsten und prächtigsten Gebäude, welche man hier, ja vielleicht in der Welt findet. Ihre Form ist nach jener der Peterskirche in Rom gebildet, mit vier Kreuzbalken und einer Kuppel oder Rotonda; sie

wird von letzterer zwar an Größe, aber gewiß nicht an Feinheit der Verzierungen und Regelmäßigkeit im Ganzen übertroffen. So schöne Säulen, so glänzende Basreliefs und einen so feinen Styl selbst an den schwersten Massen wird man anderswo schwerlich finden.

Ich betrachtete zuerst das Innere dieses Gebäudes, und seine kühnen, auf schlanken Säulen ruhenden Gewölbe. Dann stieg ich herab in die geräumige Gruft, deren gebrochenes Licht ein wahres Reich der Schatten bildet. Hier sahe ich die Leichen Voltair's und Rousseau's und setzte in meinen Gedanken noch alle die Reste jener großen Männer hinzu, deren Werke ich die Zeit bewundert hatte. Endlich schwang ich mich auf tausend bequemen Staffeln zur Zinne des Tempels; und ganz Paris lag zu meinen Füßen.

Von diesem Gewühle der Erdenbewohner hob ich meinen Blick gen Himmel, und mein Geist verlohr sich im Schooße der Gottheit.

Was sind alle die Herrlichkeiten und Schönheiten, welche ich bisher bewunderte, gegen deine Größe, o Ewiger? Mangel und Dürftigkeit, Stückwerk und Unvollkommenheit stößt einem auch in den schönsten Werken der Erde auf; und muß nicht selbst dieser prächtige Tempel durch Flickwände unterstützt werden? Da unten findet also mein unsterblicher Geist keine Befriedigung, keine Ruhe! Nur in dir kann mir das hohe Ideal von Schönheit und Vollkommenheit entschleyert werden, was ich auf Erden vergebens suchte.

Nach diesen Betrachtungen stieg ich wieder herab, und es wurde ein sonderbarer Traum in mir rege. Es war eine Art von schöner Rekapitulation alles dessen, was ich bisher gesehen hatte. Das Pantheon dachte ich, hat die Gestalt eines der Gottheit würdigen Tem-

pels. Die vier Kreuzbalken dienen zu der Ankunft der Gläubigen aus den vier Welttheilen; die Rotonda stellt die Decke des Himmels vor. Paris kann man jetzt als die erste Stadt der Welt ansehen und das französische Volk ist während der Revolution, so blutig und schlecht sie auch ausgefallen seyn mag, an große Ideen gewöhnt worden. Wie wäre es nun, wenn seine Häupter den Gedanken faßten, alles das, was Paris an so entlegenen, und oft unbequemen Orten von Natur-, Kunst-, Staats-, Wissenschafts- und Religionsvortrefflichkeiten besitzt, in einem einzigen Gebäude zusammen zu stellen? Der Plan dazu wäre ohngefähr folgender.

Auf der höchsten Anhöhe der Stadt, z. B. dem Mont-Martre müßten alle jetzige Gebäude abgerissen und dadurch ein großer freyer Platz gewonnen werden, worauf man die neue Anlage errichten könnte. Der äußerste Kreis dieses Raumes wäre zu einem in englischer Manier angelegten Garten bestimmt, worin alles, was der Jardin des plantes und die Kirche der petits Augustins enthielte, nach oben von mir angegebener Art angebracht würde. Am Fuße oder bey der Anhöhe des Berges müßte ein großer viereckiger Pallast mit vier Pavillons in Form des alten Louvres errichtet werden. Der erste Flügel dieses Gebäudes wäre der Sitz des Nationalinstituts und enthielte in seinen verschiedenen Sälen und Gemächern die Kunstwerke des Musäums, die Nationalbibliothek, die physikalischen und zur Ecole politechnique gehörigen Instrumente und das Theater; der zweyte diente der Ecole militaire und allen dahin sich beziehenden Attributen. Vor ihm im Garten wäre der Exerzierplatz oder das Champ de Mars. Der dritte wäre der Versammlungsort der verschiedenen Regierungs-

körper, als des Senats, gesetzgebenden Körpers, Tribunats, des hohen Gerichtshofes und des kaiserlichen Kabinets. Der vierte würde endlich für Synoden, Konzilien und andere Unterhaltungen der verschiedenen Religionspartheyen offen gehalten.

Oben auf dem Berge erhöbe sich aus dem Dunkel eines heiligen Haines das Pantheon. Seine vier Seitengänge würden dem Gottesdienste der verschiedenen Sekten eingeräumt, in seiner Mitte unter der Hauptkuppel stünde aber nur ein Altar mit der Inschrift: Ignoto Deo! Oben auf der Kuppel wäre das Observatorium angebracht mit der Inschrift: Ich bin, was war, ist und seyn wird; kein Sterblicher hat noch meinen Schleyer gehoben!

II.

Das italiänische Königreich

und

die batavische Republik.

Fortsetzung.

Zu dem im vorigen Hefte gelieferten Stücke müssen wir noch folgendes nachtragen:

„Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Konstitutionen Kaiser der Franzosen und König von Italien, allen denen, welche Gegenwärtiges sehen werden, seinen Gruß. (Auszug aus den Registern der Staatskonsulta vom 17. Merz 1805). Die Staatskonsulta, nach Einsicht des einmüthigen Wunsches der vereinigten Konsulta und der Deputation, vom 15ten; nach Einsicht des 60sten Artikels der Konstitution über die konstitutionelle Anregung, dekretirt: 1) der Kaiser der Franzosen, Napoleon I. ist König von Italien. 2) Die italiänische Krone ist in seiner direkten und ehelichen, natürlichen oder adoptiven männlichen Nachkommenschaft, und mit ewiger Ausschließung der Frauen und ihrer Descendenz, erblich, ohne jedoch, daß sein Adoptionsrecht sich auf jemanden anders, als einen Bürger des französischen Reichs oder des italiänischen Königreichs ausdehnen könne. 3) Im Augenblicke, wo

die fremden Truppen werden den neapolitanischen Staat, die jonischen Inseln und die Insel Malta geräumt haben, wird der Kaiser Napoleon die erbliche italiänische Krone auf eines seiner männlichen, natürlichen oder adoptiven Kinder übertragen. 4) Von diesem Zeitpunkt an kann die italiänische Krone nicht mehr mit der französischen Krone auf demselben Haupte vereinigt seyn, und die Nachfolger Napoleons I. im italiänischen Königreiche müssen beständig in dem Gebiete des italiänischen Königreichs residiren. 5) Im Laufe des gegenwärtigen Jahres soll der Kaiser Napoleon, auf das Gutachten der Staatskonsulta und der Deputationen der Wahlkollegien, der italiänischen Monarchie Konstitutionen geben, die auf demselben Grunde, wie die von Frankreich, beruhen, und auf die Grundlagen der Gesetze sich stützen, die er bereits Italien gegeben hat.

Dem batavischen Volke wurde ebenfalls schon eine Konstitution vorgelegt, deren Hauptanordner der Großpensionär ist. Noch aber müssen wir die Vollendung davon erwarten. Diese Ereignisse können einen äußern und innern Einfluß auf die Staaten haben, worin sie vorgiengen.

Was den ersten, nämlich äußern betrifft, so wird es sich bald ausweisen, ob diese Erscheinungen den Krieg auch auf dem festen Lande wieder anzünden, oder ob sie endlich den so lange gewünschten Frieden herbeyführen. Noch ist die englische Antwort auf Napoleons Friedensantrag wenigstens öffentlich nicht erschienen, dagegen scheint die Verbindung Englands mit Rußland und Schweden mehr Beförderung erhalten zu haben. Von Oesterreich und Preußen, welche die Lage dieser neuen Staaten näher berührt, ist desfalls noch keine kriegerische Anstalt zum Vorschein gekommen, und so lange diese

Mächte sich aus dem Spiele halten, auch der Kampf nicht so erschütternd. Wir müssen es daher von der Zukunft abwarten, was diese Verfassungen für äußere Folgen hervorbringen werden, desto zuverläßiger können wir aber von den innern sprechen. Wir wollen daher einige Bemerkungen über den Zustand dieser Länder hier beyfügen. Nach der italiänischen Krönung und der Anstellung des batavischen Pensionärs kann man mehr davon reden.

Schon bey der großen Völkerwanderung schien Italien bestimmt zu seyn, ein Spielball fremder Herrschaft zu werden: zuerst schlugen sich Gothen und Longobarden, dann Musel- und Normänner, dann Deutsche und Spanier, Oesterreicher und Franzosen um seine schönen Provinzen. Die Feudalanarchie zerstückelte endlich noch das, was die Eroberungen fremder Völker übrig gelassen hatten. Das ganze schöne Land, von der Natur selbst durch Meer und hohe Gebirge zu einem Reiche gebildet, zerfiel in eine Menge kleiner Staaten und Herrschaften. Auch in Deutschland und bey andern Völkern hatte das Feudalregiment viele Abtheilungen hervorgebracht. Das Ganze machte aber doch immer Ein Reich aus, und erkannte ein gemeinschaftliches Oberhaupt; hingegen wurde Italien ein Land voll ganz geschiedener Regierungen und Verfassungen; ohne Zusammenhang, ohne Gemeingeist, ohne allgemeine Berathschlagung und Vertheidigung. Ein jeder Fürst oder Dynaste, eine jede Stadt oder Burg nahm so viel, als ihr Glück und Tapferkeit verschaffte; da galt unter ihnen kein anderes Gesetz als jenes, was der Stärkere und Klügere dem Schwachen und Unklugen vorschreibt. Die Staatskunst wurde, wie sie auch Machiavell so richtig schildert, eine Gewebe von List, Intrigue und Gewalt.

Mitten unter diesen politischen Verhältnissen ward noch eine andere Macht geschaffen, welche bisher in der Geschichte unerhört, einen Zwittercharakter von geistlich und weltlichen Maximen annahm. Die Bischöffe (oder Päbste) von Rom, erst kluge oder fromme Hirten ihrer Gemeinde, dann standhafte Vertheidiger der großen Hauptstadt gegen schwache Exarchen und siegende Barbaren, zuletzt gebietende Herrn, gewannen die Liebe des Volks, die Ehrfurcht der Sieger, die Unterwürfigkeit der Christen. Sie wußten sich im Laufe der Zeit und nach und nach ein Ansehen und eine Gewalt zu verschaffen, welche alle andere an Umfang und Wirksamkeit übertraf. Sie wurden von Kaisern, welche sie herbeygerufen, vom Volke, welches sie beschützt, von den Fürsten, welche sie benutzten, und von Fürstinnen, deren Gewissen sie leiteten, zugleich beschenkt. So erhielt die römische Kirche Reichthümer, Folgsamkeit, Güter, und Herrschaften, ohne daß man beynahe wußte oder merkte, woher sie gekommen waren.

Neben dieser unsichtbaren geistlichen Macht erwuchs eine andere, welche in ihren Fortschritten beynahe eben so unbemerkt, oder in ihren Folgen desto wirksamer war; ich meine jene des Handels und der Städte. Während dem sich Kreuzritter ums heilige Grab, Guelfen und Gibellinen um Uebermacht stritten, rüsteten die fleißigern Bürger der italiänischen Städte Schiffe aus, und eroberten die Reichthümer der Christenheit. Schlau und arbeitsam versorgten sie die streitenden Europäer mit Lebensmitteln, die zurückgebliebenen mit Annehmlichkeiten. Sie lernten im Oriente die Gegenstände des fernern Luxus kennen, führten sie nach dem Occidente und legten davon selbst Werkstätte an. Bald wurden die Seidenzeuge und Stahlarbeiten so gut in Italien

als zu Damask verfertigt. Venedig lieferte Spiegel und Tapeten, Fayence, irdene Geschirre, Mayland feine Tücher, Genua Sammet, Florenz, Goldstoffe.

Was fürstlich, edel, groß, vermögend sich dünkte, schickte sein Geld nach Italien, um die Gegenstände des Luxus und der Pracht zu erkaufen. Die Städte der Lombardie wurden bald so reich und mächtig, daß sie die größten Flotten auf dem Meere, die meisten Einwohner in ihren Ringmauern hatten. Dies alles geschahe gerade zu der Zeit, als der Streit der päbstlichen und kaiserlichen Gewalt (der Guelfen und Gibellinen) im größten Feuer war. Der Kaiser hatte den größten Theil des Adels und der streitbegierigen Fürsten auf seiner Seite, mit der feinen Gewalt der Päbste hielten es die friedeliebenden Städte. Ueberhaupt lieben Handels- und Gewerbsleute die Gleichheit einer beschränkten Demokratie, Ritter und Krieger den Glanz der Monarchie. Die deutschen Kaiser zuviel mit den Widersprüchen ihrer eignen Vasallen oder den Kreuzzügen beschäftigt, kamen nur zuweilen nach Italien, um ihre Oberherrschaft zu behaupten. Da wich dann freylich alles der Kriegsgewalt sieggewohnter Fürsten. Aber kaum waren sie über die Alpen zurückgegangen; so griffen die unterdrückten Städte wieder zu den Waffen, und strebten nach Freyheit und Unabhängigkeit. Keine Dynastie war den italiänischen Städten furchtbarer, als jene der Hohenstaufen. Sechsmal gieng Friedrich I. dorthin, und erzwang sich Folgsamkeit. Friedrich II. noch öfter; er wurde selbst König in Neapolis. Beyde versuchten ihre Herrschaft mit eben so vieler Klugheit als Härte zu gründen. Sie verspotteten das heilige Ansehen der Päbste, demüthigten die Macht der Großen, drohten den Bündnissen der Städte. Die Fürsten wurden

verfolgt, die Armeen zerstreut, Mayland von Grund aus verbrannt. Doch wollte es ihnen nicht gelingen, ihre großen Absichten durchzuführen. Der siegreiche Friedrich mußte zu Venedig dem Pabst Alexander III. die Füße küssen, und die Freyheiten der Städte anerkennen, und Friedrich II. einen Kreuzzug in Asien unternehmen, indeß der h. Vater gegen ihn in Italien predigte. Das zerstörte Mayland wurde wieder auferbauet, und dem siegenden Pabste zu Ehren ein neues Alexandria gegründet; ja der letzte Hohenstaufe, der junge edle Conradin, büßte seine Ansprüche auf Neapel sogar mit seinem Kopfe auf dem Blutgerüste. Die Lombardie wurde ein Land voll neuer Republiken und Fürstenthümer, das mittlere Italien ein Gut der Kirche, und das untere fremden Fürsten als Lehen des päbstlichen Stuhles überlassen. Italien war nun ein Land in viele kleine Staaten zertheilt, wovon ein Theil, als der Kirchenstaat und die Republiken, Freyheit und Unabhängigkeit; der andere die Herrschaft fremder Fürsten behauptete, aber kaum mächtig genug war, eins oder das andere durchzusetzen.

Diese so sehr verwickelte Erwerbung und Gründung der bürgerlichen Gewalt in Italien hatte einen großen Einfluß auf den Charakter der Nation. Der Italiäner, obwohl von Natur geistreich und lebhaft, mußte gleich bey der ersten Bildung der neuen Staaten seinen Nacken einem fremden Joche, seinen Geist fremden Meinungen beugen. Im öffentlichen Leben und Kampfe sahe er nur zwey scheußliche Extreme wirken, schleichende Verschlagenheit und barbarische Gewalt; und kaum hatte sich der edle Funke der Freyheit in Städten und Republiken neuen Zündestoff erworben, als er sogleich wieder entweder durch das Mißtrauen der

Volkshäupter oder die Uebermacht fremder Eroberer unterdrückt wurde. So geschahe es dann, daß die Nation, welche sich so offen und gerade in der römischen Republik, so edel und grosmüthig im alten Latium und Sammium zeigte, von Feinden und Freunden als listig und falsch ausgeschrien wurde.

Die große Mutter Natur gab jedem lebendigen Geschöpfe Waffen zur Vertheidigung; dem einen den Stachel, dem andern Krallen, dem dritten das Horn, dem vierten einen Schild. Sogar der elende Wurm krümmt sich, wenn man ihn tritt. Der Mensch verschafft sich selbst seine Wehre. Er umgürtet seinen Leib mit Stahl und Eisen, nimmt in seine Hand das Schwerdt oder Schießgewehr, und wenn er darin überwunden wird, ersinnt er List und Betrug, um das wieder zu erwerben, was er durch Gewalt verlohren hat. Jenes Volk ist aber gänzlich herabgekommen, was nicht einmal mehr zum letztern Energie in sich fühlt.

Wenn man die Geschichte von Italien achtsam durchließt, so wird man leicht auf die Ursachen geführt, warum sein Volk so oft zu den letztern Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Gleich bey der allgemeinen Völkerwanderung wurde es mehr als jede andere römische Provinz von Barbarenschwärmen überfallen. Kaum schien eine Horde ihre Herrschaft gegründet zu haben, so wurde sie sogleich wieder von einer andern vertrieben; dabey war noch das Uebel, daß die elende Regierung von Konstantinopel oder ihrer Exarchen mehr Mittel der Schwäche als Kraft anwandte, um sich zu wehren. Wehrlose Priester und Päbste mußten die Künste der Ueberredung, Bestechung oder gar der Wunder anwenden, um die Zerstörung aufzuhalten; indessen die weltlichen Beamten zitterten und auf Flucht oder Unterwerfung dachten.

Nach dieser ersten Wuth barbarischer Anfälle, und da die übrigen europäischen Reiche schon Ordnung, Grenzen und Gesetze erhielten, dauerte der Kampf fremder und einheimischer Völker in Italien noch fort. Da kamen zuerst die Franken, um die Lombarden zu stürzen; dann die Kaiser, um ihren römischen Titel zu behaupten. Geistliche und Weltliche, Guelfen und Gibellinen, Spanier und Franzosen kämpften wechselsweise um die Oberherrschaft; dem eigentlichen Italiäner, welcher nur sein Vaterland liebte, und alle fremde Gewalt vertrieben haben wollte, blieb, da ihm alle andere Waffen genommen waren, nichts mehr übrig, als der verborgene Dolch oder die heimliche Verschwörung. So mußte sich jene Verschlagenheit im Charakter des Volks, jene List in der Staatskunst zeigen, welche Machiavel so treffend in seiner Geschichte von Florenz und seinen Fürsten geschildert hat. Wenn der Geist der neuen Italiäner sich nicht so altrömisch, wie Machiavel es wollte, oder so fromm bieder, wie Tasso es träumte, zeigen konnte; so glänzte er doch gewiß über jenen aller andern Nationen in Künsten und Wissenschaften. Eben der seltsame Kampf so vieler kleiner Staaten und Verhältnisse unter der damals sinnreichsten Nation der Erde muß als eine Hauptursache der so frühen Beförderung der Kultur in Europa angesehen werden.

Es ist eine durch alte und neue Geschichte bestätigte Erfahrung, daß das bürgerliche Leben und die Gesetze nur durch das Reiben mehrerer Völker und Republiken große Fortschritte machen. Das sahen wir an Griechenland und dem alten Italien; im neuern war es derselbe Fall. Ohne Theilnahme des Volkes an seiner Regierung ist an keinen Gemeingeist, ohne Betriebsamkeit an keine Reichthümer und Wohlstand, ohne heilige oder

sonst große Begeisterung an keine edlen Thaten und Unternehmungen zu denken. Dies alles war da, als in dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so viele Staaten in Italien aufblühten. Die Republiken und Fürstenthümer erweckten Feldherrn und Staatsleute, die handelnden Städte Reichthümer und Ueberfluß, die Hierarchie und der katholische Gottesdienst Künstler und Dichter, die Universitäten Gelehrte und Philosophen. In Florenz und Pisa wurde der Geist der demokratischen Gleichheit, in Venedig der aristokratischen Mäßigkeit, in Mayland und Neapel der monarchischen Unterwürfigkeit geübt. In Rom lernte man eine neue Staatskunst, aus Monarchie, Theokratie, Aristokratie und Universalherrschaft zugleich gebildet. Da sahe man einen beständigen Aufruhr ohne Zertrümmerung der Verfassung, Staatsinquisition ohne Verletzung, republikanische Formen und weltliche Intriguen ohne das Ansehen der Religion zu kompromittiren. Kurz alle Maximen der neuern Staatskunst wurden zuerst in Italien an Tag gebracht.

Mit der Gefahr der innern Verwaltung traf noch jene der äußern zusammen. Die italiänischen Staaten kämpften selten miteinander aus eignen Kräften. Es gieng jetzt kein Streit, kein Krieg mehr vor, ohne daß fremde Mächte daran Theil nahmen. Die Herrschsucht eines Fürsten, die Zunftparthey einer Stadt, die geistlichen Ansprüche eines Pabstes wurden meistens durch Einmischung fremder Höfe und Armeen entschieden; und wenn diese, selbst von den Italiänern herbeygelockt, zu mächtig wurden, versuchte man hernach alle List und Gewaltmittel, sie sich wieder vom Halse zu schaffen. So wurden Ungarn und Spanier, Deutsche und Franzosen, Türken und Engländer im Kampfe zu Hülfe gerufen,

und nach demselben wieder verdrängt. Durch diese Kriege bildete sich auch zuerst in Italien, hernach in ganz Europa jenes System des Gleichgewichts, was hernach bey einer jeden Staatengefahr als politischer Grundsatz aufgestellt wurde.

Viele italiänische Staaten waren zu der Zeit entweder aus Noth oder Parteygeist an fremde Regierungen gebunden; die klügern aber wollten Unabhängigkeit. Machiavel versuchte es in seinen Schriften, die Venetianer durch einsichtliche Klugheit, die Päbste durch Bannstralen, und selbst der ruchlose Cäsar Borgia durch Gift und Gewalt Italien zu befreyen: allein die auswärtigen Fürsten hatten ihre Macht schon zu tief gegründet, und unter den Staaten selbst war zu wenig Einigkeit, als daß dieser edle Anschlag zu Stande kommen konnte. Die Verfassung Italiens war zu frühe durch fremde Einflüsse gebildet, und fremde Hülfe erhalten. Auch nach den schönsten Bestrebungen um Freyheit und Unabhängigkeit blieb dem Italiäner zuletzt nichts übrig, als der Dolch und die Intrigue.

Desto größer und edler zeigte er sich aber in Gewerben und Künsten. Venedig, Genua, Florenz, Lucca, Pisa und andere Handlungsplätze trieben bald das Verkehr in der ganzen bekannten Welt. Die Anpflanzungen der Getraide und edler Früchte, die Bearbeitung der Seide und Metalle, die Verschönerungen der Geräthschaften und Wohnungen mußte man in Italien lernen. Da waren Gelder in den öffentlichen Schatzkammern, Wohlstand in den Familien, Pracht in den Häusern und Straßen, Fülle in den Waarenlagern und Magazinen, Schiffe und Verkehr in den Häfen. Man darf nur die noch üblichen Benennungen vieler kostbaren Fabrikate und der in Handlungshäusern

üblichen Formen bedenken, und sie beurkunden, daß in Italien die Industrie und der Handel seine Wiege fand.

In gleichem Wachsthume, ja von dem Handel und der Religion gehoben, blüheten die Künste und Wissenschaften. Vier berühmte Künstlerschulen, die römische, florentinische, lombardische und venetianische, eiferten miteinander, die Tempel der Religion, die Palläste der Fürsten, die Rathhäuser der Republiken, und die Plätze der Städte zu schmücken. Da sprach ein Geist der Schönheit und des Wunderbaren aus allen Altären der Kirchen, Sälen der Großen und Schauplätzen des Volks. Bald wurde der heilige ernsthafte Chorgesang zuerst in mannichfaltigere Melodien, dann profane Opern dem gebildeten Ohre lieblicher gesetzt. Die Dichter faßten endlich in gebundener Sprache alle das Schöne und Erhabene zusammen. Sie malten in Versen, und sangen in Stanzen.

Auch die Philosophie und ernstern Wissenschaften wurden nicht vernachläßigt. Universitäten und Schulen, Akademien und Privatgesellschaften eiferten um die Wette, göttliche und natürliche, alte und neue, heilige und profane Künste zu studiren. Da wurde der Maler bewundert, der Dichter gekrönt, der Arzt beschenkt, der Rechtsgelehrte um Rath gefragt, der Staatsmann berufen, der Held vergöttert. Der Gelehrte und Künstler war Gesellschafter der Fürsten, Rathgeber der Regierungen, Lehrer der Jugend. Die Großen ehrten ihn, die Reichen beschenkten ihn, und das gemeine Volk sang ihm Lieder und Gedichte.

Ein neues Griechenland schien zu der Zeit in Italien aufzublühen. Man darf nur die Namen eines Raphael und Angelo, eines Arioſto und Taſſo, eines Machiavel und Guicciardini, eines

Pescara und Colonna nennen, und man weiß, welch ein Geist diese schöne Halbinsel belebt habe.

Als nach der Hand die Uebermacht und der Einfluß fremder Regierungen immer stärker wurde, verlohr sich auch diese große Seite der Nation; aber selbst unter der Gewalt auswärtiger Staaten blieb der Italiäner noch Meister der Künste, Muster der Klugheit. Jeder Fremde reiset jetzt noch gerne in jenes Paradies, wo die Citronen blühen und die Denkmäler aller Künste glänzen.

Es fragt sich nun: wird wohl der Geist der Nation durch die Errichtung des neuen italiänischen Königreichs wieder geweckt werden? Noch nie war er ganz unterdrückt, und eben der Mann, welcher jetzt als König von Italien gekrönt wird, beweißt, welche Fähigkeiten und Künste sich entwickeln können, wenn ihnen der gehörige Wirkungskreis verschafft wird. Gebohren in den Zeiten der korsikanischen Gährung, erzogen zum harten Krieger, gebildet durch eine große Revolution, begünstigt durch Glück und die Unklugheit der Koalition steht er nun da wie ein Halbgott. Von manchen gehaßt und beneidet, von Vielen geehrt, von Allen bewundert hat er noch keinen Rückschritt gethan. Da er so vieles in Frankreich bewirkt hat, was hat Italien von ihm zu erwarten?

Die Errichtung des neuen Königreichs scheint sowohl von den Franzosen als Italiänern nicht ungünstig aufgenommen worden zu seyn. Jenen schmeichelte es, daß ihr Kaiser auch König in Italien, diesen daß ihr Landsmann ein Kaiser der Franzosen geworden ist. Jene waren müde der blutigen Kämpfe ihrer Revolutionshäupter, diese der anhaltenden Kriege fremder Mächte in ihrem schönen Lande. Beyde fühlen sich dabey selbstständig, gefürchtet, gestärkt, wenn auch die Zukunft noch so gefährlich ist.

Ich bin überzeugt, daß Napoleon in Italien alle bisher niedergedrückten Springfedern wieder erheben wird, um den Gemeingeist der Italiäner zu beleben. Er wird es versuchen, die Künste zu beleben, die Nation kriegerisch, fremde Herrschaft verhaßt zu machen; ob es ihm aber gelingen wird, das Italien des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts wieder herzustellen, muß die Zukunft lehren. Noch ist unter den italiänischen Staaten kein politischer Zusammenhang, noch herrschen fremde Mächte auf seinem Boden, noch bedrohen Engländer und Russen seine Küsten. Daher denn auch die Krone nicht ehender auf ein ander Haupt kommen wird, bis Napoleon entweder durch neue Kriege oder Friedensschlüsse das Schicksal dieses schönen Landes gänzlich bestimmt haben wird.

Eine andere nicht unwichtigere Anstalt seiner Schöpfungen ist die batavische Republik. Mannichfaltiger und verwickelter war ehemals die Bildung der italiänischen Freystaaten, aber gewiß größer und für das politische System von Europa bedeutender die der niederländischen. Jene hatten die Heiterkeit des Himmels, die Schönheit des Landes, die Fülle des Bodens zu ihrem Vortheile; diesen gab die Natur nichts als nebliche Sümpfe und Heringe. Alles verschaffte ihnen Fleiß und Freyheit.

Schon lange und von alter deutscher Sitte her lebten die Bataver mit großen Privilegien begabt unter der väterlichen Regierung ihrer Herzoge. Durch Erbschaft kamen sie an Spanien und den mächtigsten König der Erde. Er glaubte sie, mit starken Heeren und den Schätzen von Amerika gebietend wie fremde Sklaven behandeln zu können; allein der Geist der Freyheit und Betriebsamkeit besiegte bald die geübten Phalangen der Spanier, die reichen Bergwerke von Peru. In kurzer

Zeit war die Republik der vereinigten Niederlande gegründet und befestigt. Die größten Könige von Europa mußten entweder ihre Unabhängigkeit respektiren oder ihre Unterstützung nachsuchen. Da wurden Städte aus den Sümpfen, Länder aus dem Meere hervorgerufen; da eiferte eine neue Künstlerschule mit der italiänischen; da fuhren holländische Schiffe auf allen Meeren, und suchten die fruchtbaren Länder in andern Welttheilen, welche ihnen die Natur in ihrer Heimath versagt hatte.

Im politischen Laufe der europäischen Staaten kommen zuweilen Staaten und Anstalten zu Tag, welche der bloße Zufall hervorgebracht zu haben scheint, aber bald ein integrirender Theil des politischen Systems unsers Welttheils werden. Eine solche Erscheinung waren die vereinigten Staaten von Holland. Zuvor eine nicht gar geachtete Provinz von Deutschland wurden sie bald ein unabhängiger, reicher, geehrter Staat. Sie waren lange der Mittelpunkt des nördlichen Handels, das Zünglein im Gleichgewichte der Seemächte, eine Grenzveste der französisch-englischen Uebermacht. Zu dieser sonderbaren Bestimmung trug nicht nur ihre eigene politische Lage, sondern die Natur der Dinge selbst bey. An dem Ausflusse eines der größten Ströme Deutschlands und Europens gebildet, aus dem Meere gleichsam hervorgerufen, durch Vestungen und Kanäle geschützt, waren Holland und die Niederlande seit mehreren Jahrhunderten ein großer Kanal des deutschen Handels und der politischen Angelegenheiten der europäischen Mächte. Frankreich und England, Oestreich und Rußland, und die meisten nordischen Höfe schützten und unterstützten wechselseitig seine Unabhängigkeit, und in allen Friedensschlüssen seit jenem zu Münster bis auf den zu Aachen wachten sie mächtig für seine Erhaltung und Stärke.

Man sahe diese Republik als einen Damm der Land- und Seeübermacht, als die Faktorey alles Handels, als die Vorrathskammer wichtiger Kapitalien an. Durch Handlungs- und Regierungsgrundsätze zugleich auf Mäßigung bedacht, war sie auch jederzeit die Vermittlerin der mächtigstreitenden Parteyen.

In neuern Zeiten wurde durch sonderbare Ereignisse dieser Bestimmungsgrund verrückt. Die streitenden Hauptmächte vergaßen die Grundsätze, warum sie Holland bey vorigen Friedensschlüssen erhalten hatten. Der Scheldestreit der Oesterreicher, der Handelszwang der Engländer, die wechselseitige Einmischung und Verlassung der Preußen, und endlich die Eroberung und Revolution der Franzosen waren eben so viele Todesstöße, welche der batavischen Republik gegeben wurden. Noch gefährlicher für sie war die Abtretung des linken Rheinufers und der österreichischen Niederlande. Diese Veränderung der europäischen Verhältnisse mußte auf den Handel von ganz Deutschland die wichtigsten Folgen haben. So lange in Holland ein beträchtlicher Handelsstaat blühete, hatten die Länder in Westphalen durch die Ruhr und Lippe, in Hessen durch die Lahn, in Franken durch den Mayn, und in Schwaben durch den Neckar einen sichern und natürlichen Absatz ihrer Produkte; wenn aber die batavische Republik entweder durch fremde Mächte gehemmt, oder durch eine üble Verfassung gedrückt ist, liegt die Freyheit des Handels darnieder, und der reiche Kaufmann sucht anderswo seine Niederlage und seine Wohnung.

Unter allen bürgerlichen Beschäftigungen ist keine ungebundener und auf Grund und Boden weniger gestützt, als der Handel. Er nistet sich nur da an, wo er Sicherheit des Eigenthums, Freyheit der Geschäfte, und Gele-

genheit des Absatzes findet. Daher haben sich auch die größten Handelsstaaten unter der Egide der Freyheit und am weiten Meere gebildet. Der Handelsmann ist nicht wie der Beamte an Eine Stelle, oder der Adeliche an seinen Boden gebunden; sein ganzes Vermögen und Geschäft ruht auf seinem Kredit und seinen Kapitalien. Wo er Zwang, Verachtung, Unbequemlichkeit findet, fliehet er. Ihm stehen auf seinen Schiffen alle Meere, durch seinen Kredit alle Länder der Erde offen; und wenn ein Staat oder eine Stadt aufhört ein schicklicher Ort seiner Betriebsamkeit zu seyn, wandert er in eine andere, wo ihn ein besuchterer Markt einladet. Deswegen sind Handelsstaaten eben so schwer zu regieren als zu erhalten, und ich weiß nicht, wie bey der dermaligen Lage der Dinge die batavische Republik jene Bedeutenheit wieder erhalten soll, welche sie ehemals hatte. Wenn ihr der französische Kaiser auch die besten Gesetze vorlegt, und ihr Pensionnär der klügste Volksführer in Europa ist, so können sie dem holländischen Handel nicht mehr seinen Umfang, der batavischen Regierung ihren ehemaligen Einfluß, und der ganzen Republik ihre vorigen Schutzwehren geben. Nur in der föderativen Vereinigung mit dem deutschen Reiche könnte sie noch Rettung finden: allein letzteres bedarf selbst einer neuen Unterstüzzung. Dies alles macht wahrscheinlich, daß die schwächern Staaten, welche auf dem Kontinente zwischen den mächtigern liegen, so lange der Streitpunkt der letztern verbleiben werden, bis sie endlich zertrümmert eine Beute eines oder des andern werden.

III.

Ueber die politische Klug- und Unklugheit der Völker.

Ita qui olim boni æquique Cherusci, nunc inertes ac stulti vocantur.

Tacitus.

Wenn es anständig wäre, in einer Zeitschrift, wo von ernsten Staatssachen die Rede seyn soll, den Witz spielen zu lassen; so sollte es mir nicht schwer fallen, den zweyten Theil zu des Erasmus von Rotterdam Lob der Narrheit für unsere Zeiten zu schreiben; denn es giebt keine größere Narrheit, als wenn ein Mensch oder Volk sich einbildet, klug zu seyn, und eben dadurch die größten Thorheiten begeht.

Ich habe schon in dem vorigen Hefte meine Gedanken über politische Aufklärung und ihre Grenzen dargelegt; da man aber jetzt dieselben Vorfälle und Begebenheiten bald klug, bald unklug, bald unnütz, bald verderblich nennt; so wird es nicht überflüssig seyn, auch von dem die Beyspiele anzugeben, wovon ich zuvor nur die allgemeinen Begriffe vorlegte. Die Klug- oder Unklugheit der Völker und ihrer Häupter

läßt sich nicht deutlicher darstellen, als durch die Begebenheiten, welche eine Folge davon waren. Man hat sich in unsern Tagen, wie in allen Zeiten die Sophisterey, beygehen lassen, alles das auf das Register der Dummheit zu setzen, was doch den Menschen eigentlich von dem Thiere unterscheidet; dagegen hat man auch vieles als die Quintessenz aller Weisheit angegeben, wovon sich durch die zerstörenden Folgen die Thorheit nachweisen läßt.

„Welches sind denn aber jene ursprünglichen und ewigen Anlagen und Richtungen des menschlichen Geistes, sagt Schlegel, welche ihn über das Thier erheben? Wissenschaft und Kunst, mit andern Namen Philosophie und Poesie (denn Poesie ist der Geist aller schönen Kunst, und Philosophie die absolute Wissenschaft aller Wissenschaften); dann Religion und Sittlichkeit. Keines dieser Dinge ist von dem andern abgeleitet oder abhängig, alle sind in gleicher Dignität, und zwar so, daß sich je zwey und zwey symmetrisch gegenüber stehen. Zwar ist im menschlichen Geiste nichts isolirt vorhanden; aber nur indem es sich ganz in seiner Sphäre hält, sich selber treu bleibt, kann es erst selbst, und demnächst alles übrige mitseyn. Philosophie, Poesie, Religion und Sittlichkeit sind den vier Elementen zu vergleichen. Die Religion ist das Feuer, welches immer nach dem Himmel strebt, und auf der Erde nur dadurch bestehen kann, daß es den irdischen Körper, an welchem es sich befindet, verzehrt, das gewaltigste, aber in seinem Mißbrauche auch das verderblichste aller Elemente. Die Sittlichkeit ist das Wasser, welches Pindar das Vortrefflichste aller Dinge nennt; ruhig, rein, ungetrübt, ein Bild vollkommner Affektlosigkeit; aus allen Vermischungen selbst

wieder hervorgehend, aber das Bindungsmittel der übrigen Substanzen; das allgemein Vermittlende auf der Erde. Die Wissenschaft ist die Erde, der festgegründete Boden, der uns trägt, und durch ergiebige Früchte nährt. Die Poesie endlich ist der Luft zu vergleichen, dem Anschein nach ein blos spielendes und ergötzliches Element, das in gelindem Zephyre Blumendüfte, die geistigen Ausflüsse zarter Korper herbeyführt, aber im unbewußten Athmen zum Leben unentbehrlich ist. —

Wenn nun diese vier Elemente der menschlichen Natur die Heimath und der Urquell aller Ideen sind, welche das Leben ordnen, erheben, verschönern, beglükken; so behaupte ich, daß der herrschende Charakter unserer Zeit eben in einem allgemeinen Verkennen dieser Ideen, beynahe in einem Verschwinden derselben von der Erde, wofern dies möglich wäre, bestehe [3].

Religion, Vernunft, Moral und Poesie hat der stolze Rechenmeister Verstand in das Tollhaus verwiesen; und doch sind wohl nie größere Dummheiten und Unklugheiten begangen worden, als in unsern Zeiten. Die alten Griechen und Römer haben selbst in ihrer glänzendsten Epoche Dinge vergöttert, welche zu verehren sich heut zu Tage das abergläubischste Volk schämen würde, nichts destoweniger werden ihre Kunst- und wissenschaftlichen Bestrebungen, ihre Anstalten und Gesetze, ihre Kriegs- und Friedensverhandlungen noch bis auf diese Stunde als Muster bürgerlicher Klugheit verehrt. Die neuen Italiäner hiengen größtentheils von der römischen Kirche ab, und doch werden sie als die Meister der heutigen Kultur angesehen.

3 Europa II. Bandes erstes Heft. Seite 35.

Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges haben die Katholiken für den Pabst, und die Protestanten für die Augsburgische Konfession gestritten, aber beyde stellten Generäle und Staatsleute auf, welche noch unsere Bewunderung erregen. Es scheint also nicht, daß die Meynungen, welche der Mensch oder ein Volk über die andere Welt hegt, selbiges an und für sich dumm machen, sondern daß sich die ächte Dummheit am meisten darin zeige, wenn sich die Völker bey den Vorfällen dieser Welt unklug aufführen, und sich mehr durch Schwätzereyen als einen festen Charakter bestimmen lassen. Ein kurzer Ueberblick auf die Geschichte der europäischen Völker und ihrer Regenten wird dieses Problem näher beleuchten.

Als die spanische Nation ihre Staaten durch freye Verfassungen gesichert, in Deutschland und Italien gefochten, die Künste und Wissenschaften gepflegt, und eine neue Welt entdeckt hatte, konnte sie, trotz ihrem eifrigen Glauben, doch nichts weniger als dumm genannt werden. Ihre Regierung war regelmäßig, ihre Armeen tapfer, ihre Flotten auf allen Meeren bekannt; die großen Städte zählten unzählige Weberstühle, ihre Heere die größten Generäle, und ihre Häfen die besten Schiffe. Sie bahnten sich Wege über unbekannte Meere, und fanden die Goldbergwerke von Peru und Mexico.

Aber eben auf diesem höchsten Grade von Macht und Kultur verirrten sie sich auf den Weg zur Dummheit. Ihre Regenten glaubten sich die mächtigsten Könige von Europa, und suchten ihre Gewalt durch Verfolgungen und Inquisitionen zu behaupten. Das Volk dünkte sich durch das amerikanische Gold das reichste der Welt geworden zu seyn, und versank in Müßiggang. Da flohe die Freyheit von der Verfassung, der hohe Geist

von den Künsten und Wissenschaften, der Fleiß von den Werkstätten, die Tapferkeit von den Heeren. Die Engländer und Holländer wußten das Geld an sich zu ziehen, was die spanische Dummheit so hoch geschätzt hatte; die Nachfolger des Königs, welcher sich rühmte, daß die Sonne in seinen Staaten nicht untergienge, mußten die Hülfe von Völkern nachsuchen, welche sie zuvor verachtet hatten; und Spanien, was seines reichen Landes und des edlen Charakters seiner Einwohner wegen, eine der ersten Mächte Europens seyn könnte, ist nun der Spielball seiner Nachbarn.

Frankreich glaubte sich nie klüger gewesen zu seyn, als während der letzten Revolution, wo es die Altäre gestürzt und das Königthum abgeschafft hatte, und nie hatte es größere Beweise von politischer Unklugheit und Grausamkeit gegeben. Das einzige noch übrig gebliebene sogenannte Nationalvorurtheil: Jeder Franzos muß sein Vaterland vertheidigen, rettete den Staat. Jetzt, da seine Regierung vereinfacht, sein äußeres Ansehen gegründet ist, wollen einige sonderbare Menschen darin einen Rückgang zur Finsterniß wittern.

Die Engländer haben sich jederzeit als kluge Leute bewiesen, obwohl auch ihre Geschichte nicht frey von Flecken der Dummheit ist. Sie haben ihren Wohlstand unter allen europäischen Nationen aufs Höchste gebracht, und noch wird ihre Regierung von allen Mächten respektirt. Mehrmalen hat Fanatismus und Bürgerkrieg ihre Eingeweide zerrissen. Aber mitten in diesen Stürmen waren sie doch nie so dumm, daß sie sich dadurch von ihren Feinden bemeistern, und ihre Reichthümer entziehen ließen. Sobald der äußere Feind droht, vergessen die Engländer ihre Zwiste, und stehen als ein kluges Volk da.

Desto unkluger aber waren jederzeit die Deutschen: sie ließen sich, der Zwiste ihrer Fürsten und Theologen wegen, um ihre Gesetze, Verfassung, Selbstständigkeit und schönsten Provinzen bringen; und nannten das den Sieg der Aufklärung und der Freyheit. Wenn sich auch ein oder der andere kluge Mann hervorstellte, und die Mittel angab, wie die Nation zu vereinigen und mächtig zu machen sey; so wurde er von der einen Parthey ein Aufrührer, von der andern ein Obskurant genannt. Die Namen von Guelfen und Gibellinen, von Katholiken und Protestanten, von Oestreichern oder Preußen galten mehr, als jener des Vaterlandes.

Ein ähnliches Beyspiel finden wir an den Italiänern. Hätten sie die Klugheit gehabt, den Rath zu befolgen, welchen ihnen Machiavell durch seine Schriften, und der päbstliche Hof durch sein Beyspiel gab, sie würden der dreyfachen Krone ohngeachtet, nicht der Spielball ihrer Nachbarn geworden seyn.

Von Holland und der Schweitz will ich nicht reden; denn diese Staaten sind nicht aus ganzen Nationen gebildet, obwohl sie nur so lange klug genannt zu werden verdienen, als sie keine fremde Mächte ihre Zwiste entscheiden ließen. Aber an Schweden haben wir ein auffallenderes Beyspiel von politischer Unklugheit. Dieses Volk war nach dem dreyßigjährigen Kriege eins der gefürchtetsten in Europa, und noch sind die Schweden edel und tapfer. Allein die wenige Benutzung seiner vortheilhaften Umstände, und noch mehr der anhaltende Streit der Partheyen haben seine Nachbarn mächtig gemacht, und es selbst in ihre Abhängigkeit versetzt.

Oesterreich könnte man hauptsächlich in seinen bisher geführten Kriegen und Staatshändeln der Un-

klugheit beschuldigen. Der Prinz Eugen hat ihm seine Kräfte und die Wege gezeigt, welche es auf der politischen Laufbahn wandeln müsse. Nur durch seinen Schaden scheint es klug geworden zu seyn.

Rußland hat sich aus dem finsterſten Zustand der Barbarey auf einen hohen Grad von Kultur und politischer Aufklärung geschwungen. Seit Peter dem Großen ist seine Regierung nicht ohne Unruhen, sein äußeres Benehmen nicht ohne Tadel geblieben; aber im Ganzen hat es seinen innern Wohlstand verbessert, und sein äußeres Gewicht mit Riesenstärke vermehrt.

In der preußischen Geschichte findet man seit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm bis auf Friedrich II. ein anhaltendes Muster politischer Klugheit. Der große König hinterließ seinen Nachfolgern ein Beyspiel, wie sie, obwohl nicht unter den mächtigsten, doch die Gesetzgeber und Gleichgewichtshalter in Europa seyn könnten. Während dem Revolutionskriege giengen sie von dieser großen Maxime ab. Sie vermehrten zwar ihr Gebiet mit einigen Provinzen und Distrikten, aber den großen von ihm gegründeten Einfluß auf Europens Staatshändel verlohren sie. Zweymal bot sich ihnen die Gelegenheit dar, die Schiedsrichter dieses Welttheils zu seyn; und zweymal ließen sie selbe vorübergehen.

Die geistlichen Staaten Deutschlands ließen sich lange Zeit weis machen, daß sie dumm wären, weil sie von Geistlichen regiert würden. Sie benutzten in dem verflossenen Kriege weder ihre Kräfte noch die Gelegenheiten, wo sie sich wenigstens zum Theil erhalten konnten. Jetzt sind sie zersplittert oder zernichtet. Sie büßen die Fehler, nicht ihrer Geistlichen, sondern politischer Dummheit.

Der gegenwärtige Zustand der Völker kann ohnmöglich lange so bleiben, als er wirklich ist. Es läßt sich auch leicht aus den vorliegenden Dingen ein Prognostikon für die Zukunft stellen; sowohl in religiöser, als politischer und sittlicher Rücksicht müssen große Veränderungen vorgehen. Man sucht an den alten Meinungen zu flicken, und Konkordate zu schließen, aber dem Ganzen fehlt der innere Geist, welcher ehemals die Christenheit belebte. Die Katholiken wollen oder können sich nicht den protestantischen Kirchen nähern, und die Protestanten sehen die freye Untersuchung göttlicher Dinge als das Palladium ihrer Bekenntnisse an. So wird immer mit Formen gespielt, ohne daß an den Geist gedacht wird, der jedes religiöse System beleben muß [4].

Im Politischen ist es derselbe Fall. Mehrere Nationen sind um ihre Selbstständigkeit und Existenz gekommen, indessen sich Reiche emporschwingen, welche alle noch übrigen mit gleichem Untergange bedrohen. Die kleineren Staaten haben gänzlich ihren vorigen Einfluß und Stütze verlohren; und sie waren es doch, welche das Gleichgewicht in Europa erhielten. Manche Reiche sind so groß geworden, daß eine innere politische Freyheit nicht einmal unter ihnen möglich ist; manche so sehr herabgekommen, daß ihre äußere Freyheit oder Souveränität eine leere Form ist.

Indessen wird ein anhaltender Krieg eine Folge der veränderten Lage der Dinge. Die größten Siege und großmüthigsten Opfer haben noch den Frieden nicht herbeyführen können. Auf dem Meere ist alles noch in größter Waffenrüstung und Unsicherheit, und auf

4 Wir werden im nächsten Hefte von der deutschen Kirche reden.

dem festen Lande eine so unnatürliche Spannung, welche über kurz oder lang neue Katastrophen hervorbringen muß. Das politische System ist gänzlich abgeändert, ohne daß diese Veränderungen noch Halt und Konsistenz hätten. Nur die entschiedene Uebermacht einiger Staaten hält bis jetzt noch größere Ausbrüche zurück.

Das sittliche System der Welt zerfiel mit beyden vorigen. Das ist Religion ohne innern Glauben, Staatsverfassung ohne Vaterlandsliebe, Moral ohne Ueberzeugung oder Angewohnheit. Der Mensch, der Bürger und Weltbürger erscheinen wechselsweise im Charakter der Völker, ohne daß eines oder des andern Neigung herrschend wäre.

Was man wahrhaft in unsern Zeiten als herrschend annehmen kann, ist Gewinnsucht und Ueppigkeit. Der Menschen Thun und Trachten geht dahinaus, zu gewinnen, wie man kann, und zu verschwelgen, wie man kann. Daher ist auch Reichthum als der wahre Nerv der Staaten anzusehen, und des Engländer Smiths Werk über die Nationalreichthümer das brauchbarste Buch unserer Zeiten. Da ist weder von Religion noch Tugend, weder von Vaterlandsliebe noch Ehre die Rede. Industrie und Handel, Reichthümer und Geld sind die großen Triebfedern sowohl der Familien als Staaten. Man gehe in die Häuser der Bürger, in die Städte der Völker, in die Rathsversammlungen der Staaten, und man wird finden, daß nur zwey Dinge alles beleben: Gewinnst und Verschwendung.

Da ich nun überzeugt bin, daß die Dinge in diesem Zustande nicht bleiben können, so wird es mir auch wahrscheinlich, daß sowohl im unreligiösen als politischen und sittlichen Systeme bald große Veränderungen

vorgehen müssen. Ich habe schon mehrmalen darauf gedeutet. Vielleicht werde ich in der Folge die Art und Mittel angeben, wie und wodurch sie vorgehen werden. Wir haben in kurzer Zeit eine alte Welt zertrümmern, eine neue aufkommen gesehen. Wohl uns, wenn die künftigen Stöße nicht so hart ausfallen, als die bereits erlebten!

Europäische Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Vierten Bandes Drittes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Fürs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfasser verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des vierten Bandes drittes Stück.

I. Paris und London, oder die Stufen der Humanität. Beschluß. . . . S. 173

II. Von den Ursachen der jetzigen Veränderungen des politischen Systems in Europa. . . — 231

III. Was könnte noch einigermaßen den Gemeingeist in Deutschland erhalten? . . . — 242

I.

Paris und London

oder

die Stufen der Humanität.

Beschluß.

Bey der Schilderung von Paris waren die dort gesammelten Schätze der Kunst der Hauptgegenstand dieser Abhandlung; bey der von London müssen es jene des Handels und der Seemacht seyn. Es ist über alle diese Dinge schon vieles geschrieben worden, und ich selbst habe in meiner Schrift: über die europäische Republik die Größe der brittischen Reichthümer dargethan. Wir müssen also hier das nach unserm Plane zusammenfassen, was man in andern Werken zerstreut findet. Wir wollen, wie bey Paris, den nämlichen Gang einhalten, und zuerst das Schlechte und Niedrige, dann das gemeine Menschliche, und endlich das Große und Erhabene in möglichster Kürze darstellen.

I. Das Niedrige und Schlechte.

Wie die Sitten und Bestrebungen beyder großen Nationen, der Engländer und Franzosen überhaupt, kontrastiren, so auch jene ihrer Hauptstädte. Wenn

man von Paris nach London kömmt, so glaubt man sich in eine andere Welt versetzt. Dort findet man Leichtigkeit und Lust, hier Ernst und Fleiß; dort Palläste und Theater, hier Kaufhäuser und Börsen; dort das Waffengeklirre schöner Truppen, hier das Getöse großer Schiffe.

Dieser Kontrast dehnt sich auf alle Klassen des Volks aus. Von den Pärs und Senatoren bis zu den Lastträgern und Sanskülotten findet man zwey in allen Stücken verschiedene Nationen.

Der John Bull.

Der Pöbel in London ist, wie jener in Paris und allen großen Städten der Welt aus rohen aber guten, und verschmitzten aber schlechten Menschen zusammengesetzt, davon macht der erstere Theil eigentlich das aus, was man das gemeine Volk nennt; und an ihm kann man auch den Charakter einer Nation erkennen. Diese Klasse von Menschen ist in London mehr, als jeder andern Hauptstadt Europens, beschäftigt und wohlhabend. Der große Handel, welcher in und außer England getrieben wird, nebst den vielen und mannichfaltigen Manufakturen dieser Insel, giebt einem jeden, auch armen, Menschen Beschäftigung und Unterhalt, wie dann diese Dinge an sich selbst schon eine gewisse Thätigkeit unter das Volk bringen, wo sie getrieben werden. Der gemeine Mann in London verfällt also nicht so leicht auf jene Laster und Kniffe, welche wir bey dem Janhagel anderer Städte wahrnehmen. Dagegen verursacht diese Wohlhabenh it andere Ausschweifungen. Man sieht unter ihm häufiger Schmäuserenen und Trinkgelage, welche meistens in Zank und Schlägereyen ausarten. Dabey ist das Volk stolz auf seine

Rechte, leicht zum Aufruhr zu bringen. Fürchterlich erscheint alsdann sein Ausbruch. Diejenigen, welche es für seine Feinde und Bedrücker hält, werden mit groben Schimpfworten verunglimpft, öfters mit Koth und Steinen geworfen, ja ihre Häuser niedergerissen. Bey solchen, auch außer großen Revolutionen vorkommenden Auftritten, nimmt die Stadt ein gefährliches Ansehen. Die Kramläden werden geschlossen, die Fenster zerschlagen, die Luft mit wildem Geschrey erfüllt. Ganze Schaaren aufgebrachter Menschen drängen sich durch die Straßen und drohen mit Brand und Mord. Man glaubt alsdann die Regierung umgestürzt, die Obrigkeiten ohne Kraft, das gemeine Wesen seiner Auflösung nahe; aber plötzlich erscheint ein ehrenvoller Mann, und dämpft entweder durch das Ansehen seiner Würde oder die Kraft seiner Rede die aufgebrachte Menge.

Zwey Dinge sind besonders fähig, den Pöbel in London wieder in Ordnung zu bringen, nämlich das Ansehen der Religion und jenes der Gesetze. Denn obschon die philosophische Zweifelsucht auch in England große Fortschritte gemacht hat; so hängt doch das gemeine Volk immer noch fest an seiner Religion. Ein Spruch aus der Bibel oder die Predigt eines seiner geliebten Geistlichen wirkt mehr auf es, als alle Verführungen sophistischer Aufwiegler; und da es sich ein freyes Volk zu seyn dünkt, so hat es auch noch zuviel Ehrfurcht für Gesetz und Obrigkeit, als daß die Staatsverfassung durch einen Aufruhr sogleich erschüttert werden könnte. Sein Zorn ist vorzüglich gegen untuge oder drückende Staatsbeamten gerichtet. Diese müssen nun freylich seine Grobheit sowohl als Wuth fühlen; allein selten wagt es sich an solche Institute oder

geheiligten Personen, welche den Staat konstituiren. Der sogenannte John Bull zeigt vorzüglich bey den Parlamentswahlen seinen Charakter. Diese beginnen meistens mit Schmaus und Trinkgelagen, welche von den Stimmensammlern auch treulich unterhalten werden. Da liegen ganze Haufen der Wählenden auf Bierbänken oder Tischen, zechen und schmausen auf gute Rechnung, räsonniren über Staat und Staatsmänner, machen Parthien und Kotterien, und jeder Theil wendet Geld, List, Beredsamkeit und Schimpfworte an, um seinen Liebling durchzusetzen. Bey solchen öffentlichen Auftritten hat ein feiner Beobachter Gelegenheit genug, den Volkssinn zu studiren. Hier findet er Freyheitsliebe und Bestechung, Biedersinn und Intrigue, eine große Staatshandlung mit der niedrigsten Völlerey gepaart.

Dabey kommen die sonderbarsten Auftritte zum Vorschein. Denn der Pöbel liebt solche bizarre Vorstellungen. Es geht kein Krieg, keine Parlamentswahl, keine politische Begebenheit vor, ohne daß nicht eine Menge Karrikatur- und Spottbilder erscheinen, woran sich das Volk ergötzt. Daß nun dieselben öfters nicht den feinsten und sittlichsten Anstrich haben, weiß jeder, welchem sie zu Gesicht gekommen sind. Shakespears Falstaf, Buttlers Hudibras und Hogarts Karrikaturen sind die treuesten Kopien dieser Auftritte.

Ein besonders eigner Schlag des englischen Pöbels sind die Matrosen. Von Kindheit auf an Härte und ein unerbittliches Element gewöhnt, äußern sie auch in ihren Sitten mehr Rohheit, als der übrige Haufe. Wenn sie nach einer glücklichen Fahrt mit guten Prisen und Geschenken versehen, aus ihren Schiffen kommen, strömen sie wie ein Trupp brünstiger Thiere in die Tavernen oder Bordels, und befriedigen so lange unter Gesang und

Geschrey ihre sinnlichen Lüste, bis sie nichts mehr haben; worauf sie denn wieder willig an ihre harte Arbeit gehen.

In einer so großen und reichen Stadt, wie London ist, kann es nicht an Spitzbuben fehlen. Da aber Handel und Erwerb die Hauptbeschäftigung der meisten Einwohner ist; so findet man auch, trotz der vortrefflichen Polizey, mehr Räuber und Betrüger, als intriguante Bösewichter darun. Die Taschendiebe (Pickpockets) sind wohl die listigsten; sie verstehen die Kunst zu eskamotiren so vorzüglich, daß es auch den feinsten Polizeydienern selten gelingt, sie zu ertappen. Desto offener gehen aber die Straßenräuber (high Wayman) zu Werk; unter ihnen herrscht sogar noch ein gewisser Anstrich von Ehrlichkeit. Man hat Beyspiele, daß sie gegen die zu Beraubenden viele Menschlichkeit zeigten, und selbst bey Verlust ihres Lebens ihre Kameraden nicht verrathen wollten

Die meisten Betrüge gehen in London durch falsche Wechsel, Münzen und Fallimente vor; und wir wissen, daß selbst Lords und Geistliche, Künstler und Gelehrten sich solcher Verbrechen schuldig gemacht haben. Bey einem Volke, welches auf der einen Seite stets zu gewinnen, auf der andern zu verschwenden gewohnt ist, findet man diese Laster häufiger, als anderswo. Es ist schon viel, wenn sie nicht herrschend werden.

Die große Religiosität, welche der Pöbel zeigt, bringt auch öfter große Schwärmer und Heuchler unter ihm hervor. Freylich sieht man jetzt nicht mehr so häufige Beyspiele davon, wie zu den Zeiten der Reformation und Revolution: allein unter der Menge von Sekten kann es an solchen Verirrungen des menschlichen Geistes nicht fehlen. Bey den Katholiken findet man meistens

nur Heucheley unter dem geistlichen Stande, und dies wahrhaftig sehr selten; denn in Rom selbst, dem Hauptsitze aller Geistlichkeit, sind ehender andere Laster als dieses im Schwange; aber unter den protestantischen Gemeinden, worunter viele auf eine evangelische Heiligkeit halten, muß die Gleisnerey um so mehr sich einschleichen, als die Schwäche der menschlichen Natur die harten Forderungen weniger aushalten kann. Man kann also im Allgemeinen annehmen, daß unter dem katholischen Pöbel in England mehr Bigotterie, und unter dem protestantischen mehr Hypokrisie herrsche; und daß letzteres Laster unter den Katholiken nur einen Stand, nämlich den geistlichen, aber unter den Protestanten selbst das gemeine Volk angesteckt habe.

Vorzüglich zeigt es sich unter jenen Sekten, die sich mehr oder weniger der Befolgung des reinen Christenthums rühmten. Die Revolution hat es genug an Tag gegeben, daß je näher die verschiedenen Partheyen derselben sich den Puritanern oder Independenten näherten, je größer auch ihre Heucheley war.

Bey allen diesen auffallenden Flecken ist aber der John Bull ein treuherziger guter Bursch, zwar roh in seinen Manieren, abergläubisch in seinen Meinungen und gefährlich in seinem Zorne; allein eben darum desto leichter wieder zurecht zu weisen, und beharrlich auf seinen Sitten und Gebräuchen.

Der Tower.

Das öffentliche Staatsgefängniß in London, welches man den Tower nennt, erinnert vorzüglich an die Auftritte blutgieriger Heucheley. Er wurde mit dem Blute der Könige und Fürsten befleckt, und die größten Männer der Nation erwarteten darin ihr verdientes oder

unverdientes Todesurtheil. Voltaire nennt die Geschichte von England die Scene der Blutgerüste; und in der That, wenn man betrachtet, wie oft solche scheußliche Auftritte darin vorkommen, sollte man diese Benennung beynahe wahr finden. Karl I und Maria Stuart, Thomas More und Anna Bullen, Essex und Buckingham, Algernon Sidney und Byng fielen alle unter dem Beile des Henkers. Die eifrigen Patrioten Englands halten eben diese blutigen Auftritte zur Bildung des Charakters einer freyen Nation für nöthig. Wir wollen menschlichere Scenen aufsuchen.

II. Das gemeine Menschliche.

Das Klima und die natürliche Lage eines Landes tragen sehr viel zur Bildung des Charakters eines Volkes bey, und ich will eben nicht läugnen, daß dieses auch der Fall bey der brittischen Nation sey. Den Haupteinfluß auf ihre Sitten und Manieren behaupten aber immer noch der Handel und die freye Verfassung.

Bekanntlich ist die bürgerliche Gewalt auf dieser Insel zwischen dem König und dem Parlamente vertheilt. Es walten daher auch immer dort zwey mächtige Partheyen ob, welche sich einander bekämpfen, aber das Ganze im gehörigen Gleichgewichte halten, nämlich die Hof- und die Landparthey. Da der gemeine Mann selten so viel politische Aufklärung besitzt, daß er den Nutzen beyder Gewalten (der gesetzgebenden und vollstreckenden) gehörig würdigen könne, und auch selbst der aufgeklärtere Theil im politischen Kampfe mehr nach seinen Neigungen und Leidenschaften, als nach den Gesetzen der Vernunft handelt; so bekennt sich jeder Engländer entweder für eine oder die andere Parthey, und

hängt ihr treu und ohne Rückhalt an, weil keine die andere zu fürchten hat. Nach verschiedenen Umständen wechseln sie auch mit denselben, so daß öfter die bittersten Feinde Freunde, und umgewandt, die eifrigsten Freunde Feinde werden.

Dieser Wechsel wird selbst von dem Könige eingehalten. Da seine Macht nicht so unbeschränkt, wie jene anderer Monarchen ist, so bringt es gar oft die Klugheit mit, daß er seine heftigsten Gegner im Parlamente zu seinen Ministern machen muß.

Sowohl der König als das Parlament haben mächtige Mittel, ihren Anhang zu erhalten. Jener ist die Quelle aller Gnaden, der Ausspender ehrenvoller und einträglicher Stellen; er disponirt über die öffentlichen Gelder und Macht; ihm sind die meisten Civil- und Militärbeamten unterworfen. Dagegen besitzt das Parlament das Vertrauen des Volkes, unter seiner Aegide versammlen sich die Mißvergnügten und Unabhängigen; sein Einfluß erwirbt Ansehen, Ehre und die gemeine Freyheit. Daher kömmt es dann, daß jeder Engländer an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nimmt, und kein Volk in Europa so gerne räsonnirt, als das brittische.

Lloyds Kaffehaus.

In London bestehen viele Klubs und Versammlungen, wo politisirt, und über die Geschichte des Tages gesprochen wird; aber keine ist wohl besuchter, und in dieser Hinsicht merkwürdiger, als Lloyds Kaffehaus. Hier kommen Staatsleute, Parlamentsglieder, Kaufleute, Gelehrte und Manufakturisten zusammen, um sich über die öffentlichen Staatsangelegenheiten zu unterhalten, und in der Redekunst zu üben, wodurch sie im Parlamente glänzen wollen.

Es existirt vielleicht in der ganzen Welt keine Privatanstalt, wo so anhaltend und frey über öffentliche Staatssachen geredet wird, als hier. Da findet man alle mögliche Zeitungen und Journale. Ein jeder trägt das, was er Neues weiß, in ein Buch ein, dessen Glaubwürdigkeit verbürgt ist. Oft kommen da die geheimsten Plane und Staatsverhandlungen zu Tage. Die Correspondenz aus allen Welttheilen wird vorgelesen; und die Regierung selbst ist nicht gleichgültig gegen die Aeußerungen dieser Gesellschaften. Durch sie bildet sich der Gemeingeist des Volkes; und das Parlament hat darin eine Pflanzschule seiner Redner.

Die Börse.

Wie die Klubs und Kaffehäuser hauptsächlich der Politik geweihet sind, so ist es die Börse dem Handel. Hier werden Geschäfte und Spekulationen für die ganze Welt gemacht. Die Kaufleute, die Mäkler, die Bankiers, und selbst die Staatsbeamten versammlen sich hier, um das zu erfahren und zu betreiben, was den unermeßlichen Handel der brittischen Nation ausmacht. Der Wechselcours fast aller großen Handelsstädte erhält von da aus seine Richtung oder Bestimmung. Wir werden im folgenden Abschnitte auf diesen großen Gegenstand zurückkommen; hier müssen wir nur bemerken, welchen Einfluß diese Dinge auf den Charakter des Volkes haben.

Da die Politik und der Handel die Hauptgegenstände seiner Beschäftigung ausmachen, so ist es natürlich, daß das Volk an eine gewisse ernste und gründliche Denkungsart gewöhnt wird. Diese äußert es selbst in seinem Vergnügen und seinem Aufwande. Als ein Mensch, der viel Geld gewinnt, zeigt sich der Engländer reich und prächtig in seinem Hausrath und seiner

Kleidung: allein diese Dinge erscheinen bey ihm mehr unter dem Anstriche des Nutzens und der Pracht, als des Luxus und der Ostentation. Einfachheit und Solidität unterscheiden ihn sowohl in seinen häuslichen als öffentlichen Verrichtungen. Daher kömmt es denn auch, daß die englischen Fabrikate und Luxuswaaren sich vorzüglich durch Reinheit, Dauer und Vollendung auszeichnen. Keine andere Manufakturen können es den englischen in Leder-, Stahl-, Tuch-, Leinen- und Töpferarbeit zuvorthun. Alles daran ist mit der strengsten Pünktlichkeit und Solidität verfertigt.

Indessen verfällt der Engländer im Genusse seiner Reichthümer und Freyheit in andere Ausschweifungen. Es ist kein Aufwand sowohl in Gastmählern als Freudenfesten, in Equipagen und Möbeln, in Schauspiel und Gärten zu denken, welchen ein Britte nicht gemacht hätte. Dabey kommen die sonderbarsten Gedanken und Unternehmungen zum Vorschein. Der Eine schafft sich, wie ein Sultan, ein Serail; der Andere sammelt Antiken und Naturalien; ein Dritter verwandelt ganze Landschaften in Gärten; ein Vierter bereiset alle Länder der Erde; ein Fünfter bauet Kirchen und Hospitäler, ein Sechster besucht die Kerker und unterstützt die Gefangenen; ein Siebenter endet mitten im Genusse seine Laufbahn, und schießt sich eine Kugel vor den Kopf.

Dieser Charakter der Originalität zeigt sich auch in ihren Kunst- und Geistesprodukten. Sie unterscheiden sich mehr durch eine gewisse originelle Kraft und Darstellung, als durch jene gesuchte Feinheit und Korrektheit der übrigen Nationen. Man findet an ihnen, daß ihr Verfasser ein Selbstdenker war.

Das Gefühl von Unabhängigkeit und Vermögen macht, daß der Engländer gegen Fremde sich nicht gar

höflich und polit beträgt; ja seine Aeußerungen arten oft in Verlegenheit und Stolz aus. Allein Montesquieu bemerkt hier sehr richtig, daß eine übertriebene Höflichkeit eben ein Zeichen der Unterdrückung sey: Jemehr es Leute unter einer Nation giebt, sagt er, welche sich einander schonen und gefallen müssen, desto mehr Höflichkeit ist unter ihnen. Uns sollte mehr die Feinheit der Sitten als Gebräuche von barbarischen Völkern unterscheiden. Der Engländer, welcher zu Hause stets mit Parthien, und außer seiner Insel mit den Stürmen des Meeres zu kämpfen hat, wird nothwendig eine gewisse Rauhheit in seinen Sitten annehmen.

Aber mitten unter dem Getöße und den Ausschweifungen der Männer erscheinen die Weiber in einer strengen Sittsamkeit. Obwohl die Engländerinnen im Durchschnitt genommen, schön sind, und durch ihre liebenswürdige Schüchternheit reizen; so findet man doch die Fehler dieses Geschlechtes nicht so häufig, als in andern Ländern. Selten daß eine Frau einen Cicisbeo oder Liebhaber um sich hat. Selbst bey den ehrlichsten Tischgesellschaften ziehen sie sich zurück, sobald die Becher klingen, und berauschende Getränke der Männer Gespräche unanständig machen könnten.

Die Paulskirche.

Die Paulskirche in London hat beynahe die Form des Pantheons in Paris; nur mit dem Unterschiede, daß sie in einem etwas ältern Stile gebaut ist. Uebrigens ist sie ein großer majestätischer Tempel; ein wahres Bild ihrer Religionsmeinungen. Die Nebengebäude drücken die vielen Sekten, die Kuppel die aufstrebende Episkopalhierarchie aus. Da sich in England die Religionsfreyheit zu gleicher Zeit mit der politischen bildete, so

finden wir kein Land in Europa, wo sich so viele Sekten auszeichnen, als auf dieser Insel. Katholiken, Episkopalen, Presbyterianer, Puritaner, Quäcker, Herrenhuter, Independenten und Indifferenten Von allen diesen verschiedenen Glaubensbekenntnissen wird aber die Episkopalkirche als die herrschende angesehen, aber keine mehr eingeschränkt als die katholische. Diese Sonderbarkeit liegt im Geiste der englischen Geschichte und Verfassung. Die Episkopalkirche erscheint in der Form einer gemäßigten Monarchie; sie kömmt also der brittischen Verfassung am nächsten; und die katholische wurde jederzeit als ein Bild der Unumschränktheit angesehen.

Man kann sagen, daß die gebildetere Klasse der Engländer jetzt im Herzen keiner dieser Sekten zugethan ist, obwohl sich die meisten entweder aus Klugheit oder Neigung öffentlich zu einer oder der andern bekennen. Da ein jeder frey denken kann und darf, so redet oder schreibt er auch öffentlich seine Meinung. Daher kömmt es, daß man in diesem Lande auf der einen Seite starke Geister, auf der andern vortreffliche Geistliche und Theologen antrifft.

Die Parks.

Zum öffentlichen Vergnügen und Spaziergange dienen vorzüglich die Parks, als der St. James, Green- und Hydepark. Darin sieht man eine Menge Volks umherwandeln, und auf den Wegen die Kutschen und Pferde. Ein vorzügliches Lustspiel der Engländer sind die Wettrennen, wie denn ihre Pferde mehr der Geschwindigkeit als Schönheit wegen geschätzt werden. Man will behaupten, daß einige darunter eine englische Meile in fünf Minuten durchlaufen können. Dabey

geschehen denn große Wetten, so daß öfter ein ganzes Vermögen an einen solchen Kampf gesetzt wird.

Die gemeinen Leute, welche sich keine Pferde halten können, belustigen sich durch Springen in Säcken, durch Baxen und Hahnenkämpfe, sind aber nichts destoweniger so eifrig und wagend dabey, als die reichsten Lords mit ihren Rennern.

Kein Volk liebt mehr auffallende und grelle Schauspiele als das englische. Je größer und greller die Auftritte sind, desto mehr bezeugt es seinen Wohlgefallen daran. Daher erscheinen auch auf der Schaubühne so häufig Blutgeschichten, Staatsverhandlungen, Kriege und Gespenster. Ja durch die sogenannten Entertainments versucht man ganze Seeschlachten, Krönungsfeste, Tourniere, und die Länder und Gebräuche aller Welttheile darzustellen. Die Panorama's mögen daher auch wohl ihren Ursprung erhalten haben.

Vauxhall.

Einer der besuchtesten Orte des öffentlichen Vergnügens ist der schöne, zwey englische Meilen von London an der Themse liegende, Garten zu Vauxhall. Hier sind Spaziergänge und Lusthäuser, Bälle und Konzerte, köstliche Bewirthung, und Spiele und öfters eine Gesellschaft von sechs- bis achttausend Menschen zu finden. Bey Tag ergötzt die vortreffliche Anlage desselben, bey Nacht ist alles mit einer unzähligen Menge von krystallenen Lampen beleuchtet. Die Säle und Gebäude sind im besten Geschmacke geordnet und mit den Bildern großer Menschen geziert. Dabey wird alles in englischer Pracht und Verschwendung getrieben.

III. Das Edle und Erhabene.

Zwey Dinge trugen hauptsächlich zur heutigen Größe Brittaniens bey: nämlich die Heldenkraft der mittlern Zeiten und der Handel der neuern. Ein Volk, was nur durch eins von beyden gebildet wird, nimmt entweder einen Anstrich von kriegerischer Rohheit, wie die Spartaner und Römer, oder von kleinlicher Verschlagenheit, wie die Karthaginenser an. Wären die Engländer allein mit ihrem Handel beschäftigt gewesen, schwerlich würde sich unter ihnen die Freyheit und der Heldengeist erhalten haben; und hätten sie stets ihre innerlichen und äußerlichen Kriege gefochten, sie würden in eine rohe Wildheit versunken seyn. Aber durch die sonderbare Mischung von Helden- und Handelsgeist bildete sich der Charakter der Nation zu jenem Gleichgewichte verschiedener Kräfte, welches sie vor allen andern auszeichnet. Der Heldengeist gab der Handlung Größe, diese aber jenem Feinheit und Ueberlegung; so sahen wir dann auf dieser Insel jenes seltsame Phänomen: die eigennützigste Gewinnsucht mit dem edelsten Patriotismus und Aufopferung, vereinigt. Ehe wir nun von jenen Anstalten der englischen Nation reden, welche ihr unter allen Völkern vorzüglich eigen sind, müssen wir zuvor die Ursachen und Veranlassungen davon aufzufinden suchen.

Westmünster.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Englands Lage die Nation vorzüglich zum Handel und zur Schifffahrt angereizt habe. Ringsum mit Meer umflossen, und dadurch gleichsam aus aller Verbindung mit dem festen Lande gesetzt, mußten sich die Engländer frühe aus Seewesen

gewöhnen. Daß aber diese Lage der Dinge allein nicht den Handel befördert habe, davon ist die brittische Geschichte Beweis. Wenn man einige ihrer Regenten, welche den Handel begünstigten, ausnimmt, so erscheinen die Engländer in dem Mittelalter mehr mit ihren geistlichen und politischen Anstalten, als ihren kommerziellen beschäftigt. Die Geschichtschreiber haben wohl zwanzig bis dreyßig innere und äußere Kriege, und eben so viel Staatsveränderungen aufgezeichnet, ehe sie von irgend einem Gesetze oder einer Verfügung reden, welche eigenst den Handel betroffen hätten.

Solche heroischen Auftritte und bürgerliche Erschütterungen mußten aber eben vorausgehen, um der Nation jenen Geist von Freyheit und Größe anzubilden, welcher sie auf allen Meeren und Inseln charakterisirt. Die Portugiesen und Spanier haben früher die andern Welttheile beschifft und entdeckt, die Holländer einen weitern Handel getrieben, als die Engländer: allein sobald dies zuvor nur an kriegerische Unternehmungen und politische Katastrophen gewöhnte Volk den Dreyzak ergriff, deckten auch bald seine Schiffe alle Meere, und seine Herrschaft war auf allen Inseln der alten und neuen Welt gegründet.

Von der Anbildung dieser eignen Seegröße der Engländer wird man nicht deutlicher überzeugt, als wenn man zu den Grabmälern der Westmünsterabtey wallfahret. Aus allen Kapellen dieses ehrwürdigen gothischen Gebäudes, von allen Sälen und Gängen her sprechen die Geister jener Könige und großen Männer, welche die Geschichte von Großbrittanien so glänzend und auffallend gemacht haben. Da erinnert das Grab Eduards des Bekenners an die sächsischen Dynasten, wo die Heptarchen unter sich und endlich gegen die Dänen

stritten, bis der große Alfred auftrat, und das Reich von innen durch feste Gesetze, von außen durch eine respektable Land- und Seemacht gründete. Die Mausoleen der folgenden Könige, besonders der Eduarde und Heinriche zeugen von dem großen Heldengeiste, welcher damals die englische Nation belebte, und sie zur Eroberung von Frankreich führte. Die Bilder Richards II., Eduards IV. und Heinrichs VII. scheinen noch den Geist der bürgerlichen Kriege zwischen der weisen und rothen Rose, oder den Häusern von York und Lankaster zu athmen, welche so viele Jahre hindurch England mit Blute färbten. Nun erscheinen die Grabmäler zweyer Weiber, der Maria und Elisabeth, wovon die erste die Protestanten, die letztere die Katholiken verfolgte, indessen sie beyde ihre Rechte erweiterten. Mit Traurigkeit wird man befallen bey den Leichen der Stuarten. Sie erinnern an alle die Unglücksfälle, wodurch sie ihre Pallaste mit dem Kerker, und den Thron mit dem Blutgerüste vertauschen mußten.

Nach diesen erschütterden Reminiscenzen kommt man auf glücklichere Zeiten; und die Größe des brittischen Volkes erscheint in ihrem ganzen Glanze. Da erblickt man an der Seite der königlichen Grüfte die Ehrenmäler der berühmten Männer, welche der Nation entweder durch eine kluge Staatsverwaltung, wie Chatam, oder durch Heldenthaten, wie Marlborough, oder durch Künste und Wissenschaften, wie Shakespear und Newton Ehre gemacht haben.

Alle diese hier sprechenden Denkmäler geben die Ursachen an, warum Brittanien in den Annalen der Menschheit eine so große Rolle spielte, und zur Herrschaft aller Meere und Inseln gebildet wurde.

Theater und Kunstliebhaberey.

Dieser Gemeingeist (public spirit) druckt sich nicht nur in den öffentlichen Anstalten und Verhandlungen, sondern auch in den Kunstsachen und dem Theater aus.

Shakespears und vieler anderer Dichter Darstellungen sind entweder größtentheils aus der englischen Geschichte geschöpft, oder doch aus der Denkungsart und den Sitten des Volkes kopirt. Da erscheinen die blutigen Kämpfe ihrer Helden, Parlaments- und Staatsaktionen, Bürgerkriege und Volksauftritte, und selbst die komische Muse muß sich, wenn sie gefallen soll, in englischen Sitten und Manieren zeigen. Das Andenken Shakespears ist unter den Britten so heilig, daß es an eine Apotheose grenzt.

Als sich in neuern Zeiten eine englische Kunstschule bildete, hat sie vorzüglich englische Heldenthaten und merkwürdige Seeschlachten zu Gegenständen ihrer Darstellung gewählt. Wer kennt nicht die Bilder von West, Angelika Kaufmann, Reynolds, Ryland, Woolet, Green, Murfy, Hall ꝛc. welche alle als Denkmäler der brittischen Heldengeschichte gelten können? Es war sogar eine Zeitlang Sitte, die römischen und griechischen Alterthümer aufzusuchen; und viele Geschichtschreiber schilderten darum die Begebenheiten der alten Republiken, weil man England als den Sitz der europäischen Freyheit ansahe.

Greenwich.

Ein noch viel sprechenderes und lebendigeres Denkmal des englischen Muthes ist das Invalidenhaus zu Greenwich. Ein wahres Seitenstück zu jenem in Paris.

Beyde eifernde Nationen, die Franzosen und Engländer, erbaueten den traurigen Schlachtopfern ihrer Kriege und Heldenthaten Pflegehäuser. Beyde zeigten hierin eine schöne Dankbarkeit gegen ihre tapferen Vertheidiger. Die verstümmelten Invaliden zu Paris erinnern an alle die großen Schlachten zu Land, die zu Greenwich an jene zur See. Es ist der Mühe werth Vergleichungen unter beyden anzustellen. Beyde Pflegehäuser zeugen zwar von gleichem Aufwande und gleicher Theilnahme: allein im Pariser findet man mehr Sorgfalt, zu Greenwich mehr Reinlichkeit. Die Invaliden zu Paris zeigen eine glänzendere Tapferkeit, jene zu Greenwich einen beharrlichern Muth. Die Pariser orientiren sich mehr in der Heldengeschichte der Zeiten, die Greenwicher in jener der Welttheile. Jene zeigen mehr Geschichts-, diese mehr Länderkunde. Jene kennen alle Wege auf dem festen Lande, diese alle Gegenden der weiten See. In beyden verehrt man die Heldentugenden ihrer Nationen, nur mit dem Unterschiede, daß man jene feuriger, diese entschlossener findet.

Das Parlamentshaus.

Die Säle, worin sich die Stellvertreter der englischen Nation versammlen, um Gesetze zu geben, haben noch ein altgothisches finsteres Ansehen. Sie können also weder an Geschmack noch Pracht mit jenen des Senats und der gesetzgebenden Körper in Paris verglichen werden; aber eben durch ihr ehrwürdiges Alterthum beweisen sie auch die lange Dauer der brittischen Freyheit. Sie verkünden, daß das neuere Gebäude der brittischen Konstitution auf den Grund des alten errichtet, oder vielmehr daß es nur als eine Verbesserung desselben anzusehen sey. Keine Nation in Europa ist dem altgermani-

schen Systeme bürgerlicher Organisation treuer geblieben, als die englische, daher denn auch die Freyheit auf dieser Insel länger erhalten wurde, als auf dem Kontinente. Während der französischen Revolution war die brittische Regierung gewiß oft in eine gefährliche Lage gebracht, und das Ministerium erlaubte sich auch mehrmalen die Suspension der Grundgesetze; nichts desto weniger erschallten jederzeit die derbsten Rügen einer mächtigen Opposition im Parlamente.

Ueberhaupt ist es der Freyheit eines jeden Volkes zuträglich, wenn die Staatsformen, wodurch sie erhalten werden soll, schon lange in Uebung sind. Die Engländer glauben in ihrem Parlamente nichts anders als nur die Fortsetzung jenes vor tausend Jahren schon bestehenden Witenagemot zu sehen, was schon unter Alfred die Nation vertrat. Bey dem Anblicke dieser Säle denkt man immer zurück, daß hier die Magna charta bewahrt, Könige und Herzoge gerichtet, und die Bill of Rhits abgefaßt wurde. Jedermann weiß wohl, daß die Mehrheit der Stimmen oft erkauft wird: allein die kühne Sprache der Freyheit ist doch noch nie unter denselben stumm geworden. Das Parlament, unterstützt von dem Gemeingeiste des Volks und andern Grundanstalten, kann noch lange die Britten bey ihrer Freyheit erhalten, wenn nur zuweilen große Redner und ächte Patrioten darin auftreten.

Das brittische Musäum.

Die englischen Kunstsammlungen, Bibliotheken, und gelehrten Institute können dermalen nicht mehr mit jenen in Paris verglichen werden, als wohin durch den den letzten Krieg alle Schätze der Welt geführt wurden; indessen haben sowohl die Regierung, als die reichen

Parlikülliers alles gethan, um solche Anstalten zu treffen, worin sich ein junger Künstler oder Gelehrter bilden kann. Ich will jetzt nicht wiederholen, was ich bereits schon bey der Nationalbibliothek in Paris von den großen Köpfen Brittaniens und ihren wissenschaftlichen Produkten sagte. Hier soll nur gezeigt werden, wie der Geist der Nation auch auf die Bildung dieser vortrefflichen Köpfe und ihrer Werke gewirkt habe.

In drey Fächern der Wissenschaften haben sich die Engländer vorzüglich ausgezeichnet, nämlich in der Philosophie, der Geschichte und der Staatskunst. Wer kennt nicht die Namen eines Bacon, Loke, Newton, Hume, Robertson, Gibbon, Sydney, Smith ꝛc.? Das kalte ernsthafte Eindringen in die vorliegenden Gegenstände, die solide Kenntniß der Dinge, worüber sie abhandelten, und der kühne Geist der Wahrheit konnte nur unter einer Nation so vorzüglich gebildet werden, welche stets auf ernsthafte Beschäftigungen geführt wird, und immer Theil an den Angelegenheiten ihrer Regierung nimmt. Der Engländer verbindet die fleißige Gründlichkeit der Deutschen mit dem kühnen Fluge der Franzosen: daher kömmt es denn auch, daß man von ihren guten Köpfen so viele Reden aus dem Stegreife hört, welche durchdachte Abhandlungen genannt werden könnten.

Auch über ihre Künstler und Dichter ist dieser Geist gekommen. Die Gegenstände eines Shakespeare, Young, Milton, West, Reynolds, Green ꝛc. sind entweder aus der Geschichte ihrer Religion oder ihres Staates genommen; und selbst ihre Satyriker und Sentimentalisten, z. B. Addisson, Fielding, Swift, York, Buttler, Hogart ꝛc. verrathen den eignen Volkssinn in ihren Werken.

Die Welt hat aber den Engländern noch die Bearbeitung eines Zweigs von Gelehrsamkeit oder Erudition zu verdanken, welchen alle übrigen europäischen Nationen entweder nicht genug kultivirten oder kultiviren konnten; nämlich die Länderkunde und Sammlung der Geisteswerke außereuropäischer Völker.

Kein anderes Volk konnte mit der Leichtigkeit alle Meere und Theile der Erde beschiffen, und ihre natürlichen und Kunstschätze ausspähen. Welche Entdeckungen hat nur allein der Weltumsegler Cook gemacht! Wir haben dem Macpherson die vortrefflichen Gedichte des Ossian, dem Phococ, Stuart und Wood ꝛc. die Alterthümer Griechenlands und des vordern Asiens, und dem Hyde die erste ächte Kenntniß der persischen heiligen Bücher zu verdanken. William Jones errichtete in Bengalen eine eigne gelehrte Gesellschaft, welche sich mit Untersuchung und Bekanntmachung der indischen und andern asiatischen Geistesprodukte abgiebt. Die Asiatick Researches or Translations of Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia, welche uns Kleuker ins Deutsche übersetzt hat, sind eine reichhaltige Quelle der orientalischen Religion, Bildung, Litteratur und Kunst. Hier findet man noch die reinen Urquellen des Lichtes und der menschlichen Bildung; hier die früheren Blumen der erstern Dichter; hier die ersten Ansichten der Natur und Gottheit. Von dem Schuking, dem Vedam und Zendaveſta habe ich schon bey der pariser Nationalbibliothek geredet: hier muß ich noch zweyer Stücke orientalischer Art und Sinnes gedenken, weil wir sie vorzüglich den Engländern zu verdanken haben. Das erste ist das schöne Drama, welches uns Forster übersetzt hat, und von dem Göthe sagt:

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen.
Nenn ich, Sacondala dich, und so ist alles gesagt.

In diesem Schauspiele ist Mythe und Geschichte, Himmel und Erde, die erhabenste Heldengröße und sanfteste Weiblichkeit so vortrefflich unter einander gemischt, daß wir ein gleiches Werk der blühenden Phantasie weder in den Heldenstücken der Griechen, noch in dem weitumfassenden Shakespear, noch in den Feengeschichten des Gozzi antreffen. Dabey hat der Verfasser desselben Kalidas die Charaktere des Fürsten Duschmanta, des alten Pflegevaters Kanna und der zarten Sacondala mit ihren Gespielinnen vortrefflich gezeichnet; und es ist auffallend, daß sein Stoff noch nicht zu einer Oper bearbeitet ist; wenigstens wäre er reichhaltiger und seltener für musikalische Komposition als Dom Juan, die Zauberflöte und das unterbrochene Opferfest.

Das andere Stück des warmen Hindostan ist das Heldengedicht oder die Maha-Barath des Wyasa. Ich will nur einige Stellen davon anführen, welche beweisen, daß die Dichter und Religionslehrer des Orients mit ihrer kindlichen Ansicht der Dinge so weit kamen als die eleatische Schule mit ihrem ἓν καὶ πᾶν und die Schellingische mit ihrer absoluten Identität.

Auf und vernimm der Geheimnisse größtes! Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter,
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden,
Nichts ist größer, als ich. Wie die köstliche Perl an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonne und im Mond, Anbetung bin ich im Weda,
Schall in dem Firmament, und Menschen Natur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Saamen.

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewaffnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar von Schrecken erhoben,
Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:
„Ewiger, in dir seh' ich die Geister alle versammelt,
„Alle Gestalten der Wesen; ich seh den schiffenden Brahma
„In dir, thronend über dem Lotos. Ich schaue dich selbst an,
„Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern „bewaffnet;
„Und doch seh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
„Geist der Dinge! die Form des Alls! Ich schaue die Krone
„Deines Hauptes, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
„Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
„Deine Augen den Mond und die Sonne. Der Athem des „Mundes
„Flammendes Feuer. Der Raum des Weltalls deine Ver„breitung
„Geister seh' ich zu dir nahen, wie zum Orte der Zuflucht,
„Geister seh' ich erschrecken die Hände falten und zittern.
„Welten schauen dich an, und staunen, dich die Gewaltge
„Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und „Häuptern,

„Armen und Brüsten. Die Heere der Länder beherrschen
„den Helden,
„Siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen Athem,
„Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich
„stürzen.
„Aber du stehest und bleibst, und füllst mit Strahlen das
„Weltall.“

Die Bank.

Das Hauptbild, welches wir jetzt noch zu entwerfen haben, ist das große Gebäude des brittischen Handels und der Seemacht, wovon London der Geist und die Seele ist. Mögen doch in andern Hauptstädten und Ländern die Schätze der Kunst, die Pracht der Gebäude, die Revüen der Krieger, der Glanz des Hofes, oder die Reize der öffentlichen Feste die Bewunderung des Zuschauers erregen. In London huldigt jedermann dem Gotte der Meere und des Reichthums. Auch hat noch keine Nation ein so klassisches Werk über diese Gegenstände hervorgebracht, als Smiths über die Nationalreichthümer. Hier sieht der große ungeheure Götze, welcher alle Schätze der Erde verschlingt und wieder von sich giebt, in der einen Hand Osten in der andern Westen haltend, und ihm dienen alle Völker der Erde. Man kann annehmen, daß sowohl die Natur als die Kunst alles gethan haben, um Großbrittanien zu dem ersten Seestaate zu bilden. Ackerbau, Industrie und Handel waren und sind noch auf dieser Insel in einem vortrefflichen Zustande.

Man kann annehmen, daß Grosbrittanien den höchsten Grad seines Wohlstandes im vorigen Jahrhunderte, besonders nach dem siebenjährigen Kriege erreicht habe. Ich werde mich daher auch hauptsächlich an dieser Epoche halten, um die Größe seines Reichthums und seines

Handels zu schildern. Gegenwärtig behauptet es zwar noch mächtig seinen Rang und seinen Einfluß; allein die veränderten Verhältnisse auf dem festen Lande mögten mit der Zeit ihm doch gefährlich werden.

Die Summe aller Aecker in England wird auf 41,962,470 angesetzt. Davon sind beynahe 8,547,222 dem Getreidebau gewidmet. Man giebt den ganzen Ertrag eines Ackers von 774 rheinischen Schuhen in die Länge und 75 in die Breite auf 36 Rthlr. an. Sonach betrüge der ganze Ertrag dieser 8,547,222 Aecker nur zu 36 fl., eine Summe von 307,699,992 fl. Vom Jahre 1745 bis 1750 soll für 44,434,716 Rthlr. Getreide ausgeführt worden seyn; dieses machte für ein gemeines Jahr 9,000,000 Rthlr. Wenn nun auch der Getreidebau durch andere Anpflanzungen vielleicht jetzt nicht mehr so beträchtlich ist, und in den letzten Jahren 200, bis 700,000 Quarter oder für 3 Millionen Pfund Sterl. eingeführt wurde; so ist doch England noch eins der reichsten Länder in Europa an diesem wichtigen Produkte. Ich zähle jetzt die andern Kräuter und Gewächse, welche dem menschlichen Leben dienen, als Küchenkräuter, Kartoffeln, Obst, Safran, Hopfen, Krapp, Flachs und Hanf ꝛc. noch nicht dazu, obwohl auch davon eine Menge in den dreyen Königreichen, und besonders auf den noch übrigen 33,415,148 Aeckern Englands gezogen wird.

Eben so beträchtlich ist die Viehzucht. Nur England allein soll 12 bis 13,982,000 Stück Schafe haben, wovon es für 14,000,000 Rthlr. oder nach Andern für 120,000 Pf. Sterl. Wolle zieht, welche meistens im Lande selbst verarbeitet wird. In Irland und Schottland sind die Schäfereyen, obwohl ihre Wolle der englischen nicht beykommt, doch auch beträchtlich. An Hornvieh

und Schweinen haben die drey Reiche einen Ueberfluß. Vom Jahre 1771 bis 1777 soll Irland allein ausgeführt haben:

		Werth Pf. Sterl.
An Ochsenfleisch, . . .	193,605 Tonn. . .	312,967
— Butter, ...	276,212 Cent. . .	607,907
— Lichtern, ...	2,280 — . . .	5,700
— Talg, ...	44,919 — . . .	99,943
— Käsen, ...	2,122 — . . .	2,122
— Häuten, ...	121,163 Stück . .	170,747
— lebendigem Vieh, .	4,040 — . . .	20,000
— Schweinen u. Speck, ...		für 145,600

Aus Schottland kann man auch 30 bis 40,000 Stück, welche theils lebendig, theils in Talg, Lichtern, geräuchert ꝛc. ausgeführt werden, rechnen. Hierzu kommt noch die englische Pferdezucht. Die Engländer benutzen ihre Pferde nicht allein zum eigenen Gebrauche, sondern sie treiben auch einen beträchtlichen Handel damit, weil die englischen Pferde wegen ihrer Schönheit und Geschwindigkeit auswärts stark gesucht werden. Man rechnet die Anzahl der englischen Pferde allein auf 500,000 Stück.

Ein anderer Handlungs- und Nahrungszweig dieses fleißigen Volkes ist die Fischerey. Man nimmt an, daß nur in England 150,000 Tonnen Heringe, Sardellen und Pilgards eingesalzen werden. Schottland führt jährlich 60,000 Tonnen gesalzene und 930 Tonnen eingemachte Fische aus.

Auch unter der Erde trägt dieses Reich noch beträchtliche Schätze, besonders an Zinn, Kupfer, Bley und Eisen. Nur die Bergwerke von Kornwallis liefern jährlich für 200,000 Pf. Sterl. Zinn; und obschon die Engländer zu ihren vortreflichen Stahlfabriken eine Menge

fremdes Eisen einführen, so erzeugen doch auch die brittischen Bergwerke vieles Eisen; besonders das englische bey Newkastel und Whitrigs, welches letztere wöchentlich 200 Tonnen, die Tonne zu 30 Centner liefert, und das schottische bey Carron, das 1200 Menschen beschäftigt.

In einem so kultivirten Lande muß das Holz dem Ackerbau Platz machen. Dafür hat es aber die Natur mit Steinkohlen versehen, wodurch es das Brennholz leicht entbehren kann. Die Kohlenbergwerke sind auch so reichhaltig, daß nur von Newkastel allein nach London jährlich über 600,000 Chaldrons oder 24,000,000 Scheffel abgeführt werden.

Betrachtet man nun, wie in Großbrittanien die Natur von dem Kunstfleiße, und der Kunstfleiß von der Natur unterstützt wird; wie die vornehmste Lebensnothwendigkeit, als Getreide, Fleisch, Fische, Leinwand, Leder, Lichter, Wolle, Steinkohlen ꝛc. im Lande selbst erzeugt und verarbeitet werden; so wird man die Dauer und festen Gründe dieses Volkes noch mehr einsehen. Die Britten sind nicht nur im Stande, sich selbst zu erhalten, sondern sie setzen auch durch ihre Industrie fast alle Welt, theile in Kontribution. Es ist daher auch leicht begreiflich, wie dieses Volk so viel in Krieg und Luxus verschwenden und ohne zu Grunde zu gehen, eine so ungeheure Schuldenlast ertragen konnte.

Die brittische Nationalindustrie ist wirklich die vorzüglichste in Europa. Das Land ist vortrefflich angebaut, das Volk fleißig, die Arbeit unendlich vertheilt, und ihre landwirthschaftlichen und Manufakturwerkzeuge und Maschinen die Muster Europens.

Großbrittanien soll haben:

Fabriken	Arbeiter	Werth ihres Produkts. Pf. St.
in Wolle, ...	1,500,000	15,700,529
— Metall, ...	900,000	9,000,000
— Leder, ...	700,000	11,725,000
— Seide und Baumwolle,	300,000	3,925,000
— Flachs und Hanf, . .	200,000	2,500,000
— Glas, Stein, Papier ꝛc.	230,000	1,500,000
Summa	3,830,000	44,350,529

Wenn auch obige Anzahl der englischen Fabrikanten und ihrer Produkte übertrieben ist, so mag doch die Summe immer herauskommen, wenn man alle Arbeiter und ihre Kunstprodukte zusammenhält.

Schon die Summe der Natur- und Kunstproduktion allein macht in Brittanien einen vortheilhaften Handel nothwendig. Setzt man noch dazu seine herrliche Lage, seine Handlungsanstalten und seine Schifffahrt ꝛc., so wird man nicht mehr anstehen, dieses Reich für einen der ersten und reichsten Handelsstaaten der Welt zu halten.

Dieses Land begreift zwey große und mehrere kleine Inseln in sich. Diese Inseln sind von beträchtlichen und einer Menge kleiner Flüsse bewässert und durchschnitten. Alle diese Flüsse ergießen sich aus der Mitte der Inseln auf allen Seiten herum ins Meer. Endlich scheint Brittanien seiner Lage gemäß Europa und Amerika zu beherrschen. Dies that die Natur. Dazu kömmt noch die Kunst und Betriebsamkeit seiner Einwohner. Die Flüsse dieser Inseln sind durch Kanäle, welche das ganze Land durchkreuzen, verbunden. Darunter sind die vor-

nehmsten: Erstens der bridgewaderſche Kanal, welcher durch große Gewölbe unter der Erde und über Thäler und Flüsse fortgeleitet wird. Zweytens der Kanal, so den Trentfluß mit dem Merſey, mithin das irriſche Meer mit der Nordſee verbindet Aus dieſem kann man noch vermittelſt eines andern in Staffordſhire den Saverufluß erreichen. Drittens der große Kanal zwiſchen Liverpol und Leeds, ſo den Humber mit dem irriſchen Meere vereinigt. Viertens der Kanal von Newri, wodurch der Neaphſee mit dem atlantiſchen Meere zuſammenfließt; nebſt dieſen wird noch an einer Menge von Kanälen, z. B. am großen Kanal bey Dublin, an einer Vereinigung des Clydefluſſes mit dem Firth of Forth und mehreren anderen Firths und Kanälen gearbeitet. — Eben ſo merkwürdig iſt es, daß dieſes unternehmende Volk faſt an jeder Mündung eines nur halbbeträchtlichen Fluſſes, oder ſonſt einem bequemen Orte einen Seehafen angelegt hat. England allein hat deren ſieben und funfzig; und die Schiffe, die zum Handel benutzt werden, rechnet man auf ſechs bis acht tauſend.

Dieſes ſind die Quellen der brittiſchen Reichthümer in Europa. Zu den Schätzen anderer Welttheile wußten ſich die Engländer durch ihre Schifffahrt, ihren Handel und Unternehmungsgeiſt auch einen weiten Weg zu machen. Sie beſaßen bald in Oſten und Weſten ganze Königreiche, deren Produktion an Baumwolle, Tabak, Kaffee, Zucker, Indigo, Zeugen, Stoffen, Fiſchen, Thieren, Thierhäuten und andern auswärtigen Artikeln, nicht nur zu ihrer eignen Konſumtion, ſondern auch zu einem anſehnlichen Handlungszweige dienlich iſt. Sie gewinnen in ihrem Handel mit Weſtindien jährlich ohngefähr zwey Millionen Pfund. Eben ſo vortheilhaft ſoll

auch die Handelsbilanz mit den nordamerikanischen Kolonien, vor deren Verlust, für sie gewesen seyn; wie denn Nordamerika einer der reichsten Staaten werden kann. Ihre ostindische Kompagnie ist bis jetzt noch ein reicher und großer Staat im Staate. Um den Handel auszubreiten und aufzumuntern, hat man mehrere Handlungskompagnien in England errichtet, darunter die ostindische die beträchtlichste ist. Sie wurde gegen das Ende der Regierung Elisabeths gestiftet, und ihr Charter im Jahre 1599 ausgefertigt. Durch die Vorrechte, welche ihr Jakob I. und Karl II. gestatteten, bekam sie fast die ganze Staatsgewalt in den ostindischen Besitzthümern der Engländer. Sie führte auf ihre eigne Kosten Kriege, rüstete Schiffe aus, und machte bald so vortheilhafte Eroberungen, daß ihr ganze Königreiche unterwürfig wurden. Ihr ursprüngliches Kapital belief sich auf 369,891 Pf. Sterl. Es hatte sich aber bald verdoppelt: denn im Jahre 1685 hatte sie schon einen Werth von 1,704,422 Pf. beysammen. Eben so verdoppelten sich die Aktien. Allein dieser glückliche Zustand dauerte nicht immer. Theils durch unglückliche Kriege, welche sie mit den Holländern und den Mogoln führte, theils durch die Konkurrenz einer neuen Kompagnie, welche Wilhelm von Oranien 1698 stiftete, ist sie beynahe gänzlich herabgekommen. Zum Glücke vereinigten sich endlich beyde im Jahre 1702. Ich will jetzt nicht die großen Thaten und Bedrückungen, so diese Kompagnie und ihre Bedienten in diesem Zeitraum von 1701 bis zum gegenwärtigen Jahre verübt haben, noch ihre Vortheile und Nachtheile umständlich anführen, weil man darüber eigene Werke hat; so viel ist nur gewiß, daß diese Kompagnie die englische Nation gewiß um viele

Millionen bereichert hat. Die Aktien steigen und fallen, je nachdem der jährliche Gewinnst und der Kredit der Kompagnie jetzt steigt oder fällt. Der Dividend war:

im Jahr			Procente
1708			5
1709			8
1710			9
von 1711	bis	1721	10
— 1721	—	1731	3
— 1731	—	1743	7
— 1743	—	1756	8
— 1756	—	1766	6
1767			10
1771			$12\frac{1}{2}$

Indessen hatte die Kompagnie so viele Schulden, daß das Parlament ihr nicht erlaubte, die Austheilungen über 6 pro Cent zu erhöhen, bis sie dieselben bezahlt hätte. Nach Abzahlung derselben stieg der Dividend wieder auf sieben und dann auf acht Procent. Man nimmt an, daß jährlich zwanzig bis dreyßig Schiffe zum ostindischen Handel gebraucht werden, und daß der Gewinnst der Kompagnie sich auf zwey Millionen Pfund belaufe. Der Abt Raynal schildert den Zustand der englisch-ostindischen Gesellschaft vom Jahre 1776 sehr vortheilhaft.

„Den 31. Jänner 1774" sagt er, „hatte diese Gesellschaft, deren Wohlstand die Welt in Erstaunen setzte, nicht mehr als 255,240,742 Liv. 10 Sols. Ihre Schulden beliefen sich auf 250,847,842 Liv. 10 Sols. Die Bilanz war also nur 4392,900 Liv. für sie."

„Den 31. Jänner 1776 hatte sie ein Kapital von 256,518,067 Liv. 10 Sols, und für 195,248,655 Liv.

Schulden. Ihre Reichthümer hatten sich also in zwey Jahren um 46,876,512 Liv. 10 Sols vermehrt."

„Sie hat nach der Hand für 11,506,680 Livr., welche sie für das geliehene Kapital von 31,500,000 Liv. schuldig war, abgetragen. Sie hat ferner für 11,250,000 Liv. Obligationsscheine eingezogen, und noch mehrere alte in den Indien gemachte Schulden abgezahlt, so, daß den 31. Jänner 1778 die Kompagnie ein freyes Kapital von 102,708,112 Liv. 10 Sols übrig hatte, ohne ihre Magazine, Schiffe, Festungen und andere Schiffsgeräthschaften zu rechnen."

„Dieser glückliche Zustand wird noch höher steigen, wenn die ungeheuren Besitzthümer, welche die Engländer in den Indien erobert haben, besser regiert werden. Im Jahre 1773 gaben diese Besitzthümer 113,791,252 L. 10 Sols; davon nahmen aber die Hebungs- und Erndtekosten 81,153,652 Liv. 20 Sols hinweg. Mithin machte der reine Ertrag eine Summe von 32,660,100 Liv. aus. Er ist stufenweise gestiegen, weil man die Anordnung der Kompagnie mit glücklichem Erfolge angegriffen hat; und er könnte noch höher steigen, weil noch eine Menge von Unordnungen abzustellen sind."

„Die Ausdehnung des Handels wird ihr neue Quellen von Reichthümern eröffnen. Der Verkauf der Kompagnie war:

im Jahre	Livres	Sols
1772 . . .	79,214,872	10
1773 . . .	71,992,552	10
1774 . . .	82,665,405	—
1775 . . .	78,627,712	10
1776 . . .	74,400,457	10

„Setzt man noch dazu die Summe von 11,250,000 L. auf welche man die durch Schleichhandel von Indien

eingeführte Waaren schätzt, ferner 4,500,000 Liv. für Diamanten und die andern versteckten Fonds, oder die Reichthümer, so einzelne Personen und Bediente der Gesellschaft von den Indien zurückbringen. Bedenkt man noch über dieses, daß, um diese ungeheure Spekulationen, welche alle Völker des Erdbodens den Engländern zinnsbar machen, zu unterhalten, nicht mehr als für 2,250,000, höchstens 3,375,000 Liv. Werth aus Großbrittanien nach den Indien ausgeführt wird; so kann man sich ein wahres Bild von den großen Vortheilen machen, so diese so entfernten Kolonien ihren glücklichen Besitzern verschaffen."

Diesem vortheilhaften Gemälde, was Raynal von der indischen Kompagnie machte, entsprechen die Beschreibungen anderer Schriftsteller von derselben nach ihrem jetzigen Zustande nicht allerdings. Sie sagen, die schlechte Verwaltung ihrer Bedienten, welche sich bereicherten, indessen die Kompagnie verarmte; ihre weitschichtigen Plane, gemäß welchen dieselbe aus einer Handlungsgesellschaft eine erobernde Macht geworden sey; die Forderungen des Ministeriums, besonders des Lord North, welcher die Kompagnie wie ein Igel aussaugte, nebst ihren Schulden, haben sie sehr herabgebracht. Im Jahre 1784 soll sie nicht einmal ihren Interessenten die Zinsen ihrer Gelder und den Zoll von ihren aus Indien angekommenen Schiffen haben zahlen können. Ja etliche befürchteten sogar einen Bankerott. Dem sey aber wie ihm wolle, es bleibt doch immer ausgemacht, daß Großbrittanien unaeheuere Schätze durch seinen Handel und durch seine Besitzthümer in Indien zieht. Sollte auch die Kompagnie verlieren oder zu Grunde gehen, so werden doch die indischen Reichthümer für Großbrittanien nicht verschwinden. Die Waaren und

das Geld, was der indische Handel Großbrittanien bringt, fließt doch immer in dies Reich zurück; es mag nun durch die Kompagnie oder andere Wege geschehen. Vom Jahre 1697 bis 1773 führte Großbrittanien nach den Indien für 32,202,752 Pf. 11 Schill. 6 Pence aus; dagegen bekam es von dort für 74,997,971 Pf. 19 Schill. und 3½ Pence zurück, ohne die Gewinnste des Schleichhandels.

Vor dem Kriege wurde der Gewinn der Kompagnie folgendermaßen angegeben. Sie zog

aus den eroberten Ländern und ihren Einkünften jährlich . . .	3,000,000 Pf.
An Zöllen auf ein- und ausgehende Waaren	439,000 —
Handlungsgewinn nach Bericht des Rechnungsführers . . .	500,000 —
Zusammen	3,939,000 Pf.

Dagegen war die Ausgabe:

Die Dividende und Abgaben an die Regierung	800,000 Pf.
Zinnsen von 7 Millionen à 5 p. c. .	350,000 —
Zusammen	1,150,000 Pf.
bliebe Gewinn	2,789,000 Pf.

Da während dem jetzigen Kriege England sich zum Herrn fast des ganzen indischen Handels gemacht hat, und folglich das einträglichste Monopol mit den Produkten der indischen Inseln treibt; so setzt es dadurch alle Völker in Kontribution, und seine Gewinnste müssen ungeheuer seyn.

Nach einem unter den im Moniteur publizirten englischen Papieren gefundenen Etat soll sich derma-

len der Ertrag der ostindischen Kompagnie folgendermaßen befinden.

Das Einkommen derselben ist . . 11,976,180 Pf.
Die Ausgaben und Dividenden . 9,246,369 —
Dabey bliebe noch nach Abzug aller anderen Kosten und Verwendungen reiner Gewinn . . . 1,053,582 Pf.
Nimmt man nun alles dieses zusammen, so wird man begreifen, wie vortheilhaft überhaupt die Handlungsbilanz für Großbrittanien sey.

Nach Whitworth, welcher aber die Aus- und Einfuhr nur nach den Zollbüchern berechnete, betrug im Jahre 1750 die Ausfuhr um 7,359,064 Pf. St. mehr als die Einfuhr. Dieses Jahr ist freylich das beträchtlichste unter allen von demselben angeführten; allein durchgängig ist doch die Bilanz für Großbrittanien, und in den Jahren 1751, 1758 und 1764 beläuft sie sich immer auf 6 Millionen Pfund. Im letzten Jahre, so Whitworth berechnete, nämlich im Jahre 1773 verhielt sich die Ausfuhr zu der Einfuhr folgendermaßen:

Länder	Einfuhr Pf. Sterl.	Ausfuhr Pf. Sterl.
Afrika	68,424	662,112
Canarische Inseln	10,635	43,889
Dänemark u. Norwegen	71,044	161,399
East Contry	164,337	68,571
Ostindien	1,933,096	845,707
Flandern	79,957	1,006,601
Frankreich	44,484	285,776
Deutschland	454,186	1,537,552
Grönland	17,644	28
Holland	411,642	1,873,860
Irland	1,252,817	2,918,802
Insel Man	4,563	18,336

Länder	Einfuhr Pf. Sterl.	Ausfuhr Pf. Sterl.
Italien	480,349	848,729
Madera . . .	2,499	13,118
Portugal . . .	349,214	522,579
Rußland . . .	850,112	196,229
Spanien . . .	462,542	839,072
Straße Gibraltar . .	714	65,089
Schweden . . .	161,603	36,508
Türkey	163,538	118,475
Venedig	104,003	98 571
Alderney . . .	623	1,891
Guernsey . . .	43,291	39,223
Jersey	11,881	20,665
Antigua	112,779	93,323
Barbados . . .	168,682	148,817
Bermudes . . .	509	10,051
Canada	42,594	516,867
Carolina . . .	456,513	544.859
Cap Breton . . .	— —	984
Dominik . . .	248,868	43,679
Florida	7,129	51,502
Georgika . . .	35,391	62,932
Granades . . .	441,041	102,761
Hudsonsbay . . .	8,943	6,467
Jamaika	1,286,888	683,451
Montserrat . . .	47,411	14,974
Nevis	39,499	9,181
Neuengland . . .	124,624	527,055
Neufoundland . .	68,087	77,444
Neuprovidenz . . .	3,579	2,132
Neuyork	76,246	289 214
Neuschotia . . .	1,719	27,032

Länder	Einfuhr Pf. Sterl.	Ausfuhr Pf. Sterl.
Pensylvanien . . .	36,652	426,448
St. Croix . . .	6,706	1,248
St. Eustatia . . .	5,733	— —
St. Kitts . . .	150,512	62,607
St. Thomas . . .	— —	271
St. Vinzent . . .	145,619	38,444
Tabago	20,453	30,049
Tortola	48,000	26,917
Virginien u. Maryland .	589,803	328,904
Spanisch Westindien .	35,941	15,114
Summa mit Schill. u. Pence	11,402,319	14,762,909
Bilanz	3,360, 590	

Nach einer zuverläßigeren, vom Generalinspektor des Handels, Thomas Irving am 5. März 1799 dem Parlamente vorgelegten Berechnung verhielt sich die Ausfuhr gegen die Einfuhr von 1787 bis 1799 folgendermaßen:

Werth der Einfuhr	Jahre	Werth der Ausfuhr brittischer Waaren	Werth der Ausfuhr fremder Waaren	Werth der gesammten Ausfuhr
17,804,024	1787	12,054,224	4,815,890	16,870,114
18,027,188	1788	12,724,612	4,747,796	17,472,408
17,821,102	1789	13,779,506	5,561,042	19,340,548
19,130,886	1790	14,921,084	5,199,037	20,120,121
19,669,782	1791	16,810,018	5,921,976	22,731,995
19,659,358	1792	18,336,851	6,568,348	24,905,200
19,256,717	1793	13,892,268	6,497,911	20,390,180
22,288,894	1794	16,725,402	10,020,564	26,740,967
22,736,889	1795	16,527,213	10,785,125	27,312,338
23,187,319	1796	19,106,144	11,317,740	30,424,184
21,013,956	1797	16,903,103	12,013,907	28,917,010
24,186,448	1798	19,171,510	13,883,885	33,055,396
29,945,808	1799	24,084,000	11,906,000	35,990,000

Wenn man nun erwägt, daß in dieser Tabelle nicht eigentlich der wahre, sondern nur in den Zollbüchern angenommene Werth der Waaren ist, und die Ausfuhr der eigenst brittischen Produkte auf dreyßig Millionen reinen Gehalts sich belaufen können, wovon also der größte Theil reiner Gewinn für England ist; so kann man die Vortheile leicht berechnen, welche die Nation davon trägt.

Um nun diesen ungeheuren Handel, besonders den inländischen, zu betreiben; um eine so große Menge von Waaren und Gütern umherzubringen oder auszutheilen, wird nothwendig auch eine ungeheure Summe Geldes erfordert werden. Doktor Price setzt die Summe des baaren Geldes auf 15 Millionen. Allein wenn man überlegt, daß das auf Befehl des Parlaments in den Jahren 1773, 1774 und 1776 eingeschickte schlechte oder abgenutzte allein 17,563,593 Pfund betrug; so mag die Summe wohl größer seyn. Etliche geben sie auf 24 Millionen an; setzt man nun noch dazu, daß ungefähr für 70 Millionen an Bankozetteln und für 400 Millionen an Wechselscheinen und Obligationen ꝛc. umlaufen, so kommt eine Summe von 487 Millionen heraus.

Das Geld einer Nation ist eigentlich kein wahres Gut; denn man kann es weder genießen, noch sich damit bekleiden, noch es bewohnen, sondern es stellt nur den Werth der Güter vor: es ist die Maschine, welche die wahren Güter leichter umlaufen macht. Wäre nun das in Großbrittanien umlaufende Geld kein anderes als gemünztes Metall; so kostete diese Maschine den Britten, welche keine Gold- und Silberbergwerke haben, jene Summe von 487 Millionen ihres eignen Produkts; oder die Cirkulation müßte sich vermindern. Um nun die Kosten für eine so theuere Handelsmaschine, als das

gemünzte Geld ist, zu ersparen, und doch die große und geschwinde Cirkulation der Güter zu erhalten, wurde unter der Regierung Wilhelms von Oranien den 27. Julius 1694 die königliche Bank errichtet. Da durch Revolution der Kredit der Regierung nicht gar groß war, so schoß die Bank derselben eine Summe von 1,200,000 Pfunden gegen eine Annuität von 100,000 Pfunden oder gegen 96,000 Pf. jährlicher Zinsen zu acht pro Cent, und 4,000 für die jährliche Verwaltungskosten vor. Als zu der Zeit vieles Geld umgemünzt wurde, hielt die Bank es für rathsam, mit der Bezahlung ihrer Zettel Einhalt zu machen: dadurch verminderte sich ihr Kredit. Es wurde ihr daher, um denselben wieder herzustellen, zugelassen, ihrem ursprünglichen Kapitale noch 1,001,171 Pf. 10 Schill. zuzufügen. Folglich machte ihr ganzes Kapital eine Summe von 2,201,171 Pfunden 10 Schill. aus. Im Jahre 1696 waren die Aktien zu 40, 50 und 60 pro Cent Diskonts, und Banknoten zu 20 Prozent.

Unter der Regierung der Königin Anna liehe und bezahlte die Bank der Schatzkammer 400,000 Pf.; sie hatte also der Regierung jetzt schon 1,600,000 Pf. vorgeschossen. Sie tilgte für 1,775,027 Pf. 17 Schill. und 11½ Pence Schatzkammerscheine. Man gab ihr daher Erlaubniß, ihr Kapital zu verdoppeln. Dasselbe belief sich im Jahre 1708 auf 4,402,343 Pfund, und das, was sie davon der Regierung vorgeschossen hatte, auf 3,375,027 Pf. 17 Schill. 11½ Pence.

Auf eine Einforderung von funfzehn Prozent im Jahre 1709 wurden 650,204 Pfunde, 1 Schill. 9 Pence; und auf eine andere Einforderung von zehn Prozent im Jahre 1710 wurden 501,448 Pf. 12 Schill. 11 Pence in die Bank bezahlt und zu Kapital geschlagen. Das ganze

Kapital der Bank belief sich demnach auf 5,553,995 Pf. 14 Schill. 8 Pence.

Im Jahre 1722 wurde, um ein Kapital von 4 Millionen der Südseekompagnie abzukaufen, das Kapital der Bank durch Subskription um 3,400,000 Pfund vermehrt. Im Jahre 1746 hatte die Bank der Regierung bis auf 11,686,800 Pfund vorgeschossen, und hatte nebst dem ein anderes Kapital von 10,780,000 Pfunden. Im Jahre 1783 war die Regierung der Bank schuldig 165,117,698 Pf. 1 Sch. 5½ Pence, und gab ihr dafür 6,885,127 Pf. 2 Sch. Zinsen. Wir werden in der Folge sehen, wie sehr sich diese Schuld in unsern Tagen vermehrt habe.

Auf diese Weise betreibt die königliche Bank nicht nur die Geschäfte einer gemeinen Bank, sondern sie hängt zu gleicher Zeit mit der Staatsverwaltung zusammen. Sie empfängt und bezahlt die meisten Annuitäten, so der Staat seinen Gläubigern schuldig ist; sie macht die Schatzkammerscheine umlaufen, und schießt der Regierung den Ertrag der Land- und Malztaxen vor, welche sie hernach selbst einzieht. Nebst dem diskontirt sie auf Kaufmannswechsel und hat in manchen Fällen den Kredit der wichtigsten Handlungshäuser nicht nur in England, sondern auch in Holland und Hamburg erhalten. Sie soll in ihren Kellern immer eine Summe von drey bis vier Millionen theils an baarem Gelde, theils an gediegenem Gold und Silber, bereit liegen, und zuweilen in einer Woche ohngefähr 1,600,000 Pfund, und größtentheils in unvermünztem Golde ausgezahlt haben. Die Bank ist zugleich die gemeinschaftliche Nährmutter der meisten Wechselhäuser. Hat ein Bankier durch den schnellen Zusammenfluß mehrerer Anweisungen nicht Geld

genug in der Kasse, so hilft er sich gleich durch eine Tratte auf die Bank von England, bey welcher ein jeder Bankier, nach Maaßgabe des guten Zustandes seiner Privatbank einen größern oder geringern Kredit hat. Dadurch erhält denn der Handel eine außerordentliche Betriebsamkeit, und die Regierung hat gleichsam das Herz desselben in Händen.

Eine solche Maschine, deren Kredit durch ihre Vorschüsse größtentheils vom Kredit der Regierung abhängt, wird von Vielen nur eine papierne Maschine genannt, weil sie, im Falle sie nur die Hälfte ihrer Banknoten auf einmal ausbezahlen sollte, unfehlbar Bankrott machen müßte; auch hat ihr und der Regierung der französische Minister, Herzog von Choiseul, auf diese Art einen tödtlichen Stoß beybringen wollen, so daß sie die durch den Betrieb dieses Ministers häufig einlaufenden Banknoten in Sechspencestückchen bezahlen mußte. Allein wiegt man die Vortheile, welche die Bank England brachte, gegen ihre Nachtheile ab; betrachtet man, daß die englische Regierung, gemäß der Landesverfassung, ohne die äußerste Noth nicht untreu oder betrügerisch gegen die Bank verfahren kann: so ist sie immer ein vortheilhaftes Institut für einen solchen Staat, wie England ist.

Wenn nach obiger Annahme der brittische Handel zum Umlauf der Güter und Waaren eine Summe von 487 Millionen Geldes nöthig hat; so erspart die Bank dieser Nation ein Kapital von 70 Millionen, deren Stelle ihre umlaufenden Banknoten vertreten. Den größten Theil dieses Kapitals konnten demnach die Britten zu vortheilhaften Spekulationen oder Manufaktur- und Landesverbesserungen verwenden. Nun wollen wir nur 50 Millionen, welche zu solchen Händeln und

Verbesserungen verwendet wurden, und die Gewinnste davon nur zu 5 Procent annehmen; so gewinnen die Britten durch die Bank allein jährlich eine Summe von 900,000 Pf. St. Dies sind die Hauptquellen der brittischen Reichthümer. Wir wollen nun sehen, in wie weit die Regierung dazu beyträgt, das Volk in seinen Unternehmungen zu unterstützen.

Die brittische Staatswirthschaft ist zwar nicht die beste; sie duldet Monopolien, erhebt drückende und ungleiche Abgaben, ist verschwenderisch, und lud dem Staate eine ungeheure Schuldenlast auf den Hals; dagegen genießen diese Inseln einer bürgerlichen Freyheit und einer Staatsverfassung, wie kein anderes Volk in Europa.

Schon zur Zeit der Heptarchie haben die meisten Könige, durch Revolutionen gezwungen, oder absichtlich, zufällig oder überlegt dazu beygetragen, die Freyheiten Brittaniens und seine Reichthümer oder Industrie zu vermehren. Alfred ist offenbar der wahre Stifter der Freyheiten und des Handels in England. Die Einfälle der Dänen und Normänner vernichteten zwar seine Anstalten in verschiedenen Stücken wieder; allein durch die Streitigkeiten und Schwäche der normännischen Prinzen erhielten die Engländer auch ihre Freyheitsbriefe. Eduard III. wurde der Stifter ihrer Manufakturen; und was besonders merkwürdig ist, zwey Könige, welche der brittischen Freyheit am gefährlichsten schienen, gaben ihnen die vorzüglichsten Anlässe zur Kultur ihres Landes und zum Ackerbau, nämlich die beyden Heinriche der VII. und VIII. Jener entlockte dem reichen Adel und dieser nahm der reichen Geistlichkeit eine Menge ihrer Güter und führte sie in die Hände des gemeinen Mannes zurück, der sie mit größerm Fleiße und Vor-

theil zu bauen wußte. Diese Unternehmungen krönte endlich die kluge Elisabeth durch Anlagen und Unterstützungen von allen Arten und Manufakturen, und durch den ausgebreitetsten Handel. Seit dieser Epoche ist keine Regierung verflossen, welche nicht durch irgend eine Akte oder Bill in Rücksicht des Ackerbaues, der Manufakturen oder des Handels merkwürdig geworden wäre.

Durch diese anhaltenden Bestrebungen der Regierung und den ungeheuern Handel und Reichthum, welcher eine Folge davon war, stieg die brittische Seemacht zu der Riesengröße, worin wir sie heut zu Tage noch bewundern. Wir wollen hier nur eine kurze Darstellung ihrer Fortschritte seit den letzten Jahrhunderten entwerfen; und man wird finden, daß der Handel und die Schifffahrt in England erst in neuern Zeiten wahrhaft gebildet wurde.

In dem Mittelalter hatten die Engländer nur so viele Schiffe als gerade nöthig waren, ihr noch unbedeutendes Verkehr mit dem festen Lande zu unterhalten, und die Armeen über den Kanal zu bringen, welche Frankreich bekämpfen sollten. Nach der Entdeckung der neuen Welt waren es mehr die Portugiesen, Spanier und Holländer, als sie, welche die Meere beherrschten. Im Jahre 1575 bestand die ganze englische Flotte aus nicht mehr als 24 Schiffen von 60 bis 1000 Tonnen, und alle zum Handel dienlichen Fahrzeuge zwischen 40 bis 100 Tonnen überstiegen nicht die Zahl von 666, und jene, welche mehr als 100 Tonnen fassen konnten, nicht jene von 135.

Die Königin Elisabeth wandte zwar alle ihre Aufmerksamkeit auf den Handel und die Schifffahrt, und sie hatte es mit einem muthigen Feinde, Philipp II.

und seiner unüberwindlichen Flotte zu thun. Nichts desto weniger war die Anzahl aller Schiffe, welche sie gegen ihn bewaffnen ließ, nicht größer als 143.

Unter der Regierung Jakobs I. verbesserte ein geschickter Schiffbauer mit Namen Phinees Pett die Flotte so, daß sie über 33,000 Tonnen führen konnte; aber Kromwel vermehrte sie um die Hälfte und brachte sie durch die Schiffahrtsakte zum ersten Schritte ihrer heutigen Größe. Im Jahre 1678 war sie schon auf 58 Linienschiffe gestiegen. Wilhelm III. fand beym Antritt seiner Regierung 160 Schiffe, welche 7,000 Kanonen und 42,000 Mann trugen. Beym Friedensschlusse vom Jahre 1748 zählte man aber schon 322 Fahrzeuge mit 12,270 Kanonen und 83,000 Mann bewaffnet.

Während dem siebenjährigen Kriege bestund die brittische Flotte aus 148 Linienschiffen, 103 Fregatten und 85 Schaluppen, welche 13,710 Kanonen und über 100,000 Mann fassen konnten.

Im amerikanischen Kriege wurde die Marine noch vermehrt, und jetzt war nach der letzten Monatliste am am 1sten May die brittische Seemacht folgendergestalt vertheilt:

	Linienschiffe	Funfzigkanonensch.	Fregatten	Sloops	Summ.
Im Hafen . . .	20	6	40	77	143
Wachtschiffe . .	3	1	4	3	11
Im englischen und irrischen Kanal	23	0	25	99	147
In den Dünen und der Nordsee . .	6	7	14	122	144
Westindien . . .	1	0	14	27	42
Station v. Jamaika	3	0	12	26	41
Amerika und Neufundland . . .	0	1	4	12	17
Ostindien . . .	8	3	11	11	33
Afrika	0	0	2	2	4
Spanien, Portugal und Gibraltar .	11	0	7	8	26
Mittelländ. Meer .	14	1	13	17	45
Verfolgung d. französischen Eskadre	6	0	1	0	7
Gefängniß- u. Hospitalschiffe . .	16	0	24	30	73
Abgetakelte . . .	6	4	5	1	16
In der Ausbesserung	22	1	8	0	31
Unkommissionirt .	28	12	31	20	91
Im Bau	19	0	24	30	73
Summa aller in Kommission gesetzten Schiffe .	186	36	218	455	895

Setzt man nun noch dazu die Kutter, Briggs ꝛc. unter 10 Kanonen, so kommt eine Summe von 1000 Kriegsschiffen heraus.

Diese ungeheure Macht in Schiffen und Matrosen giebt den Britten das Uebergewicht und die Herrschaft auf allen Gewässern; nur durch sie können sie jene weitläufigen Besitzungen und ihren großen Handel in allen Welttheilen beschützen. Indessen hat der amerikanische Krieg bewiesen, daß diese Macht nicht so unerschütterlich sey, als man glaubte. Auch in Ostindien ist das ungeheure Seegebäude nicht auf den festesten Gründen errichtet. Im Kriege hat England die fremden Völker, im Frieden die französische Marine zu fürchten; daher das Ministerium immer zum Kriege gestimmt ist. Wenn Frankreich bey seiner jetzigen Größe und seinen Seealliirten einmal wieder seine Marine herstellen kann; dann könnte wohl das brittische Gebäude in fernen Welttheilen große Erschütterungen leiden. Die Seetaktik der Franzosen verhält sich dermalen gegen jene der Engländer, wie die Landtaktik eines Feindes, der über einen Fluß setzen will, gegen jene eines Generals, der ihn vertheidigen muß. Ersterer giebt immer Gesetze, wenn auch letzterer stärker ist.

Dabey schlich sich aus zu großer Sorgfalt für die Vergrößerung des Handels, sowohl bey dem Volke als auch bey der Regierung der Monopoliengeist ein. Dadurch drückten die Britten mit ihrem eignen Schaden, besonders ihre Kolonien, und die Franzosen. Sie hielten sich den Alleinhandel in ihren Kolonien vor, und schlossen alle Nationen von ihren Märkten aus, weil sie durch ein solches Monopol einen sichern und vortheilhaften Absatz für ihre Waaren zu haben glaubten. Allein die Folge dieser Bedrückung war, daß sie diese Kolonien und folglich auch das Monopol gänzlich verlohren, und was noch mehr ist, sich dadurch in mehr als einen kostspieligen Krieg und unerträgliche Abgaben und Schul-

denlaſt verwickelten. Geſetzt auch dieſe Revolution, nämlich der Abfall der amerikaniſchen Kolonien, wäre nicht eingetroffen, ſo war die Einzwängung eines ſo beträchtlichen Kapitals, als der Kolonienhandel erforderte, auf einen ſo entfernten und beſtimmten Markt für das brittiſche Volk gewiß nicht allzuvortheilhaft. Sie haben dadurch große Summen von ihren europäiſchen Märkten auf einen Markt hingezogen, der doch wie die Erfahrung lehrte, unſicher ſeyn konnte; ſie konnten der Entfernung gemäß ihr Kapital nicht ſo oft umſchlagen, und mußten aus der nämlichen Urſache größere Frachtkoſten ertragen.

Auf eine ähnliche Art wurden ſie an den Franzoſen beſtraft. In England war und iſt noch die Einfuhr eines großen Theils franzöſiſcher Waaren entweder gänzlich verbothen oder doch mit ſchweren Abgaben belegt. Dazu wurde das brittiſche Volk und ſeine Regierung theils durch Nationalhaß, theils dadurch bewogen, weil man die Handlungsbilanz mit Frankreich für nachtheilig hielt. Nun glaube ich zwar ſelbſt (und es iſt erwieſen), daß die Britten bey einem ganz freyen Handel mit Frankreich verlieren müſſen; denn Frankreich hat an den Waaren, wovon die Britten den meiſten Abſatz finden, wenig Mangel; hingegen kann es an England eine Menge Waaren verkaufen, welche in dieſem Lande entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich erzielt werden; z. B. Wein, Seide, Glas und andere Modewaaren. Allein wenn auch England bey einem ganz freyen Handel mit Frankreich Verluſt leidet, ſo folgt daraus doch noch nicht, daß es darum die Einfuhr aller franzöſiſchen Waaren verbiethen oder beſchweren ſollte. England braucht, z. B. Wein, Leinwand und andere Waaren. Wenn es nun dieſelben von Frankreich viel

wohlfeiler beziehen kann, als von Spanien, Portugal, Holland, Deutschland oder Preußen; so ist es doch gewiß thöricht, selbige blos darum theuer bezahlen zu wollen, weil Frankreich die ewige Rivalin Englands, und die Handelsbilanz für dieses Reich gegen England ist Die brittische Regierung schien auch in den letzten Handelsverträgen mit Frankreich das Nachtheilige dieser Maximen eingesehen zu haben.

Der zweyte Fehler der brittischen Staatswirthschaft entspringt größtentheils aus dem ersten. Es ist die unsinnige Gewohnheit Staatsschulden zu machen. Die Ursache der meisten dieser Schulden sind offenbar die Kriege, so England zur Erhaltung und Beschützung seiner auswärtigen Besitzthümer und Monopolien, oder zur Demüthigung Frankreichs ausfechten mußte. Der erste Grund zu den jetzigen Staatsschulden Großbritanniens wurde während dem Kriege gelegt, der im Jahr 1688 ausbrach und durch den Ryßwicker Frieden 1697 geendiget wurde. Bey diesem Frieden beliefen sich die Schulden auf 21,515,742 Pf. Davon wurde nach der Hand abgetragen 5,121,041 Pfund Sterling. Es blieben also bey dem spanischen Sukzessionskriege im Jahre 1701 noch 16,394,701 Pfund Sterling übrig. Die Kriege unter der Königin Anna vermehrten sie wieder auf 55,282,623 Pf. Davon wurden nach dem Utrechter Frieden wieder 8,328,354 Pfund abbezahlt. Es blieben also bey dem spanisch-französischen Kriege 1739 noch für 46,954,623 Pf. übrig. Dieser Krieg erhöhete sie wieder so, daß sie bey dem Achner Frieden 1744 eine Summe von 78,293,313 Pf. ausmachten. Ein achtjähriger Frieden setzte sie wieder auf 69,664,969 Pf. herab. Durch den siebenjährigen Krieg stiegen sie aber wieder zu 139,561,807 bis 148 Millionen Pf. Davon wurden

in den folgenden 12 Friedensjahren für 11,484,996 Pf. abgetragen. Der unglückliche amerikanische Krieg kostete allein 110,625,519 Pf. Sterl. Die Schulden stiegen also wieder auf 235 bis 240 Millionen.

Vor dem Revolutionskriege waren die fundirten Schulden folgendermaßen angestiegen:

Annuitäten, die in der königl.	Pf.	Sch.	P
Exchequer zahlbar sind .	2,000,045	11	10
Der ostindischen Kompagnie .	4,200,000	—	—
Der Bank von England . .	165,117,698	1	$5\frac{1}{4}$
Der Südseekompagnie . .	25,984,684	13	11
Summe	197,302,428	7	$3\frac{1}{4}$

Die Zinsen und Kosten davon betrugen:

	Pf.	Sch.	P.
Für die Annuitäten . . .	150,616	4	8
Der Ostindischen Kompagnie .	127,687	10	—
Der Bank	6,969,129	9	—
Der Südseekompagnie . . .	794,642	9	5
Summe	8,042,075	13	1

Die unfundirten Schulden beliefen sich auf 23,184,254 Pfund, und die Zinsen davon auf 631,734 Pfund. Die fundirten und unfundirten Schulden machten also eine Summe von 220,486,682, und ihre Zinsen von 8,673,809 Pfunden aus. Allein Sinclaire setzt die Anzahl der Schulden vor dem Kriege höher, nämlich zu 274,981,927 Pfund an.

Pitt gab selbst die fundirte oder permanente Schuld vor dem Frieden von Amiens an

alte Schuld zu	205,826,406
neue während dem Kriege gemachte	173,699,343
zusammen	Pf. 379,525,749

Dazu zählte er aber nicht
was Irrland zu tragen hatte . Pf. 15,315,000
was die Einkommentaxe tilgen sollte . 56,445,000
Daher setzte sie der Oppositionsredner
Thierney auf 423,857,875

Wenn man nun noch die unfundirten Schulden zu der Zeit und das hinzu setzt, was vom Jahre 1800 bis hierher wieder angelegt wurde; so kann man die ganze Schuld jetzt füglich auf 450 Millionen rechnen.

Wenn auch das Amortisationssystem, und die dazu eigenst geschaffene Taxen und Fonds der neuen Schuldenlast das Gleichgewicht halten sollen; so können sie doch nicht so leicht, und so lange der Krieg dauert dem immer anschwellenden Uebel steuern. Freylich hat nach den oben angegebenen Tabellen die Nation eine vortreffliche Handlungsbilanz, und gewinnt das immer vom Auslande, was ihr die Regierung entzieht; indessen werden dadurch, wie wir gleich sehen werden, die Auflagen so drückend, daß sie endlich die Nationalindustrie selbst treffen können.

Die fundirten Schulden wurden im Jahr 1697, unter der Regierung Wilhelms III. angelegt. Sie machten damals nur die geringe Summe von 5,160,459 Pfund 14 Schill. 9¾ Pence aus; und stiegen nach der Hand bis auf obige ungeheure Größe. Man nennt sie fundirte Schulden, weil zur Bezahlung ihrer Zinsen gleichsam ein Theil des Nationalkapitals mit neuen oder erhöheten Taxen angelegt wurde. Dieser Theil des Nationalkapitals wird mithin der Fond, welcher den Theil des von den Gläubigeen geliehenen und durch Kriege und andere außerordentliche Ausgaben veräußerten Nationalkapitals und dessen Zinsen wieder ersetzen soll. Nun ist die Frage, ob es für die Britten nicht vortheil-

hafter gewesen wäre, wenn sie statt des Theiles des Nationalkapitals, welchen die Regierung geliehen hat, den Theil des Nationalkapitals, welcher nun den fundirten Schulden angewiesen ist, zu außerordentlichen Ausgaben verwendet hätten? Man könnte zwar dagegen einwenden, daß es eins wäre, ob dieser oder jener Theil des Nationalvermögens mit seinen Zinsen verbraucht würde; ja, daß, weil der Theil des Vermögens, welchen die außerordentlichen Ausgaben erforderten, nicht gleich dem Volke durch eine erhöhete Taxation ist entzogen worden, es dadurch in Stand gesetzt würde, selben zu seinen Gewerben desto vortheilhafter zu gebrauchen. Allein, wenn man die Sache näher untersucht, so zeigt sich doch ein merklicher Unterschied.

Erstens wurde auf die Art die Regierung äußerst verschwenderisch, und das Volk in Kriege verwickelt, welche ihm mehr nachtheilig als vortheilhaft waren. Da durch das Fondiren die Last des Krieges und seiner Kosten nicht gar schwer gefühlt wurde, so achtete man gar keine Kosten, und bekümmerte sich wenig darum, wie endlich die Schulden bezahlt werden könnten. Zweytens wurde dadurch ein großer Theil des Nationalkapitals gleichsam ein Fond, der meistentheils müßige und verschwenderische Leute (die reichen Gläubiger) unterhält, oder dessen Zinsen ins Ausland wandern. Man rechnet die Anzahl aller Staatsgläubiger auf 25,000; davon sollen wenigstens ein Viertheil Ausländer seyn. Da nun die inländischen Kreditoren meistens reiche und müßige Leute sind, so verzehren sie entweder einen Theil der Zinsen im Auslande auf Reisen, oder in auswärtigen Gütern des Luxus; und da die auswärtigen Gläubiger wenigstens für zwey Millionen Zinsen ziehen, so geht diese Summe auch jährlich ins Ausland. Drittens

wurden durch diese unmerkliche Art, Schulden zu machen, auch die Taxen und Abgaben fast unmerklich erhöhet, und zwar so sehr, daß bey einer sparsamen Finanzverwaltung leicht alle außerordentlichen Ausgaben hätten bestritten werden können, wenn man die Abgaben verhältnißmäßig nach und nach auf die Höhe gebracht hätte, wohin sie jetzt allein durch die Zinsen der Nationalschulden gestiegen sind.

Im Jahre 1800, also kurz vor dem Frieden von Amiens, war der Etat der Staatsausgaben und Abgaben

Ausgaben.

Für Zinsen, Administrations- u. Amortisationskosten der fundirten Staatsschuld .	19,307,000	
Zinsen ꝛc. der bis zum 5. Jänner 1801 zu schaffenden Schuld . . .	962,000	
Zinsen der Schatzkammerscheine	1,021,626	
Civilliste	898,000	
Civiladministration v. Schottland, Milizprämien ꝛc. .	647,183	
Ausgaben aus den konsolidirten Fonds, Gerichts- und Münzkosten ꝛc. . .	259,297	
Administrationskosten, mit Einschluß der durch die Einkommentaxe verursachten	1,779,769	
Summe der permanenten Ausgaben		24,854,875

Summa der permanenten Ausgaben		24,864,875
Außerordentl. Kriegskosten:		
Seemacht 12,619,000 Landmacht 11,370,000 Artillerie 1,695,000	25,684,000	
Außerordentliche Administrationsausgaben . .	750,000	
Zinsen für Schatzkammerscheine und andere zum Jahr 1799 gehörige, aber noch nicht gedeckte Ausgaben	816,000	
Ausfälle bey verschiedenen außerordentlichen Hülfsquellen des vorigen Jahrs	2,236,552	
Kreditsumme (vote of credit) von 1799 . . .	3,000,000	
Subsidien für fremde Mächte	3,000,000	
Summe der außerordentlichen Ausgaben		35,686,552
Hierzu kommt noch Vorschuß für Irrland		2,000,000
Kredit für unvorgesehene Bedürfnisse		1,400,000
Zinsen von den kaiserl. Anlehen		497,000
Hauptsumme		64,438,427

Einnahmen.

Bruttoertrag der permanenten Einkünfte . . .	28,238,000	

Transport . . .	28,238,000
Einkommentaxe . .	7,000,000
Taxe für Konvoyen . .	1,250,000
Zu erwartender Ueberschuß vom Jahr 1800 . .	240,000
Außerordentlicher Ueberschuß der konsolidirten Fonds, Lotterie ꝛc. . . .	1,423,000
Anleihe für England . .	18,500,000
Anleihe für Irrland . .	2,000,000
Schatzkammerscheine auf den eröffneten Kredit für 1801	3,000,000
Anleihe von der Bank .	3,000,000
Hauptsumme	64,651,000

Für dieses Jahr sind die außerordentlichen Ausgaben: für den Seedienst 14,645,630, also 2,600,000 Pf. mehr als voriges Jahr. Der Grund dieser Erhöhung liegt vorzüglich in dem Solde der 20,000 Matrosen, welche für dieses Jahr mehr bewilligt sind, und welche an 1,800,000 Pf. kosten. Für den Landesdienst werden, wenn man die schon bewilligten 10 Millionen für die Volontärmacht 1,100,000 Pf. für außerordentliche Ausgaben 3,660,000 Pf., und für den Beytrag Irlands 3,838,506 Pf. zusammenrechnet, erfordert 18,616,807 Pf. Für die Artillerie 4,846,994 Pf., also ohngefähr 800,000 Pf. mehr, als verflossenes Jahr. An Ausgaben, die unter der Benennung: Mancherley begriffen zu werden pflegen 1,450,000 Pfund. Die Summe beysammen bildet die gemeinschaftlichen Ausgaben von England und Irland.

Sie betragen	39,559,521
Hierzu die für Ausgaben auf dem festen Lande votirte Summe . . .	5,000,000
Summe aller Ausgaben . . .	44,559,521
Davon sind $\frac{3}{7}$ für den Antheil Irrlands abzuziehen; bleiben für England .	39,156,419
Zu dieser Ausgabe für Rechnung Englands ist aber noch beyzufügen:	
a. Defizit in der Malztaxe . .	320,000
b. Schuld an die Amerikaner .	414,000
c. Defizit im Ueberschusse des konsolidirten Fonds . . .	2,800,000
Generalsumme der Ausgabe für England	42,690,419

Der Ueberschuß des konsolidirten Fonds wurde im verflossenen Jahre auf 5 Millionen geschätzt; das diesjährige Defizit kommt daher, daß man verschiedene Summen außer den festgesetzten darauf assignirt hat. So sind daraus die Freywilligen bezahlt, und den Kontrahenten des patriotischen Darlehens eine beträchtliche Summe vorgestreckt worden.

Mittel und Wege (ways and means). Malztaxe. Der Ertrag ist auf 2,750,000 Pf. zu schätzen. Konsolidirter Fond auf 4 Millionen. Kriegstaxe. Sie war verflossenes Jahr auf 9 Millionen geschätzt, brachte aber diese Summe nicht; man führte sie dies Jahr mit 8,300,000 in Anschlag auf. Taxe auf das Eigenthum. Sie brachte zwar verflossenes Jahr nur 4,600,000 Pf.; da aber große Reste ausstehen, so berechnet man den Ertrag für dieses Jahr auf 6,300,000 Pfund. Zugleich soll sie nach Herrn Pitts Vorschlag um ein Viertel erhöhet werden, so, daß sie 7,450,000 bringen muß, welches mit Rechnung der sonst

unter den Taxen begriffenen Taxen, die bisher 8,300,000 Pfund einbrachten, beysammen einen Ertrag von 15,750,000 Pf. verspricht. Lotterie auf 300,000 Pf. zu schätzen. Neues Anlehen 20,000,000.

Rekapitulation.

Total der Mittel und Wege . .	42,800,000
Total der Ausgabe	42,690,419
Ueberschuß der Einnahme . . .	109,581

Außer dem Anlehen von 20 Millionen für England, wird noch eins für 3½ Mill. für Irland aufgenommen werden, und zwar 2½ Mill. in England und 1 Mill. in Irland. Die diesjährigen Bedingungen des Anlehens sind um 10 Procent vortheilhafter als voriges Jahr; für jede 100 Pf. baar giebt die Regierung 150 Pf. in dem konsolidirten 3 Procent, und 22 in den reduzirten 3 Prozent, mithin zusammen 172 Pf. in Staatspapieren. Voriges Jahr mußten, ob das Anlehen gleich nur 10 Mill. betrug, 182 gegeben werden. Das zunehmende Vertrauen und der Flor der Nation werden besonders dadurch bewiesen, daß das diesjährige für den Staat so vortheilhafte, Anlehen auf der Börse dennoch den Kontrahenten schon eine beträchtliche Prämie gewährt. Die Zinsen des neuen Anlehens mit Einrichtung der zur künftigen Tilgung bestimmten Summe erstrecken sich auf 1,005,970 Pf. Zu deren Bestreitung bringt Hr. Pitt in Vorschlag:

Neue Taxen.

Vermehrte Abgaben von der Briefpost	230,000
Desgl. von dem Salze . . .	490,000
Desgl. von dem ausgeführten Salze .	70,000
Desgl. von den Luxuspferden . .	110,000
Transport	900,000

Transport	900,000
Desgl. von den Arbeitspferden . .	320,000
Desgl. von den Testamenten . . .	330,000
Zusammen	1,550,000

Also 4 bis 500,000 Pfund mehr als man bedarf [1].

Die Themse und das Meer.

Wie wir bey der Beschreibung von Paris mit dem Pantheon endigten, so hier mit dem Meere. Beydes soll uns vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Beschränkten zum Unermeßlichen, vom Vorübergehenden zum Ewigen führen. Da fließt die Themse zwischen den Häusern von London durch nach dem Weltmeere; und die Einwohner dieser volkreichen Stadt fahren hinaus in alle Welt, und verbinden durch ihre Schifffahrt und ihren Handel alle Theile der Erde zu einem großen lebendigen Ganzen. Keine Erfindung hat die Ideen der

1 Wir wollen hierunter die französischen Ausgaben setzen, wie sie dieses Jahr angegeben wurden.

	Franken.
Die Zinsen der Staatsschuld . . .	69,140,461
Civilliste mit Inbegriff 2 Mill. für die Prinzen	27,000,000
Das Justizministerium	21,200,000
Der auswärtigen Geschäfte . . .	6,861,000
Des Innern	29,500,000
Finanz	43,333,200
Der öffentliche Schatz	8,000,000
Das Kriegsdepartement	166,500,000
Kriegsverwaltung	105,000,000
Marine	140,000,000
Gottesdienst und geistliche Pensionen . .	35,000,000
Polizey	700,000
Negotiationen	11,000,000
Reservefond	20,765,339
Summe	684,000,000

Menschen mehr erweitert, und selbe mit einem allgemeinern Bande umschlungen. Da steht der freye See- und Handelsmann wie ein kleiner Gott auf seinem Schiffe, und trotzt allen Elementen in seinem kühnen Fluge. Kein Land ist ihm zu weit, kein Winkel zu unbekannt, keine Gefahr zu groß, um ihn darin aufzuhalten. Er herrscht über Wasser und Land, und holt und genießet alle Schätze der Erde.

Wie das flüssige Wasser die Erden bindet, so die noch feinere Luft die Sterne; aber alles belebt und bewegt das überall durchdringende Feuer. Wie der Britte auf dem Weltmeer, so schifft unser unsterblicher Geist im Ocean aller Zeiten und Räume herum, und kundschaftet ihre Schätze und Länder aus; bis er sich wieder in der ewigen Quelle alles Lichtes verliert, worin er allein seine Ruhe und Unsterblichkeit findet.

II.

Von den
Ursachen der jetzigen Veränderungen des politischen Systems in Europa.

In dem gesellschaftlichen Leben der Menschen gehen zuweilen große Revolutionen vor, welche der bürgerlichen und sittlichen Form eine ganz andere Gestalt geben, und daher lange Zeit erfordert wird, bis sich wieder alles in seine natürliche Lage gesetzt hat. Ein Staatsmann, welcher auf diesen letzten Punkt nicht wohl merkt, wird nie ein richtiges Urtheil über den Bestand oder Nichtbestand eines Staates oder einer neuen Einrichtung fällen können. Er wird entweder zu viel durch die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung des alten oder neuen Systems getäuscht werden; und daher in seinen Maaßregeln immer schwankend bleiben.

Unter den großen Revolutionen ist aber selbst noch ein Unterschied zu machen. Einige davon sind alles zerschmetternd: dergleichen waren die Gründung der Oberherrschaft Roms über alle Staaten der alten Welt, und die sogenannte Völkerwanderung im vierten und fünften Jahrhundert; andere aber nur die innere Form der gegebenen Gesellschaft verändernd, wie zum Beyspiele der dreyßigjährige und der verflossene Krieg. Wir wollen

daher nur diese letztere näher untersuchen, weil sie uns den richtigsten Aufschluß über die neuesten Begebenheiten geben werden.

Als sich nach der großen Völkerwanderung die Barbaren in die europäischen Länder theilten, legten sie gleich ein neues politisches Band an, welches um die verschiedenen Völker geschlungen, mit kluger und sanfter Hand an den römischen Stuhl gebunden war. Neue Religionen, neue Sitten, neue Gesetze, Verfassungen, Gebräuche bildeten die Welt zu einem Ganzen, was, wie die gothischen Kirchen mit tausend Säulchen und Verschlingungen zu den Wolken aufstieg, aber wovon doch jedes seinen festen Grund und Boden und wechselseitige Unterstützung hatte.

Man kann annehmen, daß zu der Zeit Europa in neun oder zehn große Reiche und Nationen vertheilt wurde, welche sich nach natürlichen Grenzen und verschiedenen Sprachen von einander unterschieden. Sie waren Spanien, Frankreich, Italien, Britannien, Deutschland, Skandinavien, Ungarn, Polen, Rußland, griechisches, hernach türkisches Reich. Ein jedes kämpfte unter sich und mit seinen Nachbarn, aber selten, daß es einem oder dem andern gelungen wäre, große Eroberungen zu machen. Jene der Mohren in Spanien und der Engländer in Frankreich waren nur vorübergehend. Hat auch eine oder die andere Helden- und Fürstenfamilie durch Siege oder Erbschaft ein ander Reich oder Provinz an sich gebracht, so blieb doch der Staat und die Verfassung; nur wechselte die Dynastie. So war denn Europa ein aus mehreren Nationen und Reichen zusammengesetztes Gemeinwesen, durch einerley Religion, Gesetz und Verfassung regiert.

Gegen das funfzehnte Jahrhundert gieng darin die erste große Veränderung vor. Die Reiche und Völker theilten sich sowohl im Religiösen als Politischen in zwey Partheyen; sie nannten sich in ersterer Hinsicht Katholiken und Protestanten, in letzterer österreichische oder französische Alliirten. Die erstere Parthey wollte die alte Ordnung und Monarchie erhalten haben; die letztere versuchte Reformation und Republikanism Sie kämpften über anderthalb Jahrhundert gegeneinander, ohne daß eine oder die andere ganz die Oberhand erhalten konnte; und so wurde der westphälische Friede (seit jenem von Verdün) wieder ein neues Grundgesetz der europäischen Republik und des Gleichgewichts der Staaten und Partheyen.

Der Geist dieses neuen diplomatischen Werkes zeigte sich groß und edel sowohl in seinen Triebfedern als Absichten. Dieser Friedensschluß war auf wechselseitige Kräfte und Rechte, auf feste Beharrlichkeit in Grundsätzen, Religion, Tapferkeit und Patriotism gebaut. Da stand das mächtige Oesterreich mit seinen eifrigen Katholiken auf der einen, und das kluge Frankreich mit seinen hartnäckigen Protestanten auf der andern Seite, und jeder Theil deckte mächtig seine Rechte, Staaten, Anhänger, Besitzthümer und Meinungen. Bey jedem Vorfalle, bey jedem Streite, bey jedem Kriege und bey einer jeden Verhandlung wußten Staaten, Könige, Fürsten, Minister, Priester und Unterthanen, welche Parthey sie ergreifen, und nach welchen Grundsätzen sie handeln sollten. Da war alles gestellt an seinen Ort, vertheilt in seine Grenzen, und aufgeboten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Es konnte keine Veränderung in einer Kirche oder Zunft, keine Succession in Familien, keine Erwerbung eines kleinen Landes

vorgehen, ohne daß nicht die größern Mächte und Könige sich darum bekümmert, ohne daß bey Gewaltthaten sie nicht zu den Waffen gegriffen hätten. Welches Aufsehen verursachte nur eine zwiespaltige Bischoffswahl, welche Verhandlungen das Absterben einer kleinen Reichsfamilie! So war der Geist des neuen Gesetzes, was der westphälische Friede der Christenheit vorgeschrieben, und wobey die Gesandten der größten Königreiche wie die Deputirten der kleinsten Städte kräftig und selbstständig mitgewirkt hatten.

In den neuern Zeiten sind in diesem Systeme wichtige Veränderungen vorgegangen, welche um so gefährlicher waren, weil man ihre Ursachen theils nicht genug bemerkte, theils nicht bemerken wollte. Der religiöse Enthusiasmus ist durch eine große philosophische Zweifelsucht erkaltet; der tiefe Patriotismus durch einen oberflächlichen Kosmopolitismus entwurzelt, und die Verhältnisse der großen Machthaber verrückt worden. So wurde nach und nach vieles schwankend, manches unbestimmt und das Ganze untergraben; als im alten Staatsgebäude neue Lichter erschienen, deren Einfluß wir besonders bemerken müssen.

Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts bildeten sich im Norden von Europa zwey Staaten, wovon man zuvor den ersten nur dem Namen nach, den andern noch gar nicht kannte. In der Wüste und Wildniß von Rußland erschien ein Fürst ursprünglich roh und stark wie sein Volk, aber bald unterrichtet und groß, wie der ersten Regenten einer, und stellte unter die Staaten ein Reich, was in kurzem halb Europa überflügelte. Der alte Muth der Schweden und ihre politische Bedeutenheit zerschellete an dessen innern Kraft; die ottomanische Pforte und was noch weiter hinaus nach Asien liegt

(sonst der Christenheit so gefährlich), mußte seine Gesetze annehmen; Polen, so lange der Schrecken seiner Vorfahrer, und in sich selbst groß, wurde von ihm getheilt, und jetzt steht es neben Frankreich, wie ein Koloß an dem andern Ende unsers Welttheils und drückt mit jenem auf die Waagschalen des Gleichgewichts.

Neben ihm bildete sich (zwar nicht so mächtig und aus einem Stücke), aber mit Klugheit und Besonnenheit ein anderer Staat, eine Zeitlang nicht minder bedeutend im großen Staatenbunde. Seine ersten Regenten erschienen bey dem westphälischen Friedenskongresse gleichsam noch bittend, um nur einige säkularisirte Fürstenthümer zu erhalten; und in unsern Zeiten schlugen sie sich schon gegen ganz Europa und helfen die alten ehrwürdigen Staaten vertheilen, wovon sie zuvor nur Bürger und Lehenträger waren. Rußland stund gleich groß und selbstständig da, wie ein Riese, den man nur vom Schlafe zu wecken brauchte; aber Preußen, ursprünglich nur aus kleinen abhängigen Fürstenthümern zusammengesetzt, konnte nicht groß werden, ohne das Ansehen und die Kraft der Nationen und Reiche zu zertrümmern, wovon es seine ersten Kräfte erbte. Sein Einfluß war daher für das System des westphälischen Friedens um so gefährlicher, je weniger man seine Macht zu befürchten schien.

Indessen waren die Veränderungen, welche beyde neue Staaten in Europa bewirkten, anfänglich doch nicht so ganz durchgreifend. Rußland mußte erst auf seine innere Kultur denken, und Preußen konnte leicht an die Stelle des zernichteten Polens treten, dem es ursprünglich zugehörte. Allein schon vor ihnen war eine neue Welt entdeckt, deren Einfluß jetzt erst recht fühlbar wurde, weil mit ihr zugleich auch der Handel und der

Reichthum eine ganz andere Richtung erhielt, und England den Zepter der Meere ergriff. Wir müssen diese Ereignisse etwas näher untersuchen.

Im alten politischen Systeme von Europa wurde lange schon ein nicht unwichtiger Handel getrieben, und die größten Geschichtschreiber unsers Welttheiles und seiner Staaten geben dieses Verkehr als eine der wichtigsten Ursachen seiner Kultur an. Allein das Helden- und Staatsgebäude dieser Zeiten brachte es mit sich, daß man den Handel und Erwerb von Reichthümern nur den großen Städten und einigen Handelsstaaten überließ. Fürsten und Adel, Geistlichkeit und Gelehrten, selbst Künstler und Bürger lebten größtentheils noch von ihren liegenden Gütern, welche unter dem Namen von Domainen, Allodial-, Feudal-, Kirchen- und Schulgütern beynahe die Hälfte des ganzen europäischen Bodens ausmachten. Ihre Beschäftigung war nichts anders als Staats- und Kriegskunst, Gottesdienst und öffentliche Lehre. Dazu hatten sie denn auch eine eigne Erziehung Heldengeist und Vaterlandsliebe, Wissenschaft und Kunst, Ehre und Stolz wurde ihnen von Jugend auf nach ihrem Stande angebildet; so daß man keck behaupten kann, daß Religion, ritterliche Tugend und Wissenschaft zu der Zeit das eigentliche Element der Staaten gewesen sey, und fast alle Regierungen darnach handelten.

Es wurde zwar schon damal auf Industrie und Vermehrung der öffentlichen Einkünfte gesehen; auch findet man schon in diesen Zeiten vortreffliche Finanzanstalten: allein die Hauptsache der ganzen Regierung gieng doch hauptsächlich dahin, die Justiz zu pflegen, die Grundverfassung zu erhalten, und Krieg zu führen. Handel, Fabriken, Gewerbe und dergleichen überließ man den

Zünften und Städten [2]. Daher kam es denn auch, daß, obwohl die Kriege anhaltend, und die Behauptungen stark waren, die Armeen doch so klein erschienen. 20,000 Mann machten schon ein Heer aus, und sie wurden mehr durch ihre Siege als aus öffentlichen Kassen unterhalten.

Durch die Entdeckung der neuen Welt und den daher sich überall verbreitenden Handel wurde dieses System ganz abgeändert. Schon hatten Venedig und Holland die großen Vortheile der Reichthümer der Welt vor Augen gelegt; allein diese Staaten waren von Haus aus zu unmächtig, als daß sie die alten Maximen erschüttern konnten. Sie mußten sich bey jedem Kriege doch ihren Schutz erkaufen. Ganz anders wurde aber die Lage der Dinge, als England den Dreyzack ergriff.

Das ganze Mittelalter hindurch war Brittanien, wie jedes andere europäische Reich, blos mit Gesetzgebung und Krieg beschäftigt. Seine Eduarde und Heinriche verließen sich mehr auf ihre Rechte und Waffen als Reichthümer; erst nach der Entdeckung von Amerika, und aufgereizt durch Holland fieng es an, seine natürliche Lage zu benutzen und nach der Herrschaft der Meere zu streben. Zu der Zeit erst errichtete es seine großen Flotten, erhob seine Industrie, legte Komtoirs und Kolonien an, schuf Banken und Handlungskompagnien, und bemeisterte sich der Reichthümer der Welt. Die Folgen davon waren außerordentlich.

Fürs Erste wurden jetzt in der politischen Waage nicht nur die europäischen, sondern auch außereuropäischen Besitzthümer in Anschlag gebracht. Man sieht dies besonders bey dem Utrechter Friedenskongresse, wo man eben

2 Siehe hierüber die Schriften des Machiavell, Bodin, Grotius, Sidney, und selbst noch Montesquieu.

so lange wegen Europa als den Indien negotiirte. Dies machte die Anlässe zum Kriege leichter, die Mittel zum Frieden schwerer.

Zweytens wurden dadurch England und die Seemächte die das Gleichgewicht haltenden Theile. Frankreich und Oesterreich blieben zwar immer noch, wie zuvor entscheidende Mächte in Europa, aber die Staaten von der zweyten und letztern Klasse, welche sich zuvor zwischen beyde theilten, mußten sich jetzt nach ganz andern Verhältnissen richten; und selbst die Mächtigeren vergaßen wegen diesen neuen Erscheinungen ihre alten Maximen, wodurch denn ganz andere Kriegs- und Friedensbündnisse zum Vorschein kamen.

Drittens konnte es keine Macht in Europa den Britten an Reichthümern, folglich schnellen Hülfsquellen gleich thun. Dadurch wurden auf der einen Seite die Kriege verlängert, auf der andern die Auflagen und Kriegsheere vermehrt. Vor dieser Epoche sind öfters die blutigsten Kriege mit ein paarmal hundert tausend Mann entschieden worden; jetzt wird mitten im Frieden eine Macht von anderthalb bis zwey Millionen Menschen auf den Beinen erhalten. Zuvor befunden Regierungen und Fürsten durch die Einkünfte der Domänen und den geringen Ertrag der Grundsteuern und Zollgebühre; jetzt braucht das brittische Ministerium jährlich allein mehr, als alle Regierungen von ganz Europa.

Diese Leichtigkeit, Gelder aufzutreiben, verursachte nebstdem noch die Staatsschulden und die ungeheure Menge Papiergeld, womit Europa und die Welt überschwemmt ist. Die Regierungen sind jetzt mehr schuldig, als sie je bezahlen werden und können; und die Summe des Papiergeldes übersteigt jetzt vielleicht hundertmal jene des gemünzten. Dadurch müssen denn die Preise der

wahren Reichthümer oder Lebensbedürfnisse nothwendig steigen, und ein solches Verhältniß sowohl unter Staats- als Privatvermögen entstehen, was noch große Erschütterungen hervorbringen wird. Der Kredit trat gänzlich an die Stelle der Wirklichkeit, und damit wurden Dinge hinausgeführt, welche man sich zuvor nicht zu träumen wagte.

Endlich wurden jetzt ganz andere Triebfedern angelegt, als wodurch die Staaten und Nationen zuvor belebt und bewegt waren. Der edle Montesquieu setzte aus Bewunderung der alten Heldenthaten noch Tugend, Vaterlandsliebe, Ehre und dergleichen als den Lebensgeist von Demokratie oder Aristokratie oder Monarchie an, da doch schon zu seiner Zeit nur ein herrschendes Rad das ganze politische System von Europa belebte. Reichthum und Geld sind jetzt die mächtigen Hebel, wodurch Völker bewegt, und gegen einander gewogen werden. Religion, Ehre, Patriotism und andere Heldengefühle haben schon bey dem Utrechter Frieden ihre Stärke verlohren gehabt; und wenn es auch in unsern Zeiten einige französische Freyheitsschwärmer versucht haben, die erschlafften Federn wieder aufzuspannen, so dauerte dies nicht gar lange, und mußte selbst durch das Schreckenssystem erhalten werden. Bald trat der herrschende Gott Mammon mit seinen Begleiterinnen der Ueppigkeit und Verschwendung, wieder ins Spiel, und die Maschine nahm ihren vorigen Gang.

Diese von mir angegebenen Ereignisse mußten nothwendig das politisch-sittliche System von Europa abändern. Fürs Erste verlohr das moralisch-religiöse Band, was sonst alle christliche Staaten umschlang, merklich seine Kraft. Man ließ zwar noch, der Gewohnheit wegen, die alten Formen und Gebräuche; allein der Geist, welcher es ehemals belebte, war entflohen. Eine förmliche Gleichgültigkeit gegen alle sonst heiligen Dinge verbreitete sich über gebildete und ungebildete Klassen, und eine gewisse äußere Konvenienz vertrat die Stelle innerer Sittlichkeit und Religiosität.

Zweytens wurde allmählig aller Unterschied der Stände und besonderer Besitzthümer aufgehoben. Der Mensch, welcher seine Reichthümer durch Spiel oder Wucher erwarb, galt in der bürgerlichen Gesellschaft so

viel, als jener, welcher die Früchte seiner Heldenthaten genoß; und der Glücksritter, dessen Vater ein Bettler war, konnte bald den Landsassen an Reichthümern übertreffen, dessen Güter durch viele Generationen erworben wurden. Der flüchtige bewegliche Reichthum brachte einen leichter zu Vermögen, als der unbehülfliche unbewegliche; und alle Güter, welche sonst ganzen Ständen und Korporationen angehörten, wurden bald eine Beute derjenigen, welche die beweglichen Reichthümer in Händen hatten. Dadurch mußte die alte Anhänglichkeit an Land und Vaterland in den Herzen der Bürger erlöschen. Es galt einem jeden gleich, in was für einer Gegend er wohnte, oder was sein Land für eine Verfassung, Regierung und Beherrscher bekam, wenn er nur dadurch Gelegenheit hatte, seine Reichthümer zu vermehren, und selbst nicht geschmälert zu werden.

Drittens mußten jene Staaten, deren Stärke auf gesetzlicher Verfassung und personeller Tapferkeit beruhete, nothwendig gegen jene zu kurz kommen, welche ihre Macht auf Reichthümer und Bevölkerung gründeten. Jene waren bey allen schnellen Verhandlungen durch Gesetze eingeschränkt, und verließen sich im Kriege auf ihren Heldengeist und Vaterlandsliebe. Bey diesen aber wirkte sogleich der mächtige Hebel des Reichthums, und eine immer marschfertige Armee geübter Soldaten. Daher sind viele alte mächtige Staaten entweder herabgekommen, wie Spanien, Oesterreich, Deutschland, Schweden ꝛc. oder gar vernichtet worden, wie Venedig, Polen ꝛc.; neue emporgestiegen, wie Rußland, Preußen, und das italiänische Königreich.

Die politischen Verhältnisse unter den europäischen Staaten können jetzt folgendermaßen angenommen werden. Auf dem festen Lande sind Frankreich und Rußland die herrschenden; von ihrer Feindschaft oder Vereinigung hängt Krieg oder Frieden ab. Nach ihnen kommen Oesterreich und Preußen, welche wegen ihrem wechselseitigen Mißtrauen beyde Kolossen im Ausbruche ihrer Macht mäßigen, wovon aber ersteres sich mehr auf die französische, letzteres auf die russische Seite zu neigen scheint. Die übrigen Kontinentalstaaten hängen gänzlich von der Willkühr der Mächtigern ab; und müssen sich mit oder wider Willen auf eine oder die andere Seite schlagen.

Auf der See herrscht Großbrittanien im Kriege unumschränkt; im Frieden wird es durch Frankreich und dessen Bundsgenossen balanzirt: da aber allen europäischen Mächten an seinem Einflusse gelegen ist; so erhält es dieselben in einer beständigen Spannung, und wird so lange seine Wirkung auf dem Kontinente behaupten, als seine Macht auf den Meeren nicht gänzlich geschwächt ist.

Man spricht jetzt von Friedensvorschlägen, welche ein russischer Gesandter dem französischen Kaiser machen soll; allein eine solide Friedensbasis ist nun schwer zu finden, weil sich das politische System in Europa gänzlich geändert und noch nicht gesetzt hat. Ein jeder, auch der klügst abgewogene Friedensschluß hat künftige Kriege nicht verhindern können; denn das liegt so in der menschlichen Natur. Ich nenne daher das eine solide Friedensbasis, wodurch die Verhältnisse der Staaten gegeneinander so gestellt werden, daß, wenn auch wieder Krieg ausbrechen sollte, sie doch wenigstens wegen ihrer Existenz gesichert sind. Auf eine solche Basis war der Verdüner und westphälische Frieden angelegt. Nicht lange nach ihrem Abschlusse sind wieder Kriege geführt worden, aber keiner derselben, so blutig sie sich auch äußerten, konnte das im Friedensschlusse aufgestellte Hauptgebäude erschüttern. Sie waren nur ein unnützer Kampf zweyer mächtigen Athleten, wovon keiner den andern besiegen konnte. Jetzt ist der Fall umgewandt: auf der einen Seite stehen Riesen, welche in ihrem Streite alles umher zu verwüsten scheinen; auf der andern Pigmeen, welche bey dem nächsten Ausbruche ihren Untergang erwarten. Allein vielleicht werden eben in diesem Riesenkampfe neue und rüstige Streiter gebohren. Die Pigmeenstaaten von Deutschland, Italien, Holland, Schweiz, Polen, der ottomanischen Pforte ꝛc. können zwar bey den großen Stößen zu Grunde gehen, aber aus ihren Trümmern neue deutsche, italische, polnische ꝛc. Reiche entstehen; oder das Ganze müßte sich zuletzt in eine oder zwey große Massen auflösen.

III.

Was könnte noch einigermaßen den Gemeingeist in Deutschland erhalten?

Wenn man sich erinnert, daß Deutschland ehemals die Gesetzgeberin und Mutter der europäischen Nationen und Staaten, die Wiege der großen Fürsten- und Regentenhäuser, und der überall gefürchtete Mittelpunkt unsers ganzen Welttheils war, und nun seine unheilbare Zerrüttung im Innern, seine demüthigende Schwäche nach Außen betrachtet, so mögte man sich des wilden Philisters Simson Stärke wünschen, in patriotischer Verzweiflung die Säulen seiner Verfassung packen, und das ganze alte Gebäude mit seinen unnützen Raths- und Gerichtsstuben übern Haufen werfen. Noch ist der ehemalige Stoff da, welcher es groß machte, noch fehlt es ihm nicht an tapfern Kriegern und klugen Köpfen; aber an Vereinigung und Gemeingeist. Preußens Friedrich schlug sich vor nicht gar funfzig Jahren mit einem Heere, was größtentheils aus Deutschen bestund, mit ganz Europa herum; und Oesterreichs Karl führte selbst nach verlohrnen Schlachten und im Rückzuge ein deutsches Heer noch fürchterlich vom Kampfe. Es ist keine Stadt, kein Ländchen in Deutschland, was nicht mit großen Staaten in Aufklärung und Kultur wetteifern könnte; und wo haben in unsern Zeiten andere Nationen solche Gelehrte und Künstler, wie einen Kant, Fichte, Jacobi, Wieland, Göthe, Schiller, Herder, Müller, Mengs, Kaufmann, Füger, Gluk, Haydn, Mozart und andere hervorgebracht?

Aus dem Sturme voriger Revolutionen hat Deutschland noch einige Anstalten erhalten, wovon ein zündender Funke des Gemeingeistes ausgehen könnte. Ich will

jetzt nicht von der kaiserlichen Würde reden, denn diese wird auch künftig einem mächtigen Hause zu Theil werden; eben so wenig kann ich den Reichstag oder die Reichsgerichte anführen, denn diese müssen erst, so vortrefflich auch ihre ursprüngliche Anlage gewesen seyn mag, von andern Einrichtungen ihren Geist erhalten. Die Anstalten, worauf ich deute, sind das neue Kurkollegium, der deutsche Orden, das Erzkanzleriat mit seinem Domkapitel, und die deutschen Akademien.

Durch den Deputationsschluß sind zwar zwey geistliche Kurwürden erloschen, dagegen vier neue weltliche geschaffen worden. Nun sollte man freylich glauben, daß dadurch das ehemalige Gleichgewicht zwischen Katholiken und Protestanten gänzlich verrückt worden sey, indem nach der gegenwärtigen Organisation des Kurkollegiums sechs protestantische gegen vier katholische Kurfürsten stehen. Wenn man aber betrachtet, daß dadurch die Kurwürden gerade unter die mächtigsten deutschen Fürstenhäuser vertheilt wurden, und zu gleicher Zeit voraussetzen sollte, daß wenigstens Bayern, Sachsen, Braunschweig, Hessen, Würtemberg, Baden und der Kurfürst Erzkanzler auf die Erhaltung des Reichs denken müssen, weil davon ihre eigne fürstliche Existenz abhängt; so schien jetzt das Kurkollegium ganz geeigenschaftet zu seyn, wenigstens per majora Gemeingeist einzuflößen. Wir wollen annehmen, daß, den Herrn Erzkanzler ausgenommen, sonst jeder der obgenannten Kurfürsten im Durchschnitte genommen 20,000 Mann ins Feld stellen könnte, welches mit den Nebenhäusern und andern Fürsten gewiß nicht zu viel wäre, so erhielte Deutschland im Falle der Noth eine Armee von 120,000 Mann zu seiner Vertheidigung. Wir wollen nun noch ferner annehmen, daß diese Armee von einer auswärtigen Macht, sey es von Oesterreich oder Preußen oder Frankreich her, unterstützt würde; so könnte sie gewiß einen gewaltigen Ausschlag geben.

Man kann das eigentliche deutsche Reich jetzt unter acht große Fürstenhäuser vertheilen, denen hauptsächlich an seiner Erhaltung gelegen seyn muß: nämlich Bayern, Sachsen, Braunschweig, Hessen, Wirtemberg, Baden, Nassau und Mecklenburg; davon tragen sechs die Kurwürde, die andern sind mit diesen durch Verträge und

Anverwandtschaft verbunden. Sie haben, wenn sie wollen, ihre Vertheidigungsmittel in Händen. Treibt sie nun ihr eigenes Interesse nicht an, sich zur gemeinschaftlichen Sache zu verbinden; je nun so müssen sie sichs selbst zuschreiben, wenn sie künftig das Schicksal ihrer ehemaligen geistlichen Mitstände haben.

Die zweyte Anstalt, wovon ich rede, ist der deutsche Orden. Er ist eine aus dem Mittelalter erzeugte Zwittergeburt von geistlicher und militärischer Verfassung; kann aber, auf unsere Zeiten benutzt, zur Erhaltung des Gemeingeistes dienen, wenn er als eine Belohnung und Schule militärischer Talente angesehen würde. Man sollte darin kein Mitglied aufnehmen, was sich nicht in Vertheidigung des Vaterlands ausgezeichnet hätte. Die Güter und Verfassung des deutschen Ordens müßten eigenst mit der Reichsarmee in Verbindung stehen.

Eine gleiche allgemeine deutsche Anstalt ist das Erzkanzleriat und das damit verbundene Reichsdomkapitel. Nach Maaßgabe des jüngsten Deputationsschlusses und der von seiner päbstlichen Heiligkeit erlassenen Konzession wird der Herr Erzbischof von Regensburg, und Kurfürst Erzkanzler ein neues Domkapitel ansetzen, was nach der gegenwärtig veränderten Verfassung der deutschen Kirche und des Reichs den künftigen Primas und Erzkanzler des deutschen Reichs wählen, und überhaupt den noch einzig übriggebliebenen geistlichen Staat vertreten soll. Man kann also füglich sagen, daß es nicht allein das Regensburger, sondern überhaupt das Reichskapitel sey. Es muß an den Angelegenheiten des ganzen Reichs, und das Reich an ihm selbst Theil nehmen.

Bey gegenwärtigen Umständen wird man in Auswahl der Domherrn sehr viel Rücksicht auf die alten zertrümmerten Hochstifter von Maynz und Regensburg nehmen; aber in der Zukunft werden auf diese Würden aus allen Kreisen und Ritterkantonen Ansprüche gemacht werden, weil man sie als Stellen des ganzen Reichs betrachten kann [3].

Der Kurfürst Erzkanzler und sein Kapitel haben, in Vergleichung mit dem ehemaligen Maynzer, sehr viel

3 Deswegen wird auch die Reichsritterschaft näher mit dem Kapitel verbunden werden.

sowohl an reellen Einkünften als Macht, aber weniger an Einfluß verlohren. Sie sind jetzt, nebst der kaiserlichen Würde, noch die einzigen Stellen, welche dem ganzen Reiche zugehören. Mit dem Kaiser und Erzkanzler verfällt die ganze noch übrige Verfassung. Wenn also noch von irgend einer Seite her (denn selbst die kaiserliche Würde muß meistens einem mächtigen Hause dienen) Gemeingeist und allgemeines deutsches Interesse zu erwarten ist, so müßte es vom Primate und Erzkanzleriate herkommen. Diese Betrachtung verleitete mich noch auf eine besondere Ansicht der Dinge.

Es ist gewiß, daß die Hochstifter, so beglückend auch ihre Regierung gewesen seyn mag, doch nach dem Geiste unserer Zeiten zu viele Feinde hatten, als daß sie sich noch länger erhalten konnten. Und vielleicht würde auch selbst das neugegründete geistliche Kurthum nicht zur Existenz gekommen seyn, wenn man die Stelle eines Erzkanzlers nicht dadurch hätte unabhängig machen wollen. Man ließ also die vorige Verfassung mit Kapitel, Wahl und Hochstift, und flochte sie so in die allgemeine Reichsverfassung ein.

Indessen ist der Primat und das damit verbundene Erzkanzleriat so innigst mit der Verfassung des ganzen Reichs verbunden, daß wenn eins zu Grunde geht, das andere nothwendig auch fallen muß. Es kömmt also vorzüglich dem Kurfürsten Erzkanzler und seinem Kapitel zu, auf die Reichsgesetze zu halten und den Gemeingeist, so viel in ihren Kräften steht, anzufachen. Beydes kann aber nicht füglicher geschehen, als wenn sie selbst die Muster aller Gesetzlichkeit sind, und solche Anstalten befördern, welche Gemeingeist einflößen. Da in unsern Zeiten sowohl religiöse als politische Meinung viel von ihrer ehemaligen Kraft verlohren hat, so muß man auf andere Dinge denken, welche gegenwärtig eben die öffentliche Meinung stimmen; und das sind zuverlässig die Künste und Wissenschaften. Ich will mich darüber näher erklären.

Es ist gewiß, daß keine Klasse von Menschen mehr den Geist eines Volkes stimmen und leiten kann, als die Geistlichen, die Gelehrten und Künstler. Der Regent und Fürst, so groß und mächtig er auch immer seyn mag, wirkt und kann nur durch die bürgerliche Gewalt wirken: da geht dann auch die Maschine nur durch Gewalt; allein

der Geistliche und Gelehrte bemeistert sich der Köpfe und der Herzen, dringt mit seiner Lehre und seinen Schriften in die Häuser der Familien, in die Versammlungen des gemeinen Volkes ein, und führt seinen Geist zu Gutem oder Bösem, je nachdem es Zeit und Umstände mit sich bringen. Kluge Regenten haben daher jederzeit sich der Geistlichen und Gelehrten bedient, um ihr Volk zu stimmen; und nie hat ihnen darin der gute Erfolg gefehlt.

Wir haben jetzt in Deutschland zweyerley gelehrte Anstalten, woher die öffentliche Lehre ausgehen soll, nämlich Universitäten und Akademien. Erstere scheinen nur darum gestiftet zu seyn, um Jünglingen in den dem Staate eigenst nöthigen Wissenschaften, als Theologie, Geschichte, Naturkunde, Oekonomie, Jurisprudenz, Medizin ꝛc. Unterricht zu geben; und da ist es gut, wenn die Professoren eben keine große Sprünge machen, sondern sich hauptsächlich im Kreise der Brauchbarkeit halten. Ja ich bin im Gegentheile überzeugt, daß Geniesprünge oder die Nachforschung des Höchsten der Wissenschaften auf Universitäten mehr Schaden als Nutzen bringen. Ganz anders verhält es sich aber mit den Akademien. Hier sollen die größten Köpfe in allen Fächern zusammen arbeiten, um neue Entdekkungen zu machen, die ersten Gründe aufzusuchen, den Gemeingeist zu befördern, und solche Werke zu liefern, welche jederzeit klassisch und die Blüthe oder Frucht aller wissenschaftlichen Bestrebungen sind. Einen solchen Zweck hat das Nationalinstitut zu Paris, die Akademie zu Berlin und München. Ich komme nun meinem Zwecke näher.

Der Herr geheime Legationsrath Woltmann hat in seiner Zeitschrift für Geschichte einen vortrefflichen Aufsatz eingerückt, worin er wünscht, daß für ganz Deutschland eine solche Akademie errichtet wäre; und da man dies in einem so zerstückelten Staatskörper nicht wohl hoffen könnte, so sollte sie wenigstens ein mächtiger Fürst anlegen. Aber warum sollte sie nicht von und für ganz Deutschland errichtet werden können?

Die alten Kaiser und Fürsten haben bekanntlich der Geistlichkeit und den Klöstern ungeheure Güter geschenkt, um das Volk zu unterrichten, und den Gemeingeist anzufachen; und warum sollte man eine ähnliche Großmuth von unsern Fürsten nicht erwarten können, indem der

Kurfürst Erzkanzler, die Kurfürsten von Bayern und Baden die ruhmwürdigsten Beyspiele davon geben? Es käme also nur noch darauf an, daß man ein gemeinschaftliches Institut anlegte, und den Ort und die Mittel ausfindig machte, wo und wie es subsistiren könnte. Hier sind hierüber meine Gedanken und Wünsche.

Ein solches gemeinschaftliches Institut sollte füglich an einem Orte errichtet werden, welcher eigentlich dem ganzen Reiche angehört, und von einem solchen Regenten regiert wird, dessen Pflicht und Amt es mit sich bringt, die Wissenschaften eigenst zu kultiviren und den Gemeingeist zu erhalten. Nun kenne ich keinen, welcher dazu die von mir angegebenen Eigenschaften vorzüglicher habe, als Aschaffenburg.

Der Deputationsschluß hat nach dem Geiste der Gemeinschaftlichkeit dem Kurfürsten Erzkanzler Regensburg als den Sitz des Reichstags, Wetzlar, als den Sitz des Reichsgerichtes zuertheilt. Es bleibt jetzt noch Aschaffenburg übrig, welches leicht der Sitz einer allgemeinen deutschen Akademie werden könnte; und wann wäre der Zeitpunkt zur Errichtung eines solchen Instituts schicklicher gewesen, als jetzt, da der gegenwärtige Regent schon lange zuvor und jetzt noch einer der ersten Arbeiter im Felde der Wissenschaften ist.

Die Anstalt müßte ohngefähr folgendermaßen zu Stande kommen.

1. Ein jeder Kurfürst des Reichs ernennt und salarirt zwey Akademisten, ein jeder anderer Fürst und jede Reichsstadt einen.
2. Der Kurfürst Erzkanzler ernennt und salarirt den Sekretär und Bibliothekar der Akademie nebst den andern Subalternen, welche er auch zu seinen Diensten brauchen kann.
3. Der Kurfürst Erzkanzler ist Präsident. Er ernennt aber noch statt seiner einen Vicepräsidenten, welcher der Direktor des Ganzen ist.
4. Die Domkapitularen sind beständige Ehrenmitglieder der Akademie.
5. Nebstdem hat sie noch auswärtige und andere Ehrenmitglieder, welche aber nicht salarirt sind, und nur in Korrespondenz stehen.
6. Der Kurfürst Erzkanzler weihet das schöne Thal um Aschaffenburg und den schönen Busch nebst deren

Gebäulichkeiten der Akademie und der öffentlichen Bildung und Freude; in diesen schönen Gärten werden ein Akademiesaal, eine Bibliothek, ein Theater, ein Observatorium, ein Antikensaal, eine Bilder- und Kupferstichgallerie, ein Naturalienkabinet, ein botanischer Garten, ein physikalisches Kabinet ꝛc. errichtet, wovon schon jetzt die ersten Anlagen vorhanden sind.

7. Alles Steife, Pedantische, Gezwungene anderer Gelehrtenanstalten muß hier wegfallen, und das ganze deutsche Publikum daran Theil nehmen können. Die Akademie muß in dem Geiste arbeiten, welcher die Griechen zur Zeit des Perikles und die Italiäner zur Zeit der Mediceer belebte.

Eheu jam satis est. —

Mein Traum ist vorüber: aber so viel bin ich überzeugt, daß wenn ich hier nur die Mittel eines ehemaligen Klosters hätte, ich gewiß ein Institut gründen wollte, was einzig in seiner Art und in ächt griechischer Manier seyn sollte.

Berichtigungen.

Ersten Bandes zweytes Heft, Seite 245 soll stehen: statt Archicancellarium — Archicancellariensem.

Vierten Bandes zweytes Heft, Seite 104 soll wegbleiben nach Martial die beyden Namen Tibull, Properz.

Neue Verlagsbücher

der

Andreäischen Buchhandlung

in Frankfurt am Main.

Bojanus (L.) Ueber den Zweck oder die Organisation der Thierarzneischulen, 8. 16 gr. oder 1 fl.

Briefe über Italien vom Jahr 1785, aus dem Französischen von Georg Forster, 2 Theile, 2te Auflage, 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Kaiserl. und Reichs-Cammergerichtskalender für 1805, gebunden 9 gr. oder 38 kr.

Diel (A. F. A.) Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten, 10tes und 11tes Heft, 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

— — Ueber die Anlegung einer Obstorangerie in Scherben und die Vegetation der Gewächse, 2 Bände mit 7 Kupfern, 3te verbesserte Ausgabe, 8. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl.

Essai sur les Monuments typographiques de Jean Guttenberg, Mayençais, Inventeur de l'Imprimerie, par G. Fischer, gr. 4. 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Köhlers (Gregor) praktische Anleitung zum moralischen Unterricht in der natürlichen und geoffenbarten Religion, 8. 12 gr. oder 48 kr.

Müllers (J. C.) Geschichte der Römer für studirende und gebildete Leser, aus den Quellen dargestellt, 1te Abtheilung vom Anfange des kleinen Staates bis zum Ende der großen Republik, 8. 16 gr. oder 1 fl.

Nau (B. S.) vermischte Aufsätze über Land- und Forstwissenschaft, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

— — Entwurf einer Polizeiordnung gegen die weitere Verbreitung der westindischen Pest, 8. 14 gr. oder 54 kr.

Predigten nach Grundsätzen der heiligen und heiligenden Kirche, vom Verfasser der Dialogen über die 10 Gebote, 1ter Theil, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Rambach (M. Jac. Theod.) allgemeinfaßliche und vollständige Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung für Schulen, mit 7 Kupfertafeln, 2te vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Rhapsodien in Bezug auf technische Heilkunde, Chirurgie und gerichtliche Arzneiwissenschaft, von Joh. Chr. Ehrmann und Joh. Valentin Müller, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Röschlaub (Dr. Andr.) erster Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Jatetic und ihrer Propädeutik, als Handschrift zu seinen Vorlesungen, Iter Theil, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

—— Magazin zur Vervollkommnung der Medizin 8ten Bandes 2tes und 3tes Stück, 8. à 12 gr. oder 54 kr.

—— und Oeggl, Hygiea, eine Zeitschrift für öffentliche und private Gesundheitspflege, 1ten Bandes, 3tes Stück, 8. 10 gr. oder 45 kr.

Der Roman meines Lebens, in Briefen, herausgegeben von Freyherrn von Knigge, 4 Theile, neue Auflage, 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Ruf (Wendelin) Propädeutik der Heilkunde und Heilkunst, 8. 14 gr. oder 54 kr.

Staab (Odo) die physikalisch-chymische Kunst alle Arten der Extrakte, Tinkturen, Essenzen, wesentliche Oele, und alle Arten der einfachen und zusammengesetzten Liqueure zu verfertigen. Ein Nachtrag zu der Anleitung der chymischen Kunst des Destillirens der Weine aus Getreidekörnern, 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Uihlein (Joseph) kurzer Unterricht in der Geographie für Schulen, 8. 8 gr. oder 30 kr.

D
301
E87
Bd.4

Europäische Staats-Relationen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY